
Wilh. v. Polenz
Glückliche
Menschen


F. F. & Co


VE
RI
TAS


F.F.&Co

To Mrs. Moore for
hospital reading
with a merry Christmas
from the Franckes.

Glückliche Menschen

Der Verfasser, der noch wenige Monate vor seinem Tode an diesem Romane gearbeitet hat, mußte mitten im Werke die endgültige Ausführung abbrechen. Es ist daher von Seite 255 an der sorgfältig skizzierte Entwurf des Schlusses unter unwesentlichen Abänderungen des Wortlautes wiedergegeben.

Wilhelm von Polenz

Glückliche Menschen

Roman



Berlin, 1905, F. Fontane & Co.



Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Erstes Buch.

Herr von Hindorf kehrte nach einer Abwesenheit von anderthalb Jahren auf sein Gut zurück. Er hatte von Hamburg aus, wo er sich einige Tage lang aufgehalten, um sich wieder an deutsche Luft zu gewöhnen, an seinen Diener Gustav telegraphiert, daß ihm die Pferde zum Abendschnellzug zur Station geschickt werden sollten. Hindorf haßte die feierlichen Empfänge. Seinem Bruder hatte er zuletzt von New York aus geschrieben, daß er sich auf der Heimreise befinde, den Tag der Ankunft im Ungewissen lassend.

Als Hindorf an der kleinen Station Kranzfelde, wo der Schnellzug nur eine Minute hält, ausstieg, traf sein Ohr ein Wort, das ihm recht ungewohnt geworden war: „Untertänigst guten Tag, gnädiger Herr!" Der alte Diener stand, Hut in der Hand, vor ihm und bat um den Gepäckschein. Als er das schloßweiße Haar und das glattrasierte Gesicht dieses Greises sah, der sein Wappen auf der Livree trug, begriff Ernst von Hindorf, daß er wirklich in der Heimat sei.

Der vorsorgliche Gustav hatte zwei Wagen mitgebracht. Nachdem er sich überzeugt, daß alle Koffer seines Herrn zur Stelle seien, nahm er neben dem Kutscher auf dem Böck des Halbverdeckten Platz.

Bis Lamnitz war es immer noch eine Stunde zu fahren. Die Fahrt ging in die milde Frühjahrsnacht hinein. Es hatte geregnet. Aber jetzt war der Himmel wieder ziemlich klar; leichte, gelbumrandete Wolkenfetzen trieben daran hin und verhinderten den Vollmond, der dem Kalender gemäß fällig war, am programmgemäßen Scheinen. Die Pferde, seine alten Füchse, wie Hindorf vor dem Einsteigen konstatiert hatte, gingen ihren bekannten friedlichen Zotteltrab, nur an den sandigen Stellen oder wo der Weg durch den Regen grundlos geworden war, von selbst in Schritt fallend.

Herrn von Hindorf störte es wenig, daß er, der mit den schnellsten Beförderungsmitteln der Welt: den Pacificbahnen und den deutschen Ozeandampfern, gefahren war, am Schlusse seiner Reise den Schneckengang eines durch Ostelbischen Sand und Kot mahlenden Landgeschirres schmecken mußte. Diese Art Beförderung ließ Zeit, sich umzusehen; man konnte, soweit das die Nacht zuließ, feststellen, daß daheim alles noch beim alten sei. Die Dörfer, Kirchen, Herrensitze, Wälder, Bachläufe, Brücken, Teiche, Windmühlen, alles wohlbewahrt an seinem Platze. Je mehr er sich seiner Besitzung näherte,

desto vertrauter wurde ihm die Gegend. Jeden Stein am Wege, jeden Chausseebaum kannte er schließlich. Und was dem spähenden Auge dunkel blieb, das stellte ihm sein Gedächtnis so deutlich vor das innere Gesicht, daß die weite, nächtliche Landschaft vor ihm lag, hell und farbig, als wäre es Tag.

Die letzte sandige Bodenwelle wurde im Trab genommen, ohne daß der Kutscher die Peitsche gebraucht hätte. Die alten Pferde witterten den Stall. Dann bog man in die Allee von breiten Kastanienbäumen ein, das weitbekannte Wahrzeichen von Lamnitz. Nun kamen Büsche, Rasenplätze, Baumgruppen rechts und links. Angenehm glitt der Wagen auf dem weichen Parkwege hin. Ein schnell aufblinkender Wasserspiegel bei einer Biegung um ein Boskett, und vor einem lag das weiße Herrenhaus von Lamnitz mit seinen vielen kleinen Fenstern unter dem hohen, dunklen Ziegeldach.

Gustav sprang trotz seiner Siebzig recht behende vom Bock, um seinem Herrn den Wagenschlag zu öffnen. Im Hausflur wurde Licht, die Tür tat sich auf, und zum zweiten Male heute bekam Hindorf ein: „Untertänigst guten Tag, gnädiger Herr!“ zu hören. Diesmal von einer weiblichen Stimme. Es war Frau Siebert, die Wirtschafterin, die den Heimkehrenden geräuschvoll begrüßte.

Während zwischen Herrn von Hindorf und seinen männlichen Bediensteten nur die notwendigsten Worte

gewechselt worden waren, öffnete sich in Frau Sieberts Mund die Schleuse für einen schnell und unaufhaltsam dahinfließenden Redestrom. Der Hausherr konnte sich den wohlgemeinten Glückwünschen zu seiner gesunden Rückkehr nicht ohne weiteres entziehen. Das Vorrecht der Wirtschafterin, geschwätzig zu sein, gehörte gewissermaßen zum alten Inventar des Lamnitzer Herrenhauses. Der einzige Mensch, vor dem Frau Siebert Respekt hatte, war der alte Gustav. Der rettete jetzt seinen Herrn vor ihr, indem er die Tür zu dem neben dem Hausflur gelegenen Eßzimmer aufriß und meldete, das Abendessen warte.

Der runde Familientisch stand in der Mitte des großen Raumes, ein einziger Stuhl daran, ein einziges Kuvert aufgelegt. Von den dunklen Wänden blickten die steifen Gesichter der gewesenen Hindorfs ernst, würdevoll und nachdenklich hernieder. Auf der Kredenz von Eichenholz das Familiensilber. Der alte, weißhaarige Diener, der sich in aller Eile in den Livreerock geworfen hatte, stumm seines Herrn Wink erwartend.

Alles wie in alter Zeit. Sein Mundglas stand vor Herrn von Hindorf, sein Besteck, ein Patengeschenk, lag neben dem Teller. Von seinem Lieblingswein war eine Flasche aufgestellt. Alles hatte Gustav vorbereitet, wie er wußte, daß der Herr es liebte.

So lange Hindorf denken konnte, war dieser Raum von fröhlichen Menschen bewohnt gewesen; denn als

das größte Zimmer im Hause, hatte der Speisesaal nicht bloß für die Mahlzeiten gedient. Hier hatte er als Kind mit seinen Geschwistern gespielt, hier waren, wenn er später als Gymnasiast oder Student Freunde mitbrachte, Gesellschaftsspiele gespielt, nicht selten war auch getanzt worden. Der Besuch von Freunden und Nachbarn riß niemals ab; Lamnitz war immer ein gastfreies Haus gewesen.

Für einen kurzen Augenblick war es Ernst Hindorf, als sehe er den Raum erfüllt von festlichem Gedränge. Er sah den Vater mit weißem Vollbart, sein schwarzes Käppchen auf dem würdigen Haupt. Und die Mutter, auch schon betagt, aber jung von Herzen und Bewegungen, mit rosigen Wangen unter ihrem grauen Haar, und mit Augen, die bis ins Alter hinein die Munterkeit des Mädchens festhalten zu wollen schienen. Und um dieses Paar her die Kinder und Enkel, die Erzieher und Dienstboten, eine große Familie, eine Gruppe von Menschen, die aufwuchsen, wie im Walde unter einem Paar alter Samenbäume ein neuer Kranz von jungen Stämmen und Stämmchen aufschießt.

Der Vorhang fiel über diesem Abschnitte seines Lebens. Von den Personen, die der erste Abschnitt ihm gezeigt hatte, weilten viele nicht mehr unter den Lebenden. Hindorf hatte jung Geschwister verloren, Freunde waren ihm in alle Welt zerstreut worden oder ihm längst aus dem Gesichtskreis ent-

schwunden. Die Menschen aus jener Periode, die doch noch gar nicht so lange zurücklag, waren ihm schon zum Gleichnisse geworden, bildeten eine innere Ahnengalerie, in der er der einzigste Besucher war.

Das muntere Leben und Treiben um das alte Paar hatte auf die natürlichste Weise aufgehört. Erst war der Vater, dann die Mutter zur Ruhe gegangen. Die Kinder verließen eines nach dem andern das Haus. Ernst ging in Staatsdienst, Eberhard, das Nesthäkchen, trat in die Armee ein. Ernst von Hindorfs einzigste Schwester Konstanze hatte schon früher geheiratet. Das alte Haus stand ein paar Jahre lang leer, nur von Gustav, dem treuen Diener dreier Generationen, bewacht.

Dann war Herr von Hindorf mit seiner jungen Frau nach Lamnitz gezogen. Jetzt, vor fünf Jahren war es gewesen, im Frühjahr, als er mit Doris seinen Einzug gehalten hatte. Gegen Abend waren sie angekommen von der Hochzeitsreise, Gustav hatte serviert wie heute.

Nun hatte dieser Raum abermals festliches Gedränge gesehen. Die Nachbarschaft kam nur zu gern nach Lamnitz, das von alters her ein geselliger Mittelpunkt für die Gegend war. Doris vereinigte beides in sich, was zur Gutsherrin nötig: gesellschaftliche Gaben zur Repräsentation ihrer Stellung und Hausfrauentugenden. Dann kam die Tauffeier. Eine glänzende Tafelrunde von Verwandten, Freunden,

Gevattern freute sich mit dem jungen Paare, daß dem Lamnitzer ein Stammhalter geboren war.

Und schließlich ein Bild, an das der einsame Mann nicht denken konnte, ohne daß er es wie mit kalter Hand nach seinem Herzen greifen fühlte: ein Paar Särge, der eine groß, der andre klein. Hier in diesem Zimmer hatten sie seine Frau aufgebahrt und seinen Jungen, die ihm in ein und derselben Nacht genommen worden waren. Von hier aus hatten sie Mutter und Kind hinausgetragen in das Familienbegräbnis im Lamnitzer Schloßpark.

„Nicht daran denken!“ sagte Hindorf zu sich selbst, und fragte den Diener nach dem Befinden verschiedener Personen im Hof und Dorf.

Gustav antwortete respektvoll, ohne Geschwätzigkeit, mit richtigem Gefühl für das, was der Herr wissen wollte. Wohl niemals hatte ein Dienstbote eine vornehmere Seele besessen! Es war nicht Sklavendienst, was der alte Mann verrichtete; Gustav war nicht Lakei, wenn er auch eine Livree trug mit Wappenknöpfen.

Herr von Hindorf wußte, daß der Alte da hinter ihm am Büfett Vatergefühle für ihn hege. Er, Ernst Hindorf, war für Gustav immer noch der junge Herr, mit dem er vor Jahren auf du und du gestanden hatte. Das „du“ war nur noch auf seiten Hindorfs geblieben, aber sonst hatte sich zwischen Herr und Diener wenig geändert. Der

Gedanke, den Greis zu schelten, wäre Herrn von Hindorf ebenso unmöglich erschienen wie einen der alten Kastanienbäume zu fällen, wenn sie auch hohl und überständig waren, und obgleich sie zum Ärger aller Inspektoren durch ihren Schatten Schaden machten an der Feldfrucht.

Gustav war unverheiratet geblieben. Seine ganze Zärtlichkeit hatte die Herrschaft absorbiert, der er nun seit fünfzig und mehr Jahren diente. Jene erhabene Verachtung war auch ihm eigen für alles, was nicht zum Hindorfschen Hause gehörte, die man manchmal bei alten Dienstboten findet; aber seine Anhänglichkeit hatte nicht die unangenehme Zugabe der Aufdringlichkeit, die nicht selten die Schattenseite solch einseitiger Treue ist. Gustav kannte seinen Herrn in- und auswendig; ja, Hindorf hatte Grund zu der Vermutung, daß der Alte Gedanken zu lesen verstehe. Sicherlich kannte der treue Diener auch die Gefühle, die augenblicklich die Seele des Heimgekehrten bewegten.

Herr von Hindorf hatte abgegessen, blieb aber noch sitzen. Inzwischen verließ Gustav geräuschlos das Zimmer, und Hindorf hörte ihn oben im Herrenzimmer, das im ersten Stock lag, die Lampen anzünden und im Ofen krücken. Wieder hatte der alte Diener seine Wünsche erraten, noch ehe er gesprochen; dort gerade wollte er noch eine Weile sitzen, ehe er sich zu Bett begab.

An der Eßzimmertür scharrte jetzt etwas. Es war nur ein leises, bescheidenes Kratzen, aber da es sich in regelmäßigen Zwischenräumen wiederholte, wurde Hindorf aufmerksam und ging zur Tür, sie zu öffnen.

An seine Füße heran kroch ein dunkles, langhaariges Wesen. Erst am Winseln erkannte Hindorf den schottischen Schäferhund. Das treue Tier hatte die Stimme des Herrn erkannt und erschien nun, ihn zu begrüßen. Er rief den alten Hund ins Zimmer; hier, bei hellerer Beleuchtung, sah Hindorf, wie das Tier gealtert war in der Zeit seiner Abwesenheit. Graue Haare hatte Felix um die Schnauze bekommen, die Augen lagen tief und waren trübe. Er schien schwer an Rheumatismus zu leiden. Das brave Tier, dem offenbar jede Bewegung Schmerz bereitete, versuchte an seinem Herrn emporzuspringen; als ihm das kläglich mißglückte, leckte Felix vor demütiger Zärtlichkeit die hingestreckte Hand seines Meisters.

Der Hund hatte eigentlich der Verstorbenen gehört, die ihn als junges Tier ins Haus gebracht. Er war ihr Freund gewesen; aus niemandes Hand als der schönen seiner Herrin hatte der Verwöhnte das Futter genommen. Es war selbstverständlich gewesen, daß Doris, wenn sie ausging, Felix als Beschützer mitnahm. Selbst zu ihrem Krankenlager war ihm Zutritt gelassen worden. Noch am Tage

vor ihrem Tode hatte ihm Doris den klugen Kopf lange gestreichelt.

Herr von Hindorf hatte den Gedanken an das, was gewesen und was unwiederbringlich verloren war, aus dem Wege gehen wollen, aber nun drängten sich ihm die Erinnerungen auf Schritt und Tritt in den Weg.

Inzwischen war Gustav wieder heruntergekommen und mißbilligte durch einen Blick die Anwesenheit des Hundes im Eßzimmer. Er erklärte, Felix schlafe jetzt bei ihm, da er den Aufenthalt im kalten Hundezwinger nicht mehr vertrage. Dann nahm er das leise winselnde Tier auf den Arm wie ein Kind und schaffte ihn in seinen Korb am warmen Ofen.

Hindorf begab sich nach dem ersten Stock. Die Stufen der alten Holztreppe knarrten noch genau so wie früher; jede einzelne hatte ihren besonderen Ton. Einen Augenblick zögerte er vor dem Salon seiner verstorbenen Frau, der der Treppe gerade gegenüberlag. Doch ging er vorbei. Den Anblick dieses Raumes wenigstens wollte er sich heute abend ersparen. In seinem Zimmer angelangt, sagte er zu Gustav, der ihm gefolgt war, er könne zu Bett gehen. Der alte Diener sah noch einmal nach dem Ofen und entfernte sich.

Er war allein! Wie er sich auf diesen Augenblick gefreut, wie er vor diesem Augenblick gebangt

hatte! Dieses Zimmer war von alters her im Lamnitzer Herrenhause das Wohnzimmer des Gutsherrn gewesen. Für Ernst von Hindorf war es bevölkert mit persönlichen Erinnerungen und mit dem heimlich unsichtbaren Walten seiner Vorfahren. Was mochten hier im Laufe der Jahrhunderte für Gedanken, Sorgen, Hoffnungen, Entschlüsse entstanden, genährt und begraben worden sein! Was hatte er selbst, Ernst Hindorf, in diesen holzgetäfelten Wänden, unter dieser vom Alter gebräunten Decke gelitten, gesonnen und gekämpft!

Hier war es gewesen, wo ihn der Vater als den ältesten Sohn eingeweiht hatte in die Vermögenslage der Familie an der Hand der Wirtschaftsbücher. Hier war es auch einige Jahre später gewesen, wo er dem alten Herrn eine Ehrenschuld hatte beichten müssen. Er sah noch deutlich, als wäre es gestern gewesen, das bekümmerte Gesicht des Vaters, der plötzlich um Jahre gealtert schien durch die bestürzende Nachricht. In den Boden hätte der Sohn damals sinken mögen, als der Vater mit sorgenvoll gefurchter Stirn in seiner stillen Weise nur bemerkt hatte: „Nun könne er die Hypothek auf Lamnitz, die er so gern getilgt hätte, nicht abtragen.“ Die Scham über diese längst verjährte Szene war der Seele doch für alle Ewigkeit eingebrannt, unauslöschlich, wie mit glühendem Eisen.

Und dann hatte er selbst hier gesessen an Stelle

des Vaters, an dessen bauchigem, nun schon wurmgefressenen Schreibpult, hatte gerechnet, gesorgt, vorausgedacht. Da war es ihm erst klar geworden, welch schweres, oft dornenvolles Amt das des Grundbesitzers sei, nicht ein Sport, den man zu seiner Erholung trieb, wie er früher wohl gewähnt hatte, sondern ernste, Kopf und Herz des ganzen Mannes erfordernde Arbeit. In diesem Zimmer war Herrn von Hindorf das Bewußtsein aufgegangen von der Größe und Herrlichkeit seines Berufes.

Und noch von andern großen Erlebnissen sprach ihm die dunkle, altersgebräunte Decke, die, treuer als ein Spiegel, jeden Hauch eines Ereignisses, der sie berührt, bewahrt zu haben schien. Hier hatte er eine lange, bange Nacht hindurch gesessen, während drüben im gemeinsamen Schlafzimmer seine Frau ihr Stündlein durchkämpfte. Und hier, wie heute in seinem Sorgenstuhle sitzend, hatte er die Nachricht empfangen, daß ihm ein Sohn geboren sei.

Ein Sohn! Ein Stammhalter, ein Fortsetzer seines Geschlechts, ein Majoratserbe für Lamnitz!

Noch einmal kostete er diesen Augenblick durch, noch einmal musterte der vereinsamte Mann seinen ehemaligen Reichtum an Liebe, Glück und Hoffnung, bohrte sich damit das Bewußtsein, ein Bettler geworden zu sein, nur um so tiefer ins Herz. Es hatte ja keinen Sinn, war unvernünftig, unmänn-

lich obendrein, immer wieder zurückzukehren zu seinem Kummer. Aber Hindorf vermochte die dunklen Gedanken nicht zu bannen, sie waren bei aller Schemenhaftigkeit stärker als die Wirklichkeit. Seit er heute sein Haus betreten hatte, wurde er die Gesichte nicht los. Es kroch aus allen Ecken heran, es griff von den Wänden her nach ihm. Alle Räume waren belebt, jedes Möbel hatte eine Geschichte, an allem, was er berührte, schienen Eindrücke zu haften, die toten Gegenstände belebten sich, bekamen Angesicht und Gliedmaßen.

Die vier Wände, in denen er sich jetzt befand, der Sorgenstuhl, in dem er saß, die gebräunte Decke seines Zimmers, die wie vor Jahren auf ihn herabblickte, hatten ihm noch eine ganz besondere Geschichte zu erzählen, ihm allein. Die Geschichte seines tiefsten Verzagens, von der außer ihm kein lebendes Wesen etwas wußte. Vielleicht, daß der alte Gustav eine Ahnung davon hatte, wie nahe sein Herr einmal vor dem selbstgewählten Ende gewesen war. Aber über die Lippen dieses Greises kam darüber sicherlich kein Wort.

An diese Periode seines Lebens konnte Hindorf nur mit Grauen zurückdenken. Alles hatte er damals verloren: den Glauben an Gott und an sich selbst, Hoffnung und Liebe, die Teilnahme an den Menschen. Entleert ihres besten Inhalts war seine Seele. Haß gegen alles, was ihn ans Dasein fesseln

wollte, erfüllte ihn. Ein furchtbarer Gast zehrte an seinen Kräften: der Lebensekel.

Das Bewußtsein davon hatte einen sehr leichten Schlaf. Es graute Herrn von Hindorf davor, manche Räume seines eigenen Hauses zu betreten, weil er sich im geheimen fürchtete, an gewisse Szenen zu denken, die sich dort abgespielt hatten. Er wollte nicht in den dunklen Gängen schmerzlicher Erinnerungen stöbern, die unter seiner Existenz vielverzweigt hinliefen, wollte nicht Gespenster aufscheuchen, die, wie er wohl wußte, kaum notdürftig gebannt waren. Ein zweites Mal in solchen Zustand zurücksinken, würde Untergang bedeuten; einmal nur kann man die Kraft haben, sich aus einer Tiefe emporzuarbeiten, in die kein Lichtstrahl dringt, ein zweites Mal nicht.

Lange hatte er sich gegen den Gedanken gesträubt, daß es Heilmittel gebe für seinen Schmerz. Daß der bloße triviale Verlauf der Zeit Macht haben sollte, den Kummer zu lindern, war ihm wie entweihend des Angedenkens seiner Toten erschienen. Alles, was ihn von seiner Trauer abziehen wollte, hatte ihm als hassenswert, ja verrucht gegolten. Selbst das Familiengut, an dem er so sehr hing, war ihm gleichgültig geworden. Was konnte ihm Lamnitz bedeuten, da er ein Witwer und kinderlos geworden war!

Er ließ fortan alles gehen auf dem Gute wie

es wollte. Änderungen, Neuerungen, Verbesserungen, die er in der ersten Besitzerfreude an den Gebäuden, auf den Feldern, im Walde vorgenommen hatte, blieben halbfertig liegen. Alle Ehrenämter in der Gemeinde und im Kreise, die er nach und nach übernommen und mit Glück verwaltet hatte, gab er ab. Nachbarn und Freunde, welche ihm Beileidsbesuche machen wollten, wurden nicht vorgelassen. Kein Wunder, daß sich in der Nachbarschaft die Ansicht verbreitete, der Lamnitzer Hindorf sei tiefsinnig geworden.

Was ihn damals allein zurückgehalten hatte, sein entwertetes Dasein von sich zu werfen, war der Gedanke gewesen, daß damit das Andenken der Toten befleckt werden würde.

Doris war gestorben wie eine Heldin. Sie hatte sich bei der Pflege ihres an der Diphtheritis erkrankten Jungen angesteckt. Frau von Hindorf, eine gesunde, blühende Frau, hatte schwer vom Leben Abschied genommen. Sie war glücklich gewesen in ihrer Ehe, liebte Mann und Kind, und fürchtete für sich selbst den Tod weniger als die Vereinsamung für diese beiden. Das Sterben ihres Kindes erlebte sie nicht mehr; einen Tag, nachdem die Mutter vollendet hatte, löschte auch diese kleine Flamme aus.

Aber wer geliebt hatte wie er Doris, der konnte sich nicht in den Gedanken finden, daß es keinerlei

Verbindung geben solle zwischen Verstorbenen und Lebenden. Hindorf war kaum, was die Kirche einen positiven Gläubigen nennt. Auch dieses Erlebnis änderte an seinen religiösen Anschauungen nichts. Aber wenn man Frömmigkeit als ein bewußtes Leben in die Tiefe auffaßt, dann durfte Ernst von Hindorf nicht aus der Schar ernster und redlicher Menschen ausgestoßen werden, die, ohne Kirchen-christen zu sein, tief durchdrungen sind von der Heiligkeit ihrer unsterblichen Seele.

In gewissem Sinne war ihm der unersetzliche Verlust, den er erlitten, zu einer Erweckung geworden. Ganz anders glaubte er jetzt, den Sinn des Lebens zu verstehen, da er die Toten als ernste Zeugen stets sich nahe fühlte. Ja, zuzeiten konnte er eine gewisse Befriedigung empfinden bei dem Gedanken, daß das Leben nur ein kurzer Gang sei, kaum Wert des Lärmes, der davon gemacht ward. Das reinste, erhabenste Gefühl blieb doch die Freude auf den Tod. Wenn man bis zu der Erkenntnis durchgedrungen war, daß das Leben nur eine Vorbereitung bedeute für das Sterben, dann erschien selbst das sinnwidrigste Unglück erträglich.

Ja, er wollte es noch einmal mit dem Leben aufnehmen! Hier an dieser Stätte, die seine tiefste Verzweiflung gesehen hatte, schwor er sich's zu. Hier, wo seine Toten lagen, wollte er fortan wohnen bleiben. Dieser Grund und Boden mit

solcher Aussaat darin, war ihm doppelt geheiligt und teuer.

Hindorf trat an das Fenster, das in den Park hinausblickte. Der Mond hatte inzwischen die treibenden Wolken besiegt und stand, eine stille klare Scheibe, am lichten Himmel.

Der Blick des einsamen Mannes wandte sich nach jener Richtung, wo hinter Büschen und Wipfeln die Begräbnisstätte der Familie lag. Durch die noch unbelaubten Zweige vermochte er die grauen Mauern des Gebäudes und die dunklen Zypressen vor dem Eingang zu erkennen. Unwillkürlich faltete er die Hände und flüsterte: „Wann werde ich euch wiedersehen?"

Lange nach Mitternacht erst war Herr von Hindorf zu Bett gegangen. Trotzdem erhob er sich früh. Die Sonne eines herrlichen Frühlingstages schien ihm in die Fenster. Allerhand vertraute, lange nicht vernommene Laute drangen an sein Ohr: das Gezwitscher der Sperlinge in den Fliederbüschen vor dem Hause, das Gackern im Hühnerhofe, das Brüllen der Kühe von den Ställen herüber. Kein Zweifel, er war in Lamnitz!

Der Wunsch, sein Gut zu sehen, trieb ihn bei der Toilette mächtig zur Eile an. Man hatte im Hause nicht erwartet, daß er so zeitig auf sein würde; selbst Gustav war einmal durch seinen

Herrn überrascht worden. Hindorf fand das Frühstück noch nicht fertig; eine schnell bereitete Tasse Tee und eine Scheibe Butterbrot genügten ihm fürs erste. Im Hausflur suchte er sich seinen alten krummen Stock unter vielen andern heraus und schritt ins Freie.

Auf dem Wirtschaftshofe, wohin er sich zuerst gewandt hatte, begegnete ihm der neue Inspektor. Hindorf kannte den Mann noch nicht. Sein alter Beamter, den er vom Vater übernommen hatte, war vor Jahresfrist gestorben. Die Nachricht hatte den Weltreisenden erreicht, als er gerade in Bombay weilte. Von dort aus einen neuen Beamten für Lamnitz auswählen, hätte immerhin seine Schwierigkeiten gehabt. Er schrieb daher an seinen Bruder, daß er ihm diese Mühe abnehmen möge. Eberhard war Husarenoffizier in Kranzfelde, der Kreisstadt, garnisoniert. Er hatte mit dankenswerter Schnelligkeit unter den Bewerbern einen Inspektor für Lamnitz herausgefunden.

Der Beamte, gestiefelt und gespornt zum Ausreiten, stellte sich selbst vor, dann schloß er sich unaufgefordert dem Gutsherrn bei seinem Gang durch die Wirtschaftsgebäude an.

Hindorf fand es ziemlich unnötig, daß der Inspektor ihm gegenüber den Erklärer mache, als habe er einem Fremden den Hof zu zeigen; noch peinlicher berührte es ihn, daß der Mann sich ein

abfälliges Urteil herausnahm über Maßnahmen, die sein Amtsvorgänger getroffen hatte; die eigenen Leistungen wurden dementsprechend stark hervorgehoben. Hindorf hörte sich das eine Weile mit an, dann hielt er es für angebracht, die Prahlerei des Beamten zu dämpfen. Er ließ die Bemerkung fallen, daß zuzeiten seines alten Brodmann das Rindvieh besser genährt und die Pferde weniger abgetrieben gewesen seien. Dem jungen Inspektor fuhr dieser verhüllte Tadel gewaltig in die Krone; er strich sich über den wohlgepflegten Bart und meinte: „Der gnädige Herr sei leider bei der Übernahme nicht zugegen gewesen, sonst würde er wissen, daß die Ställe in schlechtem Zustand gewesen seien." Hindorf schnitt das Gespräch ab, indem er sagte, daß er sich an das halte, was er jetzt sehe, und daß er sich auf seine Augen verlassen könne.

Er ging nun auf die Felder. Es war ihm wohl und frei zumute. Der kleine Ärger mit dem Inspektor hatte wie eine leichte Zutat von Salz, den Geschmack anregend, gewirkt.

Das Wetter konnte nicht günstiger sein für das Wachstum der jungen Saaten. Der Regen vom Abend vorher hatte das Erdreich leicht angefeuchtet und milde gemacht, und nun schien die Sonne darauf. Warme Dünste stiegen von der Ackerkrume auf wie in einem Treibhaus. Winterkorn und Weizen standen üppig grün, und der Hafer bedeckte schon

mit zarten Spitzen das Land wie ein zarter ins Rötliche schimmernder Flaum.

Hindorf verfolgte zunächst die Allee von alten Kastanien, die vom Wirtschaftshofe weg als Hauptverkehrsader quer durch die Besitzung lief; rechts und links zweigten sich Feldwege ab, die in regelmäßigen Abständen mit Obstbäumen bepflanzt waren. Er schlug einen dieser Wege ein, der nach einer auf einem Hügel frei gelegenen Feldscheune führte. Die wenigen Meter Erhöhung ergaben schon eine schöne Rundschau.

Die Landschaft hatte nichts Großartiges, kaum, daß man ihr Anmut hätte nachrühmen können. Ihre Reize waren mit karger Hand verstreut, aber ein liebevoll suchendes Auge konnte sie entdecken. Der Boden war fast ganz von der Landwirtschaft mit Beschlag belegt; ein viereckiges Feld reihte sich an das andre an. Das Wasser kam nur in der zahmen Form von flachen Teichen vor; sie blitzten wie Spiegel aus der matten Einfassung von gelbem Schilf hervor. Die peinliche Ordnung der Feld- und Wiesenwirtschaft ließ nur selten einmal eine kleine Unordnungsecke bestehen, wo Brombeergestrüpp wuchs, Weiden mit rotgelben Ruten einen lebhaften Farbenton in das Grau und Braun der kahlen Erlen brachte, ein Strauch mit Kätzchen, die Bienen von weither anlockte.| Der Wald gab, ein niederer dunkler Wall, dem Bilde seinen Abschluß.

In der Prärie des westlichen Nordamerikas, den Steppen Zentralasiens war sicherlich weniger wohltuende Ordnung, aber um so mehr natürliche Größe und Unberührtheit gewesen. Aber Hindorf fühlte sich nur einen kurzen Augenblick lang enttäuscht; denn, sagte er sich, er tue seiner Heimat unrecht, wenn er Schönheit von ihr verlange. Dies hier war eine Stätte der Arbeit. Was er hier sah, war in Jahrhunderten bedachtsamen Hegens und Pflegens einem zähen Boden mühsam abgerungen worden. Es lag fromme, ernste, deutsche Arbeit in dieser Scholle vergraben. Das prächtige Kornfeld, das sich wie ein sanfter grüner Teppich fast unabsehbar vor ihm ausdehnte, war nicht erst einen Winter alt, Generationen hatten daran gearbeitet; er erntete auf dieser Fläche nur, was seine Vorfahren gesäet hatten. Wahrlich, in diesem Lichte gesehen, brauchte sich sein Lamnitz des Vergleichs mit irgendeinem der herrlichen Landschaftsbilder, die das Auge des Weitgereisten verwöhnt hatten, nicht zu schämen.

Er kehrte, einen rasenbewachsenen Feldweg benutzend, der in weiter Kurve um die Gutsäcker führte, nach Lamnitz zurück.

Auch das Dorf bot keine aufdringlichen Reize. Die Bauern waren, entsprechend dem geringen Boden, auf dem sie saßen, keine Krösusse. Bei den Gebäuden wog das Strohdach, die Lehmwand und

das Ziegelfachwerk vor. Auf den meisten Gehöften lag die Düngerstätte frei, mitten im Hof, die offene Jauchenpfütze daneben. Das sprach weder für den guten Geschmack noch für den haushälterischen Sinn der Leute. Lustig anzuschauen waren nur die Frühlingsblumen in den Vorgärten, die selbst bei der ärmsten Häuslerwohnung nicht mehr fehlten. Und warm wurde es Herrn von Hindorf ums Herz, als er auf dem Dach des Gemeindevorstandes die Störchin im Nest erblickte und den alten Adebar, wie er gravitätisch auf dem First stand, sich als Mittelpunkt der Welt fühlend.

In der Dorfstraße wurde der Gutsherr überall begrüßt. Die Männer begnügten sich meist mit einem unterwürfigen Griff nach der Mütze und einem halbvertraulichen, halbverlegenen Grinsen. Die Kinder, deren es in Lamnitz erstaunlich viel gab, starrten ihn verdutzt an. Das Weibsvolk aber ließ die Frühjahrsreinigung im Stich, kam auf die Straße gelaufen, manche, um ihm neugierig nachzugaffen, andre, kühnere, um ihm zur glücklichen Heimkehr Glück zu wünschen. Die alte Graupsen kam mit entblößten Armen direkt vom Scheuerfaß und bot ihm die runzlige Hand, die sie zuvor an der Schürze abgewischt hatte. Dieses alte verwitterte Weib, mit den dunklen, verschmitzt dreinblickenden Augen, war eine der frömmsten Frauen des Kirchspiels; ihre Reden waren mit Bibelsprüchen und

Gesangbuchversen durchflochten wie ein Stück grobes Baumwollenzeug mit einem Einschuß von Seidenfäden.

Der Gutsherr kannte diese gottselige Person noch von einer andern Seite. Die Graupsen wohnte dicht vor dem Eingang zum herrschaftlichen Park, nicht immer aber schien es ihren Fingern ganz klar zu sein, wo ihre Grenzen aufhörten und die der Gutsherrschaft anfingen. Gras, Klee, Beeren, Gemüse aus dem Garten, Reisig aus dem Holzschuppen, oder auch Gebrauchsgegenstände, die man unbewacht hatte liegen lassen und die ihr gefielen, wanderten bei der Graupsen in ein großes, unergründliches Loch, aus dem sie nie wieder auftauchten. Setzte man sie über ihre Langfingrigkeit zur Rede, dann pflegte sie die Sache so zu wenden, daß sie Dank verdiene, da sie nur auf Ordnung halte, ja einmal, als der verstorbene Inspektor beim Kartoffelausmachen ihr einen viertel Zentner „Apern“ aus den Unterröcken geholt hatte, war ihm von der bibelfesten alten Frau die entrüstete Antwort geworden: „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden.“

Heute wünschte die Graupsen in schöner, wohlgesetzter hochdeutscher Rede Gottes Segen auf das Haupt des heimgekehrten Gutsherrn herab. Sie habe viel für ihn gebetet in seiner Abwesenheit. Ja, es bekam fast den Anschein, als sei Herr von

Hindorf nur durch der Graupsen Fürsprache bei der Allmacht aus den großen Fährnissen seiner Weltumseglung unversehrt in die Heimat zurückgekehrt.

Eine Schar von Dorfleuten hatten sich um den Gutsherrn und die Alte versammelt. Die Graupsen gab mit ihrer beweglichen Zunge den Gefühlen der Nachbarn Ausdruck. Die Männer nickten, und die Frauen seufzten beistimmend.

Hindorf schüttelte allen die Hand, ehe er ging. Solche Zeichen des Vertrauens taten doch wohl! Daran war nichts Erkünsteltes, es war ihm mehr wert als Ehrenpforten und Salutschüsse.

Ein gut Teil der Liebe, die er genoß, verdankte er Doris, er wußte das wohl. Das Andenken der Verstorbenen konnte nicht aussterben an diesem Orte. Überall fehlte sie. Was war Lamnitz ohne Doris? Für die Armut, für die sie, wie für alles Menschliche, ein großes Herz gehabt hatte, war sie unersetzlich.

Sollte er jetzt die Begräbnisstätte aufsuchen? Den Schlüssel zu der Grufttüre trug er bei sich. Im Innersten bangte er vor dem Augenblick, wo er die Särge wiedersehen würde; aber es lockte ihn auch wiederum unbeschreiblich, das wehmütige Gedenken sofort zu feiern.

Unentschlossen stand er noch vor der kleinen Pforte, die von der Dorfstraße in den herrschaftlichen Park führte, als sein Ohr auf das gleich-

mäßige Hufklappen eines trabenden Pferdes aufmerksam wurde. Dann bog ein Reiter in Husarenuniform um die Ecke: sein Bruder Eberhard.

Der Husar parierte kurz und sprang aus dem Sattel. Die Brüder schüttelten einander die Hand. Hindorf freute sich über Eberhards schmuckes Aussehen, für den er von jeher mehr die Gefühle eines Vaters als die eines Bruders gehegt hatte.

„Also, du bist wieder da!" sagte der Leutnant. „Weißt du auch, woher ich das erfahren habe?" Hindorf verneinte und erklärte gleichzeitig, daß er die Absicht gehabt habe, dem Bruder heute noch seine Ankunft mitzuteilen.

„Henning Plessow kam gestern abend aus Berlin zurück; er hat dich im Speisewagen gesehen. Heute früh beim Felddienst sagte er mir es. Da habe ich mir Urlaub genommen und bin die fünfundzwanzig Kilometer in zwei Stunden hierher geritten. Ganz nette Leistung, was, für den Chargenbock?"

Ernst Hindorf betrachtete sich den staubbedeckten Braunen von preußischer Abkunft, der alles andre als schön war, aber den Eindruck eines unverwüstlichen Gebrauchspferdes machte. Wie ihn das alles heimatlich, oder wie sie drüben sagten: „deutschländisch" berührte: der Leutnant mit seinem nach oben gebürsteten, schneidigen Schnurrbart, der in rührender Harmlosigkeit sofort von Regiments-

angelegenheiten und Garnisonsklatsch zu erzählen begann, durch und durch davon überzeugt, daß es auf der ganzen Welt nichts Interessanteres gebe. Sie gingen dem Wirtschaftshofe zu, ungeführt folgte die Charge ihrem Herrn. Einem Knecht, der ihnen in den Weg kam, rief Ernst Hindorf zu, das Pferd des Herrn Leutnants in den herrschaftlichen Stall zu führen und ihm Futter zu schütten; dann begaben sie sich langsam nach dem Herrenhause.

Gustav hatte die Herren schon erspäht und fragte, als sie eintraten, wie es mit dem Essen gehalten werden solle. Hindorf erklärte, Eberhard möge die Zeit bestimmen, ihm sei jede recht.

Der Leutnant meinte, wenn er entscheiden solle, bitte er gleich jetzt um ein Frühstück, denn er müsse im zeitigen Nachmittag schon weiter reiten. Ernst solle nur entschuldigen, aber da er einmal unterwegs sei, habe er sich vorgenommen, von Lamnitz aus zu den Plessows zu reiten.

„Nach Baderwisch?" fragte Hindorf.

„Nein, nach Reitern. Du weißt wohl noch gar nicht, daß Plessows umgezogen sind?"

„Das Erste, was ich höre!"

„Vor Weihnachten ist Ede Plessow mit Kind und Kegel nach Reitern ausgerückt, Baderwisch überläßt er Horst."

„Horst! — Wie will denn der auf Baderwisch durchkommen?"

„Er heiratet. Sie ist Fabrikantentochter und hat klotziges Geld.“

„Ede Plessow und eine bürgerliche Schwiegertochter!“

„Nicht wahr? Man ist gespannt auf die zukünftige Herrin in Baderwisch.“

Die Unterhaltung wurde im Zimmer des Hausherrn geführt. Eberhard hatte sich auf dem Ledersofa ausgestreckt und rauchte.

Er war jetzt auf Pferdegeschichten gekommen. Der Leutnant besaß ein Paar Rennpferde; er erzählte von dem Pech, daß er in der vorigen Herbstsaison gehabt habe. Seinen früheren Trainer habe er wegschicken müssen, weil der Kerl ihn schauderhaft betrogen hätte; aber jetzt habe er einen erstklassigen Mann, und der Erfolg fange an, sich seinen Farben wieder zuzuwenden.

Hindorf schenkte den Worten des Bruders nur halbes Gehör. Das, was er vorhin gehört hatte, ging ihm im Kopfe herum. Horst Plessow hatte Baderwisch übernommen und würde dort wohnen. — Merkwürdige Schickung!

Lamnitz und Baderwisch waren nächste Nachbarschaft. Als Jungens schon hatten sich die Nachbarssöhne geschlagen und vertragen, aber das Schlagen war das Häufigere gewesen. Dann kam man auseinander. Ernst Hindorf besuchte das Gymnasium der Provinzialhauptstadt, während der junge Plessow

auf Ritterakademie geschickt wurde. Horst schien sich schwer von der Schulbank trennen zu können; auch das juristische Examen machte ihm Schwierigkeiten. Ernst Hindorf war schon angesessen und verheiratet, als Horst Plessow endlich im Vorbereitungsdienst beim Landratsamt des Kreises angestellt wurde. Hier war es, wo die beiden Altersgenossen zum ersten Male in offenen Gegensatz traten. Der Landratsposten würde voraussichtlich in kürzester Zeit frei werden; der alte Plessow setzte Kopf und Kragen daran, seinen ältesten Sohn Horst in diese Stellung zu bringen. Ernst Hindorf aber war der Ansicht, daß dieses Amt viel zu wichtig sei, um es einem Menschen anzuvertrauen, der sich, wie Horst Plessow, bisher nur im Renommieren und Geldvertuen groß gezeigt hatte.

So stemmte sich denn der Lamnitzer dem Plessowschen Landratswahlprojekt energisch entgegen, obwohl er wußte, daß er sich dadurch den alten Ede, der das gefürchtetste Mundwerk der Gegend besaß, für alle Zeiten zum Feinde machen werde. Eine Anzahl der einsichtigen Leute der Gegend schlossen sich Herrn von Hindorf an, und so machte die Kandidatur Horst Plessows Fiasko. Zwischen den Häusern Lamnitz und Baderwisch aber senkte sich von da ab ein dunkler Vorhang von Verstimmung.

Gustav meldete, das Frühstück sei angerichtet. Die Brüder begaben sich ins Eßzimmer.

„Wie geht es denn in Dromsdorf bei den Weudenas?“ erkundigte sich Ernst Hindorf, als sie saßen.

„Gut, gut!“ war die hastige Antwort.

„Kommst du noch manchmal hin?“

„O doch, manchmal! — Weudenas leben ganz zurückgezogen, man wundert sich allgemein, wie wenig sie geben.“

„Mit sieben Kindern und einem verschuldeten Gute kann man wohl keine großen Sprünge unternehmen.“

„Die Mädels werden dann eben schwer abgehen.“

„Wie geht es denn Marka Weudena?“

„Ich habe sie eine Ewigkeit nicht gesehen. Aber ich glaube, es geht ihr gut. Henning Plessow ist neulich mal in Dromsdorf gewesen; er sagt Marka habe stark eingepackt. Schade! Man sieht die guten Leute wirklich nirgends. Die Dromsdorfer Mädels werden richtig eingepökelt.“

Hindorf fühlte sich unangenehm berührt durch die Art und Weise, wie sein Bruder von dieser Familie sprach. Früher hatte Eberhard sehr viel in Dromsdorf verkehrt, und Marka Weudena war ihm damals durchaus nicht gleichgültig gewesen. Aber Eberhards Interesse schien neuerdings ganz in Anspruch genommen durch die Plessows; dieser Name tauchte immer wieder in seinen Erzählungen

auf. Bei seinem Regimente standen zwei Söhne von Ede Plessow: Job und Henning. Mit ihnen zusammen hielt sich Eberhard einen Rennstall. Der alte Ede war von jeher ein großer Pferdsmann gewesen; manche nannten ihn auch weniger schmeichelhaft einen „Pferdeschmeißer". Ernst Hindorf würde es lieber gesehen haben, wenn sein Bruder sich von dieser Gesellschaft fern gehalten hätte. Ede Plessow hatte schon mehr als einen unerfahrenen jungen Mann beim Pferdehandel oder auch am Spieltisch arg gerupft.

„Weißt du, wer jetzt von der ganzen Gegend am besten reitet?" fragte Eberhard plötzlich.

„Früher waren es die Baderwischer Jungens, die sind ja halb im Stalle aufgewachsen."

„Ich sage dir, Henning Plessow, der als unser bester Reiter gilt, ist ein Waisenknabe gegen seine Schwester."

„Wie, das kleine Ding?"

„Seit Ostern vorm Jahr ist Anne Marie vom Stift zurück."

„Hat sie im Stift reiten gelernt?"

„Nein, bei ihrem Vater. Jetzt dressiert sie die schwierigsten Gäule. Der größte Verbrecher von Pferd geht unter ihr wie eine Puppe."

Der Leutnant erzählte weiter von Anne Marie, und es war für Ernst Hindorf, der das leicht bewegliche Herz seines Bruders kannte, ziemlich klar, daß

er augenblicklich für Fräulein von Plessow schwärme. Nun war es ja klar, was ihn nach Reitern zog. Der Lamnitzer, der nach so langer Abwesenheit mancherlei mit seinem Bruder zu besprechen gehabt hätte, machte keinen Versuch weiter, den jungen Mann länger zu halten.

Bald nach dem Frühstück schon ritt Eberhard ab. Reitern lag seine dreißig Kilometer von Lamnitz entfernt. Der Leutnant erklärte, daß er den Burschen mit Pferden und Uniform zum wechseln, nach einem Gasthof unterwegs bestellt habe, denn so „verdreckt“, wie er sei und mit „dem Chargenbock“, wolle er in Reitern nicht auftreten.

Ernst Hindorf sah den Bruder noch aufs Pferd steigen und winkte ihm einen Gruß zu, als er im leichten Kanter um die Ecke am Wirtschaftshofe bog. Dann kehrte er auf sein Zimmer zurück.

Man mußte nun ans Arbeiten denken. Wahre Berge von Briefen, Drucksachen und Aktenstücken, die Gustav während der Abwesenheit des Herrn gewissenhaft angesammelt hatte, warteten der Durchsicht. Herr von Hindorf hatte bestimmt, daß ihm nichts nachgeschickt werden solle. Eberhard sollte sich, so war besprochen worden, um Lamnitz kümmern und das Wichtigste erledigen. Der Leutnant hatte wohl einen schwachen Versuch dazu gemacht, war aber zu ausdauernder Arbeit schließlich doch zu bequem gewesen.

Ein paar Stunden brauchte Hindorf allein, um sich einen Überblick zu verschaffen, über das, was sogleich erledigt werden mußte, und es von dem zu trennen, was aufgeschoben oder gar was vernichtet werden durfte. Als er mit der gröbsten Arbeit zu Ende war, ließ er eine Pause eintreten. Es gab noch Stoff für Tage und Wochen. Als ein weiteres Pensum standen die Wirtschaftsbücher und die Forstrechnungen im Hintergrunde.

Unwillkürlich legte sich Ernst Hindorf die Frage vor, für wen er diese Arbeit eigentlich tue. Für das Gut, für Lamnitz? Es war etwas Großes um den alten gefestigten Grundbesitz, niemand konnte mehr davon durchdrungen sein als er. Die jeweilig lebende Generation war nur der zufällige Inhaber und Nutznießer des Besitztums, das vielmehr Eigentum blieb einer höheren Gruppe: der Familie. Jeder Besitzer reichte sterbend das von den Vätern empfangene Kleinod weiter an kommende Geschlechter. Alles wohl durchdacht, sinnvoll geordnet und durch die Tradition geheiligt. Alles berechnet auf den natürlichen Erbgang vom Vater auf den Sohn. Aber wenn man kinderlos war!

Für wen also arbeitete er? Schließlich strengte man sich doch nur an, um im Training zu bleiben; weil das Leben ohne Arbeit noch langweiliger und schwerer zu ertragen war als im Müßiggang. Hier würde er sitzen, alt und grau werden. Seine

Kraft würde er auf diesem verlorenen Posten verbrauchen, und schließlich, wer würde, wenn er starb, an seine Stelle treten?

Er legte die Feder weg und sann über Eberhard nach. Er hatte ihn gern, empfand eine Neigung für ihn, die mehr war, als das Verhältnis zwischen Brüdern gewöhnlich zu sein pflegt. Und doch mußte er diesem jungen Menschen gegenüber, der so viele liebenswürdige Eigenschaften besaß, oftmals denken: schade!

Eberhard fehlte etwas; Ernst hätte kaum mit Worten umschreiben können, was es sei, das dem Bruder fehlte. Irgend etwas war bei dem jungen Menschen entweder nicht zur Entwicklung gekommen oder verkrüppelt. „Er hat kein Gemüt," sagte sich Hindorf manchmal; aber dem widersprach, daß Eberhard wiederholt Zeichen von edler Gesinnung an den Tag gelegt hatte. „Er ist leichtsinnig," dachte Ernst. Gewiß lebte Eberhard über seine Verhältnisse, und der ältere Bruder hatte wiederholt aushelfen müssen. Aber das schien verzeihlich; in dem Alter war Solidität Ausnahme. Eberhards Streiche waren bisher zu ertragen gewesen. Sie hielten sich in gewissen Grenzen. Courmacher war er auch, aber keiner von der rücksichtslosen Art, der die Mädchen ruinierte. Er erfreute sich großer Beliebtheit bei beiden Geschlechtern; ja, es war geradezu Mode geworden, Eberhard Hindorf nett zu finden.

Und doch, doch! Seinem Wesen fehlte der

Schlußstein. Seine Jugend mochte ja manches entschuldigen, manches würde er noch abstreifen mit wachsender Reife; aber im Grunde glaubte Ernst Hindorf nicht, daß der Bruder sich jemals zur vollen Persönlichkeit entwickeln werde. Nur eine Hoffnung gab es für ihn: daß er die große Liebe finden möchte, wenn er auf seinem Lebenswege einem Weib begegnete, das ihn den unvergleichlichen Liebesdienst erwies, seine Seele zum Bewußtsein ihrer Männlichkeit zu erwecken.

Ernst Hindorf erhob sich. Wieder war er mit seinen Gedanken dort angelangt, wohin er nicht gewollt hatte. Wieder brannte die Stelle schmerzhaft, wo das Teuerste von ihm getrennt worden war, wie eine frisch empfangene Wunde.

„Doris!" murmelte er, „Doris."

Dann ging er ohne Besinnen zu der Tür, die in den ehemaligen Salon seiner Frau führte und öffnete sie schnell. Die Möbel waren mit Kappen zugedeckt, die Fenstervorhänge vorgezogen. Es herrschte graues Dämmerlicht in dem Raume. Kalt war es wie im Keller. Ihm war es zumute, als betrete er ein Grabgewölbe.

Hindorf machte eines der Fenster von seinen Verhüllungen frei. Eine Flut von Licht strömte herein; die jenseitige Wand lag auf einmal voll beleuchtet vor ihm. Dort hing in Lebensgröße das Bild der Verstorbenen.

Doris hatte ihn in ihrem letzten Lebensjahre zu seinem Geburtstage mit diesem Porträt überrascht. Sie war dargestellt im schlichten Sommerkleide, einen Gartenhut in der Hand, als kehre sie eben von einem Gange ins Freie zurück. Hinter ihrer hellen Gestalt war eine tiefgrüne Baumgruppe des Lamnitzer Parks zu erkennen. Alles war einfach an dieser Erscheinung, bis auf das reiche Haar, das wie eine schwere Krone von Gold ein schmales weißes Gesichtsoval umrahmte. Dem Maler war es gelungen, das völlig In-sich-abgeschlossene dieses Wesens wiederzugeben. Ein größerer Künstler würde vielleicht ein interessanteres Porträt geschaffen haben, aber der herben Keuschheit dieser Natur wäre er schwerlich näher gekommen. Hier schien alle Zutat verschwendet. Der goldene Kern seelischer Schönheit, den diese Züge widerstrahlten, bedurfte nicht des Unterstreichens. Diese einfache deutsche Frauenerscheinung hatte jede Pose, jedes Modezierats entraten können und trug trotzdem den Stempel des Hoheitsvollen unauslöschlich an sich.

Der Witwer stand lange Zeit vor dem Bilde. Beschämende Reue wollte ihm das Herz versengen bei dem Bewußtsein, daß er dieses Wesen in seiner ganzen Güte, Reinheit und Größe erst zu erkennen vermocht hatte, als an Stelle ihrer lebendigen Gegenwart das kalte Bildnis getreten war. Aber

dieses „Zu spät", das jeder beseelte Mensch seinen Toten gegenüber erlebt, blieb doch nicht ganz ohne melancholischen Trost. Von dieser Gestalt in ihrer Abgeschlossenheit, wie sie nur den Vollendeten eigen ist, ging ein gedämpfter Wohllaut aus. Dieses edle Frauenangesicht schien in aller Jugendschöne zu sagen: „Ich bin reif".

Der einsame Mann wurde ruhiger im Anschauen dieses stillen Bildes. Etwas wie der Friede eines Sommerabends mit reinem, durch klare Luft aus weiter Ferne tönenden Kirchenglocken senkte sich auf sein Gemüt.

Doris war gegangen, unwiderruflich gegangen, durch jene dunkle Pforte, bei deren Durchschreiten alles Weltliche zurückgelassen werden muß. Dem Gatten war nichts von ihr geblieben als das Erinnern und ein Ziel. Das Ziel war: Fort und fort so zu leben, daß er in Frieden bleiben durfte mit dem Bilde der Geliebten.

~~~~~~~

Kammerherr und Frau von Mildenau hatten Einladungen verschickt zu einer Gartengesellschaft. Die Mildenaus besaßen ein großes, in fruchtbarer Pflege gelegenes Gut: Drosselbach. Es war von Lamnitz aus in zweistündiger Wagenfahrt zu erreichen. Das einzige Kind, die voraussichtliche Erbin der schönen Besitzung, Agathe, war erst seit einem
~~~~~~~

Jahre aus dem Stift zurückgekehrt. Ihr zu Ehren gaben die Eltern eine Gesellschaft nach der andern.

Das Gartenfest in Drosselbach würde diesmal etwas besonders Interessantes bieten: Frau von Mildenaus Bruder, der Lamnitzer Hindorf sollte zugegen sein. Die Nachbarn hatten Ernst Hindorf seit dem Tode von Frau und Jungen nicht mehr in Gesellschaft gesehen. Er hatte sich damals in einer schroffen Weise von aller Welt zurückgezogen, die viel kommentiert worden war. Nicht alle teilten die milde Auffassung des alten Herrn von Weudena auf Dromsdorf, daß ein solcher Schmerz das scheinbar wunderlichste Verhalten verzeihlich mache.

Dann war Ernst Hindorf verreist, und in der langen Frist seiner Abwesenheit hatten die klatschsüchtigen Zungen andre Stoffe gefunden, an denen sie sich auslassen konnten. Man hatte ihn fast vergessen. Als er aber unerwartet vor einigen Wochen nach Lamnitz zurückgekehrt war, wurde die Neugier wieder rege. Vor allem war man gespannt, ob er noch immer „den untröstlichen Witwer markieren" werde; eine Bemerkung, die von Ede Plessow, dem Schandmaule der Gegend, stammte.

Nach einer Stunde schon stand das Urteil der Gesellschaft übrigens fest; es ging dahin: Ernst Hindorf sei wie verjüngt von seiner Weltreise zurückgekehrt, und seinen Schmerz scheine er glücklich verwunden zu haben.

Selbst Ede Plessow, der sonst kein Hehl daraus machte, daß er den Lamnitzer nicht leiden könne, unterließ diesmal alle unfreundlichen Bemerkungen. Vielleicht hatte der Alte Grund zu besonderer Zurückhaltung. Heute sollte nämlich seine zukünftige Schwiegertochter, Horsts Braut, mit der Nachbarschaft bekannt gemacht werden. Ede Plessow, der sich sonst den Mund zu den Ohren redete, wenn eine alte Familie sich mit bürgerlichem Blute vermischte, hatte doch nicht nein gesagt, als sein Ältester ihm die Tochter eines Mannes als Braut ins Haus brachte, der sein Geld durch Fabrikation eines wenig angenehm duftenden Stoffes machte; schließlich, sein Geld roch nicht. Das Bewußtsein, hierdurch in Widerspruch zu geraten mit den Ansichten, die er bisher vertreten hatte und nun dem Witze andrer eine Zielscheibe zu bieten, hatte den jederzeit zu schnoddrigen Bemerkungen bereiten Ede neuerdings ein wenig kleinlaut gestimmt.

Auch Horst, den Hindorf seit der verunglückten Landratskandidatur nicht wiedergesehen hatte, schien die Absicht zu haben, Vergangenes vergangen sein zu lassen. Er kam, sowie er des Lamnitzers ansichtig wurde, auf ihn zu und sagte: „Er hoffe, zwischen Baderwisch und Lamnitz solle, wie in alter Zeit, fortan gute Nachbarschaft gehalten werden.“

Hindorf wurde viel nach seinen Reiseerlebnissen gefragt. Sich anstaunen zu lassen, weil er einen

größeren Teil des Globus gesehen hatte als die übrigen Anwesenden, erschien ihm geschmacklos. Er war froh, sich mit dem alten Weudena ein wenig von der übrigen Gesellschaft absentieren zu können. Die hohe Gestalt dieses Greises wurde durch ein stattliches Embonpoint nicht entstellt; ein weißgelber Patriarchenbart umrahmte sein edelgeschnittenes Gesicht.

Herr von Weudena war stets ein treuer Freund des Lamnitzer Hauses gewesen. Ernst Hindorf wußte, daß der alte Mann vielleicht der einzige Mensch weit und breit sei, der seine Gemütsverfassung nach dem Tode von Doris richtig gewürdigt hatte. Marka, die dritte von den sechs Weudenaschen Töchtern, war viel in Lamnitz gewesen und hatte eine schwärmerische Verehrung für Doris gehegt. Die Verstorbene hatte das schöne, wohlerzogene, selbstlose Wesen gern gemocht.

Mit wehmutsvoller Freude sah Hindorf das stille Gesicht von Marka Weudena wieder; es entging ihm nicht, daß sie wie immer auch heute äußerst unvorteilhaft angezogen war. Die Dromsdorfer Mädchen schneiderten sich ihre Kleider selbst. Die ganze Familie war auf den Ertrag von Dromsdorf angewiesen. Man mußte diese Menschen bei sich sehen, in ihrem alten, traulichen Familienhause, um Respekt vor ihrer Tüchtigkeit zu bekommen. Außerhalb ihrer vier Pfähle verloren sie an Eigenart.

Die Mädchen wirkten unter andren modischeren Damen wie Feldblumen, die sich in die Blütenpracht eines Gewächshauses verirrt haben.

Das Gegenstück zu den Weudenas bildeten die Plessows. Auch sie waren eine zahlreiche Familie, in der jedoch die Jungens überwogen. Anne Marie, das jüngste Kind, vertrat nach vier Söhnen das weibliche Geschlecht in der Familie. Kurz nach der Geburt der Tochter war Frau von Plessow gestorben.

Herr von Plessow auf Reitern, in der Armee auch unter dem Namen: „Der tolle Ede" bekannt, war ein mittelgroßer, sehniger Mann, trotz seiner Sechzig noch ungemein beweglich, der anerkannt erste Sportsman der Gegend. Über einem geraden schwarzen Schnurrbart blickten eine stark gebogene, wettergebräunte Nase und ein paar funkelnde braune Augen kühn hinweg. Das kurzgeschorene, noch ziemlich volle Haupthaar zeigte sich silbern angegraut.

Niemand weit und breit war Ede Plessow im Renommieren über. Seine Jagdabenteuer und Pferdegeschichten waren berüchtigt. Doch log er amüsant, und außerdem standen wirkliche Sachkenntnis und nicht alltägliche Erlebnisse hinter ihm. Er hatte im deutsch-französischen Feldzuge mit seiner Schwadron einen berühmten Aufklärungsritt gemacht, das Eiserne Kreuz erster Klasse war ihm eigen. Wenig erfreulich war es, wenn Ede auf Politik zu sprechen kam; aber gerade dieses Gebiet betrachtete er als

seine besondere Domäne. Seine politische Weisheit beschränkte sich darauf, alles gut zu heißen, was ihm Vorteil brachte, und alles zu verdammen, wovon er annahm, daß es ihn und seinen Stand schädige. Auf Regierung, Staat, Gesetze, Beamte schimpfte er in unverfrorener Weise mit Ausdrücken, die ihn, wenn er nicht Ede Plessow gewesen wäre, längst mit der Behörde in Konflikt gebracht haben würde.

Eine wichtige Rolle im Plessowschen Hause spielte Edes Schwägerin, Frau von Nettelmüller. Sie war augenblicklich die eleganteste Frau der Gegend. Die „Witwe Nettelmüller" — unter diesem Namen war sie weit und breit bekannt — konnte es mit ihrem rosigen Teint und gutfrisiertem gelbblonden Haar noch mit manchem jungen Mädchen aufnehmen. Wie weit ihre Figur Machwerk der Schneiderkunst sei, hätte vielleicht ihre Jungfer anzugeben vermocht.

Frau von Nettelmüller, die mit Berlin, wo ihr verstorbener Gatte als General gestanden hatte, noch immer eine gewisse Verbindung aufrecht erhielt, hatte die Verlobung ihres Neffen Horst mit der Fabrikantentochter vermittelt. Sie war es auch, die heute die Einführung der Braut in die Gesellschaft auf sich genommen hatte.

Fräulein Tubus, so hieß die Braut, fand von seiten der zukünftigen Nachbarn keine übertrieben aufmerksame Aufnahme. Man hatte zunächst fest-

gestellt, daß sie rothaarig und nicht sonderlich hübsch sei. Dann hielt man sich über ihre Toilette auf, die für ein Gartenfest viel zu großartig sei. Am schlimmsten aber fand man es, daß das junge Mädchen Prätensionen machte; sie küßte keiner von den älteren Damen die Hand, antwortete, wenn angeredet, ziemlich kurz und trug die blasierte Miene der Großstädterin zur Schau.

Es herrschte eine Meinung, daß man noch niemals ein so wenig strahlendes Brautpaar gesehen hatte. Horst Plessow gab sich nicht die geringste Mühe, seine schlechte Laune zu verbergen, die er über das wenig glückliche Debütieren der Braut empfand.

Ein Teil der jungen Leute spielte Tennis, andre fuhren auf einem in den Anlagen gelegenen Teich Kahn. Wagen fuhren vor. In einem fort tauchten neue Gäste auf, die zum Teil aus weiter Ferne kamen. Drosselbach bewahrheitete sein Renommee, Mittelpunkt des geselligen Lebens zu sein. Es war ein Bild voll von Anmut und behaglichen Lebens: die lichten Toiletten der Damen, die Tenniskostüme, die Uniformen zwischen dem grünen Laub und den dunklen Stämmen des weitläufigen Parks. Im Hintergrunde als ruhiger Abschluß das staatliche Herrenhaus im Stile des achtzehnten Jahrhunderts mit vielen hohen Fenstern und einer breiten Freitreppe davor.

Frau von Mildenau war nur um anderthalb Jahr älter als ihr Bruder Ernst. Die beiden hatten sich bei so geringem Altersunterschied als Kinder sehr nahe gestanden. Hindorf wußte, daß er nächst der Mutter seiner Schwester Constanze das beste von seiner ersten Erziehung zu verdanken habe. Erst ihre frühe Heirat mit dem wesentlich älteren Herrn von Mildenau hatte die beiden etwas auseinandergerückt. Constanze fand nun andre stärker bindende Interessen: den Mann, das Haus, später das Kind. Gute Freunde waren die Geschwister bei alledem geblieben.

Das Paar Mildenau war in sich ziemlich ungleich, ohne daß die Ungleichheit eine unglückliche Ehe zur Folge gehabt hätte. Diese beiden Menschen schienen von Natur bestimmt, einander zu ergänzen. Herr von Mildenau war von Jugend auf schwächlich gewesen und später Schonung bedürftig; er konnte sein großes Gut infolgedessen nicht selbst bewirtschaften. Drosselbach war zum größten Teile verpachtet. Man reiste viel, verlebte die Winter in der Stadt oder im Süden. Die Vermögensverhältnisse erlaubten das. Frau von Mildenau, eine weniger blendende als anmutige Erscheinung, legte Wert darauf, ihrem Gatten gegenüber, dem sie durch Jugend und Gesundheit überlegen war, nicht allzusehr in den Vordergrund zu treten. Sie war unzweifelhaft der Mittelpunkt des Drosselbacher Hauses,

das ganz den Stempel ihres Geschmackes trug. Ihrer wohl ausgeglichenen Natur waren alle Disharmonien und Übertreibungen zuwider; darum suchte sie das natürliche Übergewicht, das sie nun einmal über ihre Umgebung besaß, nach Möglichkeit selbst abzudämpfen.

Es war nur ein Kind vorhanden: Agathe. Das Mädchen war keine Schönheit, aber ihr rundes weißes Gesicht mit den freundlichen Augen besaß etwas Einnehmendes. Auch Agathens Gesundheit galt für zart; und der Vater, der keine andre Beschäftigung hatte, als die Sorge um das einzige Kind, verzärtelte sie noch mehr durch übergroße Verwöhnung.

Agathens intimste Freundin war Anne Marie von Plessow. Die beiden waren zu gleicher Zeit ins Stift gekommen, waren am nämlichen Tage konfirmiert worden, hatten gemeinsam das Institut verlassen. Die Freundschaft bewahrte ihre Kraft auch über die Schule hinaus. Zwischen den Gütern Reitern und Drosselbach, die ziemlich entfernt voneinander lagen, war durch die Töchter neuerdings ein lebhafter Verkehr entstanden.

Von den anwesenden Mädchen war Anne Marie unbestreitbar die auffälligste Erscheinung. Marka Weudena hätte zwar, was Schönheit betraf, den Vergleich mit ihr aushalten können; aber an Marka waren fünfundzwanzig, keineswegs immer leichte

Lebensjahre nicht spurlos vorübergegangen, und Anne Marie sollte erst achtzehn werden.

Hindorf beobachtete das junge Mädchen mit besonderem Interesse. Frau von Mildenau hatte zu ihrem Bruder Ernst ganz ernsthaft von der Möglichkeit gesprochen, daß aus Eberhard und Anne Marie ein Paar werden könne; und wie es schien, protegierte auch die Witwe Nettelmüller, die Hauptheiratsvermittlerin der Gegend, das Zustandekommen dieser Partie.

Ernst Hindorf wäre der Einladung zu dem Gartenfeste in Drosselbach schwerlich gefolgt, wenn er nicht gewünscht hätte, bei dieser Gelegenheit Anne Marie Plessow kennen zu lernen. Wohl hatte er sie als kleines Mädchen in Baderwisch gesehen. Er entsann sich eines wilden dunkelhaarigen Dinges mit lebhaften Augen, leicht wie ein Federball, unstät wie ein Zigeuner, das es mit allen Rangen der Nachbarschaft in tollen Streichen aufnahm. Als junge Dame kannte er Anne Marie noch nicht.

Sie war an einer Partie Tennis beteiligt, als Hindorf sie zu Gesicht bekam. Eberhard spielte mit als ihr Partner. Es ist vielleicht nicht der günstigste Augenblick für eine Dame, an einem warmen Junitage beim Tennis gesehen zu werden.

Fräulein von Plessow konnte diese Situation vertragen. Das Spiel schien ihr keine Anstrengung zu bedeuten. Es war eine Lust, ihren sicheren, un-

gezwungenen, knappen Bewegungen zuzuschauen. Keine Spur von Erhitzung an ihrer zarten Haut. Ihre Blässe und Schlankheit hatte nichts Ungesundes; man sah es jedem Sprung, jedem Schlag ihrer kleinen, feingefesselten Hand an, daß in diesem graziösen Körper Nerv steckte und Zähigkeit. Das glückliche Ebenmaß ihrer Glieder kam bei diesem Spiele, das wie kein andres Herrschaft voraussetzt über den ganzen Körper, wundervoll zur Geltung.

„Eine echte Plessow!" Das war der erste Eindruck, den Ernst Hindorf von Anne Marie hatte. Gerade weil zwischen den Hindorfs und den Plessows eine alte Rivalität bestand, vermochte er neben den Fehlern auch die Vorzüge dieser Rasse zu unterscheiden. Man mochte Ede Plessow und seiner Nachkommenschaft manches vorwerfen, eines stand fest: Temperament besaßen sie.

Während Hindorf noch stand und dem Tennis zusah, trat seine Schwester zu ihm. Er glaubte nicht anders, als Constanze würde über Eberhard und Anne Marie vertraulich zu ihm sprechen wollen, und entfernte sich darum von dem Spielplatze. Sehr bald aber merkte er, daß die Schwester ihm etwas andres, Persönlicheres mitzuteilen haben müsse.

Constanze, die ihm als das Muster der Seelenruhe und der Selbstsicherheit galt, war merkwürdig verlegen. Soeben habe sie die Nachricht bekommen, sagte sie zögernd, daß noch weiterer Besuch zu er-

warten sei. Der Superintendent aus der Kreisstadt wäre mit Frau und Schwägerin beim Drosselbacher Pfarrer zu Besuch; als er von der Gesellschaft hier gehört habe, hätte er erklärt, mit seinen Damen auch dazu kommen zu wollen.

Ernst Hindorf sah seine Schwester verwundert an; warum machte sie denn so viel Aufhebens davon, daß noch ein paar Leute mehr zu ihrem Feste kommen wollten? Superintendent Mälich war Schwiegersohn des alten Weudena von Dromsdorf und hatte sich von jeher zum Landadel gehalten.

„Er bringt seine Schwägerin mit," sagte Constanze mit besonderer Betonung. „Ich weiß nicht, ob dir bekannt war, daß Helene Kracht wieder im Lande weilt. Sie hat ihren Mann verloren. Erst hieß es, sie würde nun ganz in Dromsdorf leben und Vater Weudena die Wirtschaft führen, aber neuerdings, scheint's, will sie sich der Krankenpflege zuwenden. Sie hat mit ihrem Manne viel Schweres durchgemacht, die Ärmste. Man erzählt sich haarsträubende Dinge; aber davon ein andermal! Ich hielt es für angezeigt, Ernst, dich darauf vorzubereiten, daß Helene heute hierherkommt. Leider konnte ich es nicht verhindern; Mälich hat sich mit seinen Damen einfach angesagt. Übrigens irgendwo hättet ihr beide euch doch wiedersehen müssen, da sie im Lande zu bleiben gedenkt. Du wirst Helene sehr verändert finden, Ernst, von Schönheit ist kaum

noch die Rede. Ich wollte es gar nicht glauben, als ich sie neulich bei Weudenas traf, daß sie es wirklich sei. Fünfzehn Jahre ist sie in der Fremde gewesen und kein einziges Mal in all der Zeit nach Hause zurückgekehrt, selbst als ihre Mutter starb, nicht. Dieser fürchterliche Mensch, ihr Mann, hat sie nicht von der Seite gelassen. Es ist mir noch heute ein Rätsel, wie sie sich hat zu der Partie entschließen können."

Ernst Hindorf ging gesenkten Hauptes neben seiner Schwester. Helene Weudena! — Für ihn hatte sie niemals ihren Mädchennamen gewechselt. Er sollte Helene wiedersehen, seine einstmals so leidenschaftlich begehrte erste Jugendliebe! —

Um fünfzehn, sechzehn Jahre versetzte ihn das mit einem Schlage zurück. In eine Zeit, die ihm einen ganz andern Menschen zeigte, als er jetzt war. Er entsann sich einzelner Episoden aus diesem tragischen Liebeshandel noch ganz deutlich, als ob sie sich gestern erst zugetragen hätten, und dennoch war er sich heute in der Rolle, die er damals gespielt hatte, völlig fremd. Wieviel Menschen gab es wohl noch außer ihm, seiner Schwester Constanze, Helene selbst und dem alten Weudena, die von dieser Angelegenheit überhaupt etwas wußten? Alte, vergessene Geschichten! Für ihn hatte all das längst jenen Duft angenommen, der uns aus gepreßten Blumen entgegenströmt, die, frisch gepflückt und zum

ewigen Andenken aufbewahrt, ihr Aroma an die vergilbten Seiten irgendeines vergessenen Buches gegeben haben. Gedacht hatte er wohl noch an Helene, denn seine Liebe zu dem Mädchen war echt und stark gewesen. Helene, die er sechzehn volle Jahre nicht gesehen, von der er nie eine Zeile, niemals einen Gruß erhalten hatte, war für ihn etwas ganz Besonderes geworden: ein Grab an seinem Wege. Wenn er in alten Erinnerungen kramte, war er wohl dahin zurückgekehrt, hatte er einen wehmutsvollen Blick auch auf diesen Hügel geworfen, der etwas abseits lag von den Gräbern seiner Toten, und der längst übersponnen war mit dem Efeu der Erinnerung.

Es war ihm befremdend, ja peinlich, zu hören, daß er Helene wiedersehen sollte. Er hatte sie in Erinnerung: jung, schön, leidenschaftlich, stolz. Was würde sie heute sein? — Constanze hatte es schon angedeutet. Und auch er, der leichtherzige Student von damals, war nicht jünger geworden seitdem. Mit ihren längst abgestreiften Illusionen, ihren tollen Plänen, die das nüchterne Leben verschüttet hatte, wie würden sie heute voreinander stehen! — Es mußte eine furchtbare Enttäuschung geben auf beiden Seiten.

Frau von Mildenau hatte den Bruder seinen Gedanken überlassen und sich wieder ihren Gästen zugewandt. Hindorf überlegte, ob er die Gesellschaft

verlassen sollte nach dem, was er soeben erfahren hatte; bei der Menge von Menschen wäre sein Verschwinden kaum aufgefallen. Aber er entschied sich, zu bleiben. Constanze hatte recht: einmal würde man sich ja doch irgendwo wiedersehen. Am besten, es geschah gleich und in einer Form, die möglichst jede Unklarheit für das Weitere ausschloß.

Er kehrte in die Nähe des Hauses zurück und musterte die einzelnen Gruppen der Gäste, ob Helene Kracht etwa dazwischen sei.

Zunächst erkannte er nur den Superintendenten, einen hageren, gravitätisch schreitenden Alten mit kahlem Scheitel und einer Nackenkrause von grauweißen Haarsträhnen, der schon zu Hindorfs Schülerzeit von den bösen Buben „Der Marabu" getauft worden war. Dieser Greis schien das ewige Leben zu haben; er war schon zum dritten Male verheiratet und besaß aus allen drei Ehen zahlreiche Kinder. Superintendent Mälich war immer in der Nähe der Damen zu finden, auf die er trotz seiner grotesken Erscheinung eine merkwürdige Anziehungskraft ausübte. Auch heute wieder war er umgeben von zahlreichen Zuhörerinnen — aber die von Ernst Hindorf Gesuchte war nicht unter ihnen. So konnte Helene sich doch unmöglich verändert haben, daß er sie nicht wiedererkannt hätte.

Dann erblickte er wie von ungefähr in einiger Entfernung eine einzelne Dame in dunkler Kleidung,

die nach dem Hintergrunde des Parkes schritt. Zwar konnte er sie nur von hinten sehen, aber etwas Charakteristisches in ihrer Haltung, ihren Bewegungen gab ihm die Gewißheit, daß es Helene Kracht sein müsse.

Er eilte ihr nach. Es schien ihm fast, als suche auch sie; denn sie blieb einige Male stehen auf dem gewundenen Parkwege und sah sich um. Hindorf erkannte, daß ihr Haar völlig ergraut war; die hohe Gestalt, ein wenig nach vorn gebeugt, schien ihre frühere Elastizität verloren zu haben. Das Herz klopfte ihm gewaltig, als er ihr näher und näher kam.

Seine Sorge war, in Helene keine falsche Vorstellung aufkommen zu lassen über seine Absichten. Es war für sie wie für ihn von größter Wichtigkeit, daß ihr Verhältnis von vornherein klar sei. Das Jugenderlebnis mußte begraben bleiben, zugedeckt und wohlbeschwert ein für allemal durch das, was sie beide inzwischen an ernsten Dingen erlebt hatten. Gefühlvolles Rückerinnern an jene unmöglichen Träume durfte es nicht geben. Darum war es ihm ordentlich eine Beruhigung, zu sehen, daß Helene graues Haar hatte. Sie trug damit gleichsam selbst den Beleg zur Schau über den Verlauf vieler Jahre seit dem letzten Abschied.

Als er ihr schon ganz nahegekommen war, blieb die Frau stehen und wandte sich schnell um.

Man prallte fast aneinander an. Einen Augenblick stand Hindorf stumm, mit verhaltenem Atem; dann verbeugte er sich. Sie reichte ihm die Hand. „Guten Tag, Herr von Hindorf. Ich hörte durch Ihre Schwester, daß Sie hier seien. Wir haben uns sehr lange nicht gesehen."

Hindorf bestätigte das letztere. Gott sei Dank, sie war völlig gefaßt und schien die Situation genau so aufzufassen wie er!

Man schritt langsam wieder in der Richtung nach dem Hause zu. Die Unterhaltung konnte zwischen ihnen nicht anders als alltäglich sein. An das gemeinsam Erlebte wollten sie nicht rühren, und das, was jeder inzwischen für sich allein erfahren hatte, konnte man dem andern auch nicht zeigen, aus Scheu vor unerwünschter Vertraulichkeit. Wie sehr man auf der Hut sein müsse vor der törichten Sentimentalität des eigenen Herzens, hatte Ernst Hindorf in dem Augenblicke erfahren, als er vorhin Helenens Stimme zum erstenmal wieder hörte. Es schien solch ein Widerspruch darin zu liegen, daß dieselbe Stimme, die ehemals manch zärtliches Wort zu ihm gesagt hatte, heute über die gleichgültigsten Dinge mit ihm sprach.

Er wagte es, ihr forschend in die Züge zu blicken. Das Gesicht hatte sich doch sehr verändert. Zwar der edle Schnitt der Nase und der Stirnpartie würde ja niemals totzumachen sein, aber der

Jugendschmelz war unwiederbringlich davon weggewischt. Tiefe Linien waren um Mund und Kinn eingegraben. Die Augen lagen tief und blickten wie erloschen. Helene Kracht, der er ihr Alter nachrechnen konnte, war weit über ihre wirklichen Jahre gealtert. Was mußte diese Frau erlebt haben, daß sie mit ihren vierunddreißig Jahren so aussehen konnte! Er bemerkte auch, daß sie sehr einfach gekleidet war. Man war das ja von den Weudenaschen Töchtern gewöhnt, aber bei Frau Krachts Toilette kam noch etwas Besonderes hinzu: der rauhe Stoff, der geradlinige Schnitt, der völlige Mangel an Putz und Farbe machten an eine Ordenskleidung denken. Mit Absicht wollte diese Witwe offenbar alles Jugendliche aus ihrer Erscheinung verbannt sehen.

Ein einziges Mal ließ sie im Gespräch etwas von ihren persönlichen Wünschen und Plänen durchblicken, als sie erwähnte, daß sie das Krankenpflegen liebgewonnen habe, und daß sie die Absicht hege, sich darin weiterzubilden. Nebenher bemerkte sie, daß Tätigkeit schließlich das einzige sei, was das Leben erträglich mache. Das deckte sich ja mit dem, was Ernst Hindorf selbst dachte, aber es in so unvermittelter, fast herber Weise aus ihrem Munde zu hören, berührte ihn doch eigentümlich.

Man kehrte zur Gesellschaft zurück. Mit Befriedigung konstatierte Hindorf, daß sein Gang mit Frau Kracht niemandem aufgefallen zu sein scheine.

Jener kurze Liebeshandel zwischen den Kindern benachbarter Güter war damals unter den beiden Familien streng geheimgehalten worden; die Welt wußte nichts mehr davon.

Kurz nachdem sich Hindorf von Helene Kracht verabschiedet hatte, trat der alte Weudena zu ihm und sagte: „Ich sah Sie vorhin mit meiner Tochter Helene. Sie können sich denken, daß mir altem Manne dabei sonderbare Gedanken gekommen sind, lieber Hindorf. Ihre guten Eltern, Gott hab sie selig! — Und meine Frau, die damals noch lebte, und ich selbst ... Es ist manches anders gekommen, als wir es uns gedacht haben. Und dabei meinten wir es doch alle gutzumachen. Ja, es hat mich ergriffen, als ich Sie vorhin mit Helene gehen sah. Wir tappen eben alle im Dunklen."

Ernst Hindorf ahnte, was der alte Mann mit seiner unbeholfenen Rede ausdrücken wollte. Die beiderseitigen Eltern waren es gewesen, die die Verbindung zwischen ihm und Helene verhindert hatten. Sicherlich hatten sie es gut gemeint; es fehlte ja die Gewähr, daß die Neigung zweier unerfahrener Menschenkinder durch ein ganzes Leben aushalten werde. Vernunft und Erfahrung des Alters waren stärker gewesen als die Verliebtheit der Jugend. Wer konnte heute sagen, ob es zum Guten oder zum Schlechten ausgefallen sei, daß die Alten damals ihren Willen durchgesetzt hatten! Aus den

Worten des greisen Herrn klang deutlich die Reue heraus. Ob Vater Weudena wohl an jene Szene dachte, wo er Ernst Hindorf, der damals noch Student war, alle weiteren Besuche in Dromsdorf verboten hatte, weil er seine Tochter ins Gerede bringe? Damals hätte der junge Mann niemals gedacht, daß er einem Manne, der seinem Stolze solche Beleidigung antat, jemals würde kühlen Blutes gegenübertreten können. Heute schaute er zu Herrn von Weudena auf wie zu einem väterlichen Freunde, mit einem aus Ehrfurcht, Mitleid und Vertrauen gemischten Gefühle, dem jede Bitterkeit fehlte.

Helene hatte kaum ein Jahr nach jenem Bruch einen entfernten Verwandten geheiratet, einen Herrn Kracht, der sich, nachdem er aus der deutschen Armee wegen Soldatenmißhandlung entlassen worden war, nach Rußland gewandt hatte. Kracht besaß in den Ostseeprovinzen weitläufige Besitzungen und galt für reich. Man hatte sich damals allgemein gewundert, daß Helene Weudena, darin ihrer älteren Schwester, Frau Mälich, folgend, ohne Liebe heiratete. Die Ehe war kinderlos geblieben. Helene hatte alle Beziehungen zu den alten Freunden und Nachbarn abgebrochen. Die Weudenas sprachen nicht gern von ihr; wahrscheinlich hatten sie keine guten Nachrichten von dem Kinde in der Ferne. Vor zwei Jahren war Kracht gestorben. Die Erbschaft war infolge

Überschuldung und Unverkäuflichkeit der russischen Güter eine Enttäuschung gewesen. Nicht einmal ihre Aussteuer hatte Helene Kracht unversehrt in die Heimat zurückgebracht. Jetzt lebte die Witwe abwechselnd beim Vater und bei der verheirateten Schwester. Aber schon sehnte sie sich fort aus der Abhängigkeit in der eigenen Familie. Schon als Mädchen hatte Helene als „schwieriger Charakter" gegolten. Es hieß neuerdings, daß sie sich in Dromsdorf nicht mit den jüngeren Schwestern und im Hause des Superintendenten nicht mit dem Hausherrn vertragen könnte. Die Nachbarschaft war geneigt, ihr aus ihrem Stolz einen Vorwurf zu machen. Ernst Hindorf rechnete ihr die selbstbewußte, ungebeugte Haltung, die sie zur Schau trug, besonders hoch an. Es würde ihn geschmerzt haben, hätte er in Helene Kracht ein verkleinertes, vom Schicksal gebrochenes Wesen wiedergefunden. So, wie sie war, brauchte er sich nicht zu schämen, daß er ihr die Erstlinge seiner Liebe dargebracht hatte.

Später am Abend zog man sich vor der Nachtkühle ins Haus zurück. In dem geräumigen Gartensaale sollte zum Klange von Klavier und Violine getanzt werden.

Ernst Hindorf hätte hier das Feld gern der Jugend überlassen, aber er wollte doch nicht von dem Feste gehen, ohne wenigstens ein paar Worte mit dem jungen Mädchen gesprochen zu haben, das

aller Wahrscheinlichkeit nach in nicht allzu langer Zeit die Braut seines Bruders werden würde. So näherte er sich denn Fräulein von Plessow, als gerade im Tanzen eine Pause eingetreten war.

Er knüpfte an das an, was sie Gemeinsames besaßen: die Lamnitz-Baderwischer Nachbarschaft früherer Jahre. Die Plessows hatten zur Erzieherin eine Schweizerin gehabt, die ehemals auch bei Hindorfs gewesen war und Ernst sowohl wie seine Schwester Constanze erzogen hatte. Von Lamnitz aus war die Schweizerin nach Dromsdorf gegangen, zu den Weudenas; die kleine Anne Marie Plessow war ihr letzter Zögling gewesen. Jetzt lebte Mademoiselle Finsterly hochbetagt in der Kreisstadt, nachdem sie einen großen Teil des Landadels durch ihre Hände hatte gehen sehen. Babette Finsterly, von ihren früheren Zöglingen allgemein „das Bäbchen" genannt, war gewissermaßen zum Wahrzeichen der Gegend geworden.

Von Baderwisch aus war die Erzieherin eines Abends im Lamnitzer Herrenhause erschienen, atemlos, ohne Kopfbedeckung, die graue Lockenperücke fliegend, in höchster Aufregung fragend, ob man nicht wisse, wo ihr Zögling sei. Das Kind wäre nirgends zu finden. Wenn Anne Marie ein Leid widerfahren, müsse sie sich das Leben nehmen, hatte sie in ihrem komischen Schweizerdeutsch ausgerufen; denn sie habe das arme Kind durch eine angedrohte

Strafe in Verzweiflung gejagt. Damit war Babette fortgestürzt. Am andern Morgen, nachdem man die Verlorene mit Laternen in allen Winkeln vergeblich gesucht hatte, fand ihr Verschwinden eine natürliche Erklärung. Anne Marie war, statt zu Bett zu gehen, auf eine der dicht beasteten Platanen im Garten gestiegen und hatte in der Baumkrone die Sommernacht zugebracht. Natürlich war sie von den Ihren und der Erzieherin mit Jubel begrüßt worden, als sie wieder zum Vorschein kam; denn man hatte sich ihretwegen schon den ärgsten Befürchtungen hingegeben. Des kleinen Schlaukopfs ganzer Zweck, der Strafe zu entgehen, war damit voll erreicht gewesen.

An jenes von der Nachbarschaft damals viel besprochene lustige Ereignis erinnerte Hindorf die junge Dame. In ihrer Art, ihm zu antworten, lag jedoch etwas, das ihn befremdete — etwas feindlich Abweisendes. War ihr die Erwähnung jenes Jugendstreiches peinlich? — Er wechselte sofort das Thema, erkundigte sich, ob sie mit dem Umzuge von Baderwisch nach Reitern zufrieden sei. Aber es wollte ihm nicht gelingen, eine befriedigende Antwort von dem jungen Dinge zu erlangen. In Anne Mariens Miene malte sich ein eigentümliches scheues Mißtrauen; anders konnte er sich wenigstens das trotzige Zurückwerfen des feinen Köpfchens, das Erröten, die kurzen, unklaren Antworten nicht deuten. Er

überlegte, was das wohl bedeuten könne. Was hatte Anne Marie Plessow gegen ihn? Sollte sie angesteckt sein von ihres Vaters Abneigung gegen die Hindorfs? — Je länger er über das wunderliche Verhalten des Mädchens nachsann, desto wahrscheinlicher wurde ihm, daß sie ihn in dem Verdachte habe, er wolle sie sondieren. Im Grunde hätte sie mit dieser Vermutung ja nicht einmal so ganz unrecht gehabt. Daher ihre beinahe spröde Zurückhaltung, die nichts andres war als Abwehr gegen eine ihr unzart erscheinende Ausforschung.

Eigentlich gefiel Hindorf ihr Verhalten. Es war ihm lieb, daß Anne Marie sich bei der ersten Prüfung aus nicht allzu nachgiebigem Material erwies. Wie er seinen Bruder kannte, war für ihn ein allzu leichter Sieg gar nicht wünschenswert. Naturen wie Eberhard brauchten Hindernisse, Schwierigkeiten, welche ihre nur schlummernden Kräfte zur Betätigung herausforderten. Seine Unterhaltung mit Fräulein von Plessow fand dadurch ein Ende, daß die Jugend von neuem zum Tanze gerufen wurde. Hindorf gab deshalb das Beobachten nicht auf. Er hatte im Laufe des Abends wiederholt Gelegenheit, Eberhard und Anne Marie tanzen und sich unterhalten zu sehen.

Was er sah, bestärkte ihn nur in der Ansicht, daß Anne Marie eine höchst aparte, durchaus nicht leicht zu überblickende Persönlichkeit sei, und daß

sein Herr Bruder sich gewaltig täusche, wenn er annahm, sie mit leichtem Handstreiche zu gewinnen.

Es war nach Mitternacht als Ernst Hindorf die Heimfahrt antrat. Eberhard hatte sich noch im letzten Augenblicke entschlossen, den Bruder auf seinem Wege zu Pferde zu begleiten. Hindorf vermutete, daß er mit ihm zu sprechen wünsche, und er glaubte auch zu wissen, worüber.

Die Fahrt ging in die milde Sommernacht hinein. Über ihnen stand ein Himmel von tiefer Bläue, mit unzähligen Sternen bedeckt. Kein Lüftchen regte sich, Bäume und Sträucher schliefen, selbst an den sonst immer geschwätzigen Straßenpappeln hing das Laub wie erstarrt; das einzige Lebendige in der weiten Natur schienen die Insekten zu sein, die im Gras und Kornfeld ihre Miniaturkonzerte ausführten.

Anfangs kam man durch ein paar verträumte Dörfer, dann gab es für mehr als eine Stunde keine menschliche Behausung am Wege. Tauige Wiesenflächen und unregelmäßige Waldbestände wechselten miteinander ab.

Eberhard trabte neben dem Wagen her. Die Brüder hatten bisher nur wenige, gleichgültige Bemerkungen gewechselt; man hatte ja noch einen langen Weg vor sich.

Ernst Hindorf war versunken in den Anblick des Himmelsgewölbes. Er liebte solches Untertauchen der Seele in der Sternenwelt. Nichts gab einem so stark das Gefühl des Alleinseins als der Anblick dieser Milliarden Punkte und Pünktchen, die das Bild waren von Welten. Nichts war so tröstend für das Gemüt des Einsamen als diese allgegenwärtigen Lichtlein. Die Sterne bedurften der Nacht, damit das Auge sie erkenne. War es nicht schön, zu denken, daß auch hinter unserm Leben, verhangen nur durch die Schleier des Alltäglichen, viele schöne Gestirne standen! Nur manchmal, in gottbegnadeten Stunden, wenn wir uns auf uns selbst besannen, traten sie unaufdringlich hervor und erzählten uns von den Geheimnissen der Ewigkeit.

Denn das Leben war näher, als die prosaischen Geschäfte des Werkeltages es ahnen ließen. Das Anziehen und Ausziehen, das Gelderwerben und Geldausgeben war nur der grauen Schale zu vergleichen, die einen bedeutungsvollen Kern von edleren Zwecken enthielt. Auf der Talfahrt dieser wunderlichen Pilgerschaft glitt man dahin wie auf einem Strome mit gewundenen Ufern; man sah immer nur ein kurzes Stück der Fahrt vor sich und ein langes hinter sich; und bei jeder neuen Krümmung war man überrascht über das Unerwartete, das hinter allerhand Kulissen dem blöden Auge verborgen gelegen hatte. Hinterher, ja hinterher, da war man

klug! Da wußte man ganz genau, an welchen Klippen man hätte weise vorbeisteuern sollen.

Das Wiedersehen heute mit Helene Kracht hatte ihm ein ganzes Kapitel seines Lebens aufgeschlagen, wie ein Buch. „Arme Helene!“ Am liebsten hätte er das laut ausgerufen. Wie sie gealtert war! Das Leben nahm die Frauen doch grausam mit! Nichts lebte mehr von der alten Verliebtheit in ihm, nicht ein Funken. Mitleid, das war alles, was noch in der Asche des einstmals so hoch flackernden Feuers glimmte.

Und plötzlich tauchten die Bilder vor ihm auf aus jenen Tagen, zum Greifen deutlich. Er sah sich heimlich das Pferd besteigen an jedem Sommerabend seiner Studentenferien; die Eltern glaubten, er gehe auf den Rehbock. — Dann wie toll von Lamnitz nach Dromsdorf gejagt! Dort im verfallenen Jägerhäuschen in einem dunklen Winkel des Parks hatten sie ihr Rendezvous; Viertelstunden waren es immer nur. Auch Helene mußte allerhand Finten und Ausflüchte ersinnen den Ihren gegenüber, um das Entdecktwerden zu verhüten. Einmal schenkt er ihr ein goldenes Herzchen an einem seidenen Bande, das sie zeitlebens unter ihrem Kleide zu tragen verspricht. Wo mochte das arme kleine Geschmeide jetzt wohl sein? Verloren und vergessen jedenfalls, wie jene ungezählten Küsse, die sie getauscht hatten.

Schließlich kam, was kommen mußte: Sie wurden entdeckt, verraten durch Leute, die sein Pferd reiterlos an der Gartenpforte angebunden gefunden hatten. Entrüstung der Eltern, Drohungen, Tränen, starke Worte! Der alte Herr von Hindorf verlangt, der Sohn solle sich das Mädchen, das er doch nicht heimführen könnte, aus dem Kopfe schlagen; Vater Weudena fordert von dem jungen Menschen das Ehrenwort, daß er jeden Verkehr mit seiner Tochter aufgebe. Ernst Hindorf verweigert beides. Briefe, die er an Helene schreibt, erhält er uneröffnet zurück. Nach einiger Zeit gelingt es ihm, dem Mädchen auf Umwegen einen Brief in die Hände zu spielen; auch dieser bleibt unbeantwortet. —

Dann kam eine unerfreuliche Periode in seinem Leben. Den Verkehr mit der Auserwählten seines Herzens hatten ihm die alten Leute verbieten können; niemand konnte ihn verhindern, auf den Trümmern seiner Liebe wüste Orgien zu feiern. An die Stelle des Jugendideals, das er in seinem Herzen viel zu hoch gestellt hatte, um es nicht rein zu erhalten, trat die Dirne. Ein Jahr darauf stand er vor dem Vater und beichtete seine Schulden. — Ernst Hindorf hatte seinen Bruder vergessen, hatte das Fest vergessen, von dem sie kamen, die jungen Damen und alle die freundlichen Eindrücke des verflossenen Abends, als ihn Eberhards Stimme jäh aus seinen Träumen riß. Der fing an, von Horst Plessow und seiner

Braut zu reden. Man spreche von einer Million, die sie gleich mitbekomme, und zwei weiteren, die zu erwarten stünden, wenn erst ihr Vater, der die übelriechenden Stoffe fabrizierte, gestorben sein würde.

Die Art und Weise, wie Eberhard davon erzählte, halb leichtsinnig sich über die Braut lustig machend, halb respektvoll die Größe ihres Vermögens bewundernd, mißfiel dem älteren Bruder. Ernst hatte gedacht, Eberhard sei mitgekommen, um von ganz andern Dingen zu ihm zu sprechen als von der Mitgift des Fräulein Tubus.

Nach und nach erst begriff er, daß Eberhard nur um das herumredete, was er eigentlich auf dem Herzen hatte. Er sprach von Agathe Mildenau, von Marka Weudena und andern jungen Mädchen, aber den Namen von Anne Marie Plessow nahm er nicht in den Mund; und gerade dadurch verriet er sich dem Bruder.

Ernst beschloß bei sich, ihm eine Brücke zu bauen, selbst von dem anzufangen, was Eberhard so überängstlich vermied. Den Kutscher brauchte man nicht zu fürchten; der alte Johann war taub wie eine Nuß.

„Weißt du, über wen ich mich aufrichtig gefreut habe?“ sagte der ältere Bruder; „über Fräulein von Plessow. Ich hätte dem alten Ede nimmermehr eine solche Tochter zugetraut.“

„Ist sie nicht ein großartiges Mädel!“ rief

Eberhard. Nun schien ihm die Zunge mit einem Male gelöst. Anne Marie war entzückend, schneidig, famos, wunderschön, reizend, süß und noch vieles andre mehr.

Ernst Hindorf hörte mit innerstem Behagen zu. Es tat so wohl, diesen Ton wieder zu vernehmen: den Ton begeisterter Schwärmerei. Wie vor dem Ausdrucke echter Neigung die Blasiertheit dahin schwand, wie alles Gemachte abfiel! Dieses Zutagetreten des Guten, Reinen, Starken in einem Menschen war das Rassezeichen der Liebe. Er freute sich für seinen Bruder, daß er endlich das Größte in dieser Welt gefunden hatte. Aber auch ihn selbst ergriff etwas wie Glücksahnen, trotz aller Resignation, die seine Erfahrungen ihm nahelegten. Wie das Ertönen einer altbekannten, geliebten Melodie, die man lange nicht vernommen hat, war es, stark und fortreißend und dabei ein wenig mit Melancholie durchsetzt. Aber nichts Bitteres lag darin, auch nichts die Sinne Beunruhigendes. Es war gut, zu denken, daß die Liebe in der Welt noch nicht ausgestorben war, daß die Jugend denselben Traum träumen durfte, der uns einstmals so unsäglich beglückt hatte. Nein, er war nicht eifersüchtig auf seinen Bruder; gerade er, der auf Liebesglück verzichtet hatte, er, der wußte, daß er sein Teil gehabt, daß das, was einmal gewesen war, nie wiederkehren würde, konnte sich neidlos am Glücke andrer freuen.

Der Sternenhimmel blickte, ein schmaler Streifen aus unendlicher Höhe, in die enge Gasse hernieder, welche der Weg in den alten Nadelbestand legte. Lautlose Stille. Zwischen den Säulen des hundertjährigen Forstes stand warme Luft. Der Boden dünstete die am Tage angesammelte Sonnenwärme aus. Ein fast betäubender Duft von Moos, Kräutern, Harz, Nadeln, Laub, Farnen lag über dem Tannicht. Alle Poren des Waldes waren geöffnet.

Eine Nacht, so recht gemacht zum Mitteilen vertraulicher Dinge. Ernst Hindorf ließ den Bruder sich aussprechen, hütete sich wohl, zu unterbrechen. Alle Erwägungen der Vernunft kamen später noch zurecht. Die Liebe hatte nun einmal das Recht, den kühnen Kapitän Verstand von der Kommandobrücke zu verdrängen. Solange das Wetter klar war, schadete das auch nichts. Früh genug würden Wolken, Sturmzeichen und der hohe Wogengang des Lebens den alten Steuermann wieder auf seinen Platz rufen.

Vor allem hütete sich Ernst Hindorf vor einer Frage: „Wovon wollt ihr eigentlich leben?“ Die Stunde würde kommen, wo sie aufgeworfen werden mußte, aber dann war es besser, wenn Eberhard sie selbst stellte. Daß Anne Marie nicht viel mitbrachte, stand fest, und Eberhards Verhältnisse waren sicherlich heute nicht besser als damals, als der ältere Bruder ihm die Schulden bezahlt hatte. Aber diese Dinge konnten überwunden werden, wenn

nur eines sicher war: daß die beiden einander liebten.

Nach dem, was ihm der Bruder soeben gestanden hatte, konnte Ernst Hindorf an Eberhards Liebe nicht mehr zweifeln. Aber wie stand es mit dem andern Teil? Eberhard schien stillschweigend anzunehmen, daß Anne Marie seine Neigung erwidere. Er sprach mit jener den verwöhnten jungen Männern nur zu oft eigenen Zuversicht von der Zukunft, als habe er Ede Plessows Jawort bereits schwarz auf weiß in der Tasche. Trotz aller Familienantipathie würde der Vater der jungen Dame schwerlich unüberwindliche Schwierigkeiten machen; wie man Ede Plessow nun einmal kannte, war es ihm nur lieb, wenn er die Tochter loswurde, und Eberhard war sicherlich ganz der Schwiegersohn nach seinem Herzen. Aber das Mädchen selbst . . . Wieder tauchten Anne Mariens feine, kapriziöse Züge vor Ernst Hindorfs Erinnerungen auf, die stolze, abweisende, spröde Haltung, die sie gegen ihn an den Tag gelegt hatte. Wenn sich Eberhard die Sache nur nicht zu leicht vorstellte! Wenn er nur nicht den großen Fehler so vieler Verliebter beging, die Gefühle, die er selbst empfand, beim andern Teile einfach als selbstverständlich vorauszusetzen!

Hierüber Gewißheit zu bekommen, war schwer. Als Ernst eine tastende Frage nach dieser Richtung

tat, merkte er, daß Eberhard sie gar nicht verstand. Ob Anne Marie ihn liebe? — Komische Frage! Er machte ihr doch nun schon seit Monaten offenkundig den Hof, tanzte den Souperwalzer regelmäßig mit ihr, zeigte sich oft in Reitern, ritt mit ihr und dem Vater aus; ein andrer Bewerber war nicht da. Nein, er durfte Anne Mariens sicher sein. Das Anhalten um ihre Hand war eigentlich nur noch Formsache.

Was der junge Mann mit Selbstbewußtsein zu seinen Gunsten anführte, bewies dem älteren Bruder nur, daß dem guten Eberhard noch keine Ahnung davon aufgegangen war, daß von all den schwer zu durchschauenden Dingen der Schöpfung das weibliche Herz das rätselhafteste ist.

Man konnte nur hoffen, daß ihn seine Siegeszuversicht nicht täuschen möge.

~~~~~~~~~~

Während die Brüder in der stillen Sommernacht ihren Weg nach Lamnitz verfolgten, stand im Herrenhause von Drosselbach am offenen Fenster der Dachmansarde ein Paar junger Mädchen engumschlungen und blickten in die nächtlich verträumte Landschaft hinaus.

Agathe Mildenau und Anne Marie Plessow waren, nachdem die letzten Gäste sich entfernt hatten, in das gemeinsame Schlafzimmer hinaufgeeilt. An ein Zubettgehen dachten sie nicht. Das war ja bei
~~~~~~~~~~

solchen Festen das schönste: nachträglich alles zu besprechen, Beobachtungen auszutauschen, all die unzähligen kleinen, großwichtigen, hochinteressanten Erlebnisse des Nachmittags und Abends lustig durcheinanderzuschütteln.

Anne Marie war von den Mildenaus eingeladen worden, einige Tage in Drosselbach zuzubringen. Die Freundschaft der beiden Mädchen stand in dem Stadium, wo beide nicht existieren zu können glaubten, ohne einander wöchentlich mindestens einmal gesehen zu haben, und wo in den Zeiten kurzer Trennung die Stunden bis zum nächsten Wiedersehen eifrig gezählt wurden. Der Augenblick, da man sich nichts zu sagen gehabt hätte, war zwischen ihnen noch nicht gekommen; kaum aber hatte man sich getrennt, so war in wenigen Stunden auch schon wieder genug Stoff angesammelt, um sich lange Briefe zu schreiben, die nach der geheimnisvollen Wichtigkeit, mit der sie behandelt wurden, sehr inhaltreich sein mußten.

Die Freundschaft der beiden hatte schon im Stift begonnen. Ausgegangen war sie von einer fast leidenschaftlichen Bewunderung Agathens für Anne Marie. Dabei war Agathe ein Jahr älter als die Freundin — was unter Pensionärinnen schon etwas bedeutet. Und sie war auch die bei weitem bessere Schülerin gewesen. Agathens Vorzüglichkeit wurde von allen Seiten anerkannt. Lehrer

und Lehrerinnen schätzten Agathe Mildenau als ein leicht zu lenkendes Kind von zuverlässigem Charakter und guten Sitten. Bei den Mitschülerinnen war sie beliebt wie wenig andre; neidlos blickte man auf ihre Vorzüge. Es verstand sich ganz von selbst, daß sie Klassenerste wurde und als Stiftserste das Institut verließ.

Ganz anders verhielt es sich mit Anne Marie Plessow. Die Lehrerschaft dachte sehr verschieden über ihre Gaben sowohl wie über ihren Charakter; nur über eines war man sich einig: daß die kleine Plessow eines der schwierigsten Mädchen sei, das dem Institut jemals zur Erziehung übergeben worden war. Unter den Mitschülerinnen genoß Anne Marie eine ungewöhnliche Stellung. Man liebte sie oder haßte sie; manche fürchteten sich auch vor ihr. Anne Marie war frühzeitig hübsch; ja, sie konnte Augenblicke haben, in denen man sie mit dreizehn bereits schön nennen durfte. Sie hatte schon darum eifersüchtige Neider und Widersacher unter ihresgleichen. Ihre Leistungen waren höchst ungleichartig. Von zu Haus, wo sie als das Jüngste von fünf Brüdern halb wie ein Junge aufgewachsen war, hatte sie nicht allzuviel an Kenntnissen mitgebracht; dafür war ihr der anschlägige Kopf des Naturkindes in hohem Grade eigen, und in allen körperlichen Übungen, im Turnen, Tanzen, Spielen war sie weitaus die Geschickteste. Eines hatte sie aus der

Unabhängigkeit des Vaterhauses mitgebracht: Geistesgegenwart und Mutterwitz. Wenn es galt, gegen eine unbeliebte Mitschülerin zu hänseln oder gegen die Lehrerschaft Opposition zu machen, fand man Anne Marie stets unter den Necklustigen an der Spitze der Fronde. Es lag etwas Ungebändigtes in ihr, das ihre feine, anmutige, aparte Erscheinung Lügen strafte; unter den Mitschülerinnen wurde über keine mehr getuschelt als über Anne Marie; den Erzieherinnen gab sie Rätsel auf über Rätsel; gleichgültig ließ sie niemanden. Der einfacher veranlagten Agathe Mildenau hatte sie es von vornherein angetan.

Vor den Augen der beiden jungen Mädchen lag der Park von Drosselbach. Der feine englische Rasen, die Blumenbeete verschwanden in einer großen, einfarbigen Fläche. Die Baumgruppen hie und da auf den Plätzen nahmen sich aus wie dunkle, nach vorn übergebeugte, vermummte Gestalten. Über den Wiesen im Hintergrunde stand ein blasses, unbewegliches Nebeltuch und als feine, graue Linie etwas höher am Horizont ein ferner Höhenzug. Der Mond gab allen Dingen kaum merkliche Silberkonturen. Darüber das Sternenheer des Himmels, ein mit aller Pracht und Größe verschwenderisch ausgestatteter Baldachin. Damit es zu diesem Bilde voll sanfter Schönheit an Musik nicht fehle, rauschte in der Ferne der Ausfluß des großen Teiches über sein Wehr.

Wie eine süße, unaufdringliche Melodie ertönte das gleichmäßige Fallen und Abströmen des Wassers.

Die beiden Mädchen hatten ihre Gesellschaftskleider abgelegt und waren in die losen Nachtjacken geschlüpft. So standen sie dicht aneinander gelehnt in dem tiefen Dachfenster. Agathe, die Zartere, hatte der Nachtkühle wegen ein wollenes Tuch um Hals und Schultern geschlungen. Anne Marie wurde von ihrem langen, vollen Haar wie von einem dunklen Mantel bekleidet.

Es war zwischen diesen beiden bereits alles Erdenkliche durchgesprochen worden: die Toiletten der Damen, das Rudern, das Krocket und das Tennisspielen, das Tanzen, wie die Herren sich benommen, was sie gesagt hatten. Die eine von ihnen hatte dies beobachtet, die andre jenes; gab es wirklich noch etwas, was nicht berührt worden wäre? —

Agathe Mildenau würde es für ein Verbrechen gegen die Freundschaft angesehen haben, wenn sie Anne Marie gegenüber irgend etwas Wichtigeres verheimlicht hätte. Ob die Freundin ebenso aufrichtig gegen sie sei, wußte sie nicht genau. Manchmal hatte sie das Gefühl, daß Anne Marie ihr nicht alles sage, was sie denke und fühle; das war für Agathe sehr schwer zu ertragen. So fest sie auch davon überzeugt war, daß es ein besseres, großartigeres Wesen als Anne Marie Plessow nicht

gebe, so stand sie doch vor manchem, was dieses Mädel tat und sagte, ratlos, ja erschreckt. Wiederholt schon war Agathe, die in allen Dingen, außer in ihrer schwärmerischen Neigung für Anne Marie, die goldene Mittelstraße liebte, durch die Freundin in Konflikte geraten, im Stift mit den Lehrern, seit man zu Haus war, mit den Eltern; denn vieles an Anne Marie galt in den Augen der Erwachsenen nicht als korrekt. Die wohlerzogene Agathe aber, die sich von selbst nie eine Unart zuschulden kommen ließ, konnte außer sich geraten, wenn Anne Marie getadelt wurde; ganz unbedingt nahm sie dann für ihre Freundin Partei. Die einzigen Aufregungen in dem sonst einfach und glatt verlaufenen Leben von Agathe Mildenau waren immer nur durch Anne Marie Plessow hervorgerufen worden.

Die neueste Beunruhigung, die Agathen befallen hatte, hing auch wieder mit dieser Freundschaft zusammen. Es war nämlich der aufmerksamen Agathe nicht entgangen, daß unter den Erwachsenen etwas im Werke sei. Wollte man etwa gar Anne Marie unter die Haube bringen? Frau von Nettelmüller hatte neulich eine unvorsichtige Bemerkung fallen lassen, die von Agathen aufgefangen worden war. Seitdem hatte sich ihr Auge für alles, was mit dieser Angelegenheit zusammenhing, geschärft. Das Mädchen sah, daß ihr Onkel Eberhard viel im Plessowschen Hause verkehrte, und heute abend war

ihr aufgefallen, daß er beim Tanzen Anne Marie ganz besonders ausgezeichnet hatte. Obgleich nun Eberhard Hindorf der Bruder ihrer Mutter war, und wennschon durch eine Heirat mit ihm Anne Marie noch näher mit ihr und den Ihren verbunden worden wäre, war Agathe dennoch eifersüchtig. Es blieb eine unerhörte Erfahrung für sie, daß Anne Marie ihr von so wichtigen Dingen beharrlich schwieg. Daß das Mädchen sehen müsse, was vorging, war doch klar; längst mußte sie sich über Eberhard Hindorfs Verhalten ihre Gedanken gemacht haben. Und wenn dem so war, wie nahm sie seine Courmacherei auf? Würde sie sich entschließen, ihn zu nehmen? Wenn jemand auf der Welt existierte, der ein Recht hatte, in dieser Sache gehört zu werden, so war sie es doch: die einzige Freundin.

Heute nacht nun hatte Agathe ganz sicher auf ein Geständnis gehofft, es war jedoch nichts dergleichen gekommen. Wiederholt hatte das Mädchen den Namen ihres Onkels Eberhard in das Gespräch einzuschmuggeln gewußt, mit geschärftem Ohre lauschend, was Anne Marie wohl über ihn zu sagen haben würde; aber jene hatte von ihm genau so kühl gesprochen wie von den andern Herren, ohne sich nur das geringste anmerken zu lassen, daß er ihr etwas Besonderes bedeutete.

Und dabei war Agathe doch so im Innersten ungeduldig, zu erfahren, wie es damit stünde. Daß

Anne Marie ihr irgend etwas verberge, glaubte sie nun ganz bestimmt zu wissen. Sie kannte die Freundin aus rückhaltlosem Verkehr bis in die kleinsten Eigentümlichkeiten hinein. Anne Marie konnte heftig sein, leidenschaftlich, auch wetterwendisch, aber verschlossen hatte Agathe sie noch nie gekannt; heute abend jedoch schien sie bei aller Gesprächigkeit irgendwie befangen und jedenfalls auffällig wenig bei der Sache.

„Wer ist eigentlich der netteste von unsern ganzen Herren?" fragte Agathe, als eine kurze Pause in der Unterhaltung eintrat, in scheinbarer Harmlosigkeit. Und als keine Antwort erfolgte, fuhr sie fort: „Der beste Tänzer ist ja entschieden dein Bruder Job; aber ich finde, mit meinem Onkel Eberhard unterhält es sich besser, meinst du nicht auch?"

„Ich weiß nicht!" erwiderte Anne Marie. „Er hat eigentlich nicht viel Gescheites zu sagen."

„Aber findest du nicht, daß er sehr comme il faut ist, Anne Marie."

„Um Gottes willen, das sind sie doch alle."

„Aber ..." Agathe stockte befremdet. „Er sieht doch famos aus. Keiner hat eine solche Figur, und wie chik er sich anzieht!"

„Sein Bruder ist viel, viel vornehmer," sagte Anne Marie halblaut.

„Onkel Ernst," rief Agathe. „Findest du, daß der gut aussieht?"

„Wie er aussieht, weiß ich nicht. Ich finde nur, daß er etwas unaussprechlich Vornehmes hat."

Agathe mußte sich erst an diesen Gedanken gewöhnen. Onkel Ernst, der Witwer mit seinen fünfunddreißig Jahren, erschien diesem jungen Wesen schon fast wie ein alter Mann. Sie hätte ihn niemals mit Onkel Eberhard verglichen, der ihr den Jahren und dem Wesen nach so viel näherstand; im stillen wunderte sie sich sehr, daß Anne Marie einen Vergleich zog zwischen den Brüdern.

„Ich sah, daß du dich mit Onkel Ernst unterhieltest," sagte Agathe nach einiger Zeit; „was hat er denn zu dir gesagt?"

„Er hat gar nicht viel gesagt." —

„Ja, er gilt für sehr schweigsam; meine Mutter sagt, er sei die Verschlossenheit in Person."

„Verschlossen! — Nein, das ist nicht wahr! Findest du nicht, daß seine Augen sehr schön sind?"

„Seine Augen?" —

„Ja, sie sind wunderschön. Ich war so erstaunt über seine Augen, daß ich ganz zerstreut wurde; man kann sich bei seinen Augen so vieles denken; sie erzählen allerhand ganz unabhängig von dem, was er zu einem sagt. Ist dir das niemals aufgefallen?"

Agathe konnte mit einem ehrlichen „Nein" ant-

worten. An Onkel Ernst hatte sie noch niemals das geringste Interessante entdecken können. Anne Marie fand seine Augen schön! — Wer kümmerte sich denn überhaupt um die Augen der Herren?

War das nun bloß eine von Anne Mariens Exzentrizitäten, oder war es mehr? Sie hatte das alles so merkwürdig ernst gesagt. In ihrem Urteil über Menschen waren die Freundinnen ja schon oftmals weit auseinander gegangen. Anne Marie faßte manchmal Zuneigungen, die man gar nicht begriff. Agathe dachte da vor allem an eine Sache, die ihr immerdar in schmerzlicher Erinnerung bleiben würde. Im Stift hatte der Religionsunterricht in den Händen eines älteren Geistlichen gelegen, den zu verehren Modesache war. Anne Marie Plessow war eine der wenigen gewesen, die diesen Kultus nicht mitmachte. Der alte Herr erkrankte und wurde von den Ärzten auf ein halbes Jahr nach dem Süden geschickt; in der Zwischenzeit sollte ihn ein jüngerer, eben erst ordinierter Geistlicher vertreten. Dieser hatte weder in Erscheinung noch Vortrag etwas besonders Anziehendes; er kam den Schülerinnen gegenüber nicht aus einer gewissen umständlichen Befangenheit heraus. Alle Welt freute sich, als der alte Lehrer wiederkehrte, und niemand weinte dem Lückenbüßer eine Träne nach. Allein Anne Marie Plessow machte darin eine Ausnahme. Sie, die dafür bekannt war, niemals Rührung zu

zeigen, die darum bei manchen Mitschülerinnen für herzlos galt, und die nicht selten von den Erziehern den Tadel der Verstocktheit zu hören bekommen hatte, brach bei der kurzen Abschiedsrede, die der scheidende Theologe hielt, in heftiges Weinen aus; dann zog sie sich in den Schlafsaal zurück. Agathe Mildenau, als ihre anerkannt intimste Freundin, wurde abgesandt, in Erfahrung zu bringen, was ihr fehle. Aber die Vertraute kehrte unverrichteter Sache zurück; auch niemand anders erfuhr jemals, was Anne Marie so tief bewegt hatte.

Für Agathe, die die instinktive Abneigung des kränklichen Menschen gegen alle Aufregungen hatte, blieb an Anne Mariens Unberechenbarkeiten immer etwas Unheimliches. Die Zuneigung der Freundin zu andern Menschen aber war sie geneigt in ihrem eifersüchtigen Gemüt als Untreue und persönliche Kränkung aufzufassen. Doch war sie auch wieder zu ängstlich, um viel zu sagen, denn sie wußte, daß Anne Marie Vorwürfe übel aufnahm.

Die Mädchen standen noch eine ganze Weile im Fenster und blickten schweigend in die stille Landschaft hinaus; jede war mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. Die Nebel hatten sich zu einer weißen Wand zusammengezogen, die den fernen Höhenzug völlig verdeckte. Der Mond war ganz verschwunden. Auch die Sterne schienen gleichsam aufgesogen von der milchigen Färbung, welche die

Himmelsglocke nach und nach angenommen hatte. Der herannahende Morgen kündigte sich durch einen mattgelben Schimmer an, der wie ein Hauch nur — man wußte nicht, woher — den eben noch grauen, farblosen Dingen angeflogen war.

Plötzlich ertönte ein erst leiser, schnell anwachsender, süß-sehnsuchtsvoller Laut aus dem Gebüsch. „Unser Sprosser," sagte Agathe. Der Park von Drosselbach war bekannt für das Vorkommen von Nachtigallen.

Kühner und kühner wurde der unsichtbare Sänger. Erst schmelzend, weich und schüchtern, nur wie ein Versuch erklang der Schlag, dann immer bewußter und stolzer, bis zur vollen, rücksichtslosen Leidenschaft.

Anne Marie hatte sich von der Freundin losgemacht. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte sie. Agathe sah sie ängstlich beobachtend von der Seite an. Wie schön das Gesicht war in seiner Umrahmung von dunklem Haar, dem die Strahlen der Morgenröte einen goldigen Schimmer verliehen; wie zart diese roten Lippen, wie edel geschnitten Nase und Stirn, wie wunderlich tief und glänzend das Augenpaar! Aber warum zog sie die Stirn so zusammen, warum preßte sie die Lippen so schmerzlich aufeinander, warum verschleierten sich die Augen auf einmal?

Agathe schmiegte sich an Anne Marie an und

suchte sie dichter zu sich heranzuziehen. „Was hast du — was ist dir? Sag mir's doch!"

„Nichts!" rief Anne Marie fast unwillig.

Agathe trat vom Fenster zurück. Sie war enttäuscht, gekränkt. Auf einmal empfand sie die Morgenkühle. „Ich gehe zu Bett," sagte sie traurig. „Wir haben viel zu lange geschwärmt. Kommst du nicht auch?"

Anne Marie gab keine Antwort. Und während Agathe in die Kissen versank, sah sie, schon halb traumumfangen, die Freundin, wie sie noch immer am Fenster stand und dem lockenden Sänger da draußen lauschte.

Das Gutshaus von Reitern, wohin der alte Plessow gezogen war, nachdem er seinem ältesten Sohne Horst das eigentliche Familiengut Baderwisch übergeben hatte, war nichts weniger als wohnlich. Jahrelang hatten hier Pächter gehaust, die nichts für die Erhaltung und Verschönerung von Haus und Hof taten. Es fehlten alle schmückenden Anlagen. Nur ein großer, verwilderter Obstgarten mit vielen verkrüppelten, moosbewachsenen Bäumen war vorhanden. Den Wirtschaftshof trennte vom Herrenhause nur ein flacher Tümpel, auf dem sich Enten und Gänse tummelten. Das frühere Haus war abgebrannt und an seine Stelle ein nüchterner Bau gesetzt worden, der weder das Feudale eines Familien-

sitzes noch die Bequemlichkeiten eines modernen Landhauses besaß; es war ein viereckiger Kasten mit vielen Fenstern, grau angestrichen.

Das Schwergewicht der ganzen Wirtschaft lag in Reitern bei der Pferdezucht. Der Pferdehandel und der Reitsport gingen Ede Plessow noch über die Jagd und die Karten. Aber auch im Leben der übrigen Familienmitglieder spielten Reiten, Fahren, Stall und Turf eine große Rolle. Nur Horst, der bei jungen Jahren fett und bequem wurde und nicht mehr gern in den Sattel stieg, bildete darin eine Ausnahme.

Anne Marie war in ihrer Passion für Pferde die echte Tochter ihres Vaters. Sie saß aber nicht allein mit vollendeter Eleganz im Sattel, sie gehörte vielmehr zu jenen Amazonen, die mit angeborenem Gefühl und Verständnis für das Tier reiten. Bei ihr waren Kopf und Herz beteiligt, wenn sie die Zügel in die Hand nahm.

Ede Plessow verzieh seiner Tochter darum, daß sie „nur ein Mädchen" war. Im allgemeinen langweilten ihn Mädels in dem Alter; er pflegte von den Weibern als vom „Kahlwild" zu sprechen. So viel Selbsterkenntnis besaß er, zu wissen, daß er zum Erzieher für das junge Mädchen verdorben sei. Daß Anne Marie reiten, fahren und mit Pferden umgehen lerne, dafür hatte er früh gesorgt; das übrige: Tanzen, Französisch, Religion, hatte man

ihr im Stift beigebracht. Schließlich wunderte er sich, wie gut die Erziehung abgelaufen war. Anne Marie war ein „Klassemädel“ geworden. Sein Vaterstolz schwoll mächtig, als er bei Gesellschaften sah, daß sie unzweifelhaft eine der chiksten und begehrtesten jungen Damen sei. Er war geneigt, dieses glänzende Resultat seiner Methode zuzuschreiben. Und neuerdings hörte man ihn am Biertisch, nach den Kreistagen, bei Jagddiners, oder wo sonst die Grundbesitzer der Gegend zusammenkamen, neben andern Lieblingsstoffen das Thema der Mädchenerziehung mit lauter, dröhnender Stimme erörtern.

Was Ede Plessow an zarteren Gefühlen in sich aufkommen ließ, galt seiner Tochter Anne Marie. Mehr, als er sich anmerken lassen wollte, hing dieser alte, abgebrühte, durch tausend Gefahren geschrittene Sünder an dem Kinde.

Seine verstorbene Frau hatte Ede nicht immer auf das beste behandelt; es war heiß zugegangen in dieser Ehe. Durch Widerspruch und Eifersucht hatte ihn die Frau gereizt. Aber diese Dinge waren längst begraben. Anne Marie, die ihre Mutter ja ganz früh verloren hatte, wußte davon nichts. Gegen sie war der Vater immer nur freundlich gewesen. Sie bewunderte ihn seiner guten Erscheinung wegen, war unendlich stolz auf seine Kriegstaten, verehrte in ihm den Kavalier und Soldaten. Es herrschte

zwischen den beiden der freie Ton guter Kameradschaft.

Was Anne Marie entbehrte dadurch, daß sie mutterlos war, wußte sie selbst nicht. Sobald sie schulpflichtig geworden, hatte man sie in die Dorfschule von Baderwisch, wo die Familie damals lebte, geschickt. Später, als Fräulein Finsterly bei den Weudenas in Dromsdorf frei wurde, hatte man diese bewährte Kraft engagiert. Aber Babette Finsterly, durch deren Hände mehr als ein Dutzend junger Damen der Gegend gegangen war, fand in Anne Marie Plessow schließlich die Nuß, die zu brocken über ihre Kräfte ging. Zum Unterricht mußte sie die Schülerin meist aus dem Pferdestalle holen oder von der Dorfstraße; denn das gnädige Fräulein war die Anführerin der Dorfjugend bei allerhand tollen Streichen. Babette drohte dann mit den fürchterlichsten Strafen, die doch niemals zur Ausführung kamen, denn Anne Marie fand Rückhalt am Vater. Die Schweizerin wiederholte unaufhörlich die stereotype Wendung: „Mademoiselle, je vais mourir de chagrin par vous, et alors ce serait trop tard d'avoir du regret,“ ohne damit bei dem Zögling irgendwelche Wirkung hervorzubringen.

Als Anne Marie dreizehn Jahre alt war und dabei immer noch einer Dorfrange mehr glich als einem Fräulein von Plessow, griff die Generalin

von Nettelmüller ein, Herrn von Plessows Schwägerin. Die setzte ihrem Schwager auseinander, daß Anne Mariens Aufführung nachgerade anfange, ein Skandal zu werden, und beredete ihn, sie aus dem Haus zu tun. Nach einem Aufenthalt von einigen Jahren im Stift kehrte Anne Marie ins väterliche Haus zurück. Die Kur schien geglückt: aus einem unbändigen Wildfang war eine fertige Dame geworden.

Ede Plessow befand sich seiner nunmehr erwachsenen Tochter gegenüber in eigentümlicher Lage; eigentlich genierte sie ihn. Er hatte sich in den Jahren seiner Witwerfreiheit das lockere Leben eines Junggesellen angewöhnt. Nicht alles, was er tat und sagte, war geeignet, von einem jungen Mädchen mitangehört und gesehen zu werden.

Hier kam ihm wiederum seine Schwägerin zur Hilfe. Die Witwe war eine Frau in den besten Jahren, kinderlos, wohlhabend; sie hatte etwas von der Welt gesehen, besaß gute Verbindungen mit der Hofgesellschaft, verstand sich in hohem Grade auf Toilette; alles, was man von einer Lady=Patronesse für ein junges Mädchen, das wie Anne Marie Plessow in die Welt eingeführt werden sollte, nur wünschen konnte.

Die Witwe Nettelmüller nahm sich des ihr übertragenen Amtes sogleich mit großem Eifer an. Sie hatte nichts zu tun und liebte doch die Ge-

schäftigkeit über alles. Als Witwe hätte sie kaum Anlaß gehabt, ein Haus zu machen und viel Menschen bei sich zu sehen; der Umstand, daß sie ihre Nichte ausführte, gab ihr hierzu die schönste Gelegenheit. Ihr Gut Medlau war entlegen, und das Medlauer Haus hatte auch keine Räume, die zur Repräsentation geeignet gewesen wären; aber sie besaß außerdem noch eine vor den Toren von Kranzfelde, der Kreisstadt, gelegene schöne Villa.

Dort war im vorigen Winter flott gelebt worden; Diners und Tanzabende hatten einander nur so gejagt. Die Witwe erklärte zwar immer, sie lebe nur ihrer Nichte Anne Marie wegen mit solchem Train, aber die böse Welt behauptete, daß sie selbst dabei sehr gut auf ihre Rechnung komme.

Im Frühjahr hatte Frau von Nettelmüller dann ihren städtischen Wohnsitz mit Reitern vertauscht, um für die Sommermonate ganz bei ihrem Schwager zu leben und ihre Rolle als Beschützerin der Nichte weiterzuspielen.

Im Grunde hegte Ede Plessow keine großen Sympathien für die Schwägerin. Ihre Anwesenheit im Hause genierte ihn. Die Witwe stellte allerhand Ansprüche an das Haus, die auf dem Lande schwer zu erfüllen waren. Herr von Plessow sollte außerdem um ihretwillen langjährige Angewohnheiten aufgeben, die er für sein gutes Recht hielt. Das Verhältnis stand infolgedessen immer auf der Kippe.

Er verfluchte die Schwägerin oft als eine „prätentiöse Hexe", die er am liebsten aus dem Hause gejagt hätte. Aber sie war für ihn ein notwendiges Übel. Was hätte er allein mit Anne Marie anfangen sollen? Ein Mädchen in dem Alter, das sah er ein, mußte jemanden haben, der ihr Rat geben konnte in allerhand Angelegenheiten, denen man als Mann fernstand. Es gab einem jungen Dinge ein ganz andres Relief, wenn eine Dame von Rang hinter ihm stand.

Der Frage, ob Anne Marie heiraten werde und wen, stand Herr von Plessow mit gemischten Gefühlen gegenüber. Leichten Herzens würde er sie nicht hergeben. Er war, wie so mancher andre Vater, längst eifersüchtig auf den Schwiegersohn, der noch gar nicht auf der Bildfläche erschienen war. Seine Söhne kosteten ihm viel Geld. Eigentlich konnte sich Herr von Plessow nicht wundern, daß sie über den Strang schlugen. Vom Lernen war im Plessowschen Hause immer nur als von einer lächerlichen Beschäftigung gesprochen worden; hingegen waren die Jungens vom eigenen Vater schon früh in die Künste des Kartenspielens, Rauchens und Weinprobierens eingeweiht worden. Ede Plessow war berüchtigt dafür, daß er manchem jungen Manne am Spieltisch den Beutel erleichtert hatte; jetzt geschah ihm das gleiche am eigenen Fleische und Blute. Sein zweiter Sohn, der bei einem Garde-

Kavallerieregimente gestanden hatte, mußte den Abschied nehmen, weil der Vater nicht mehr imstande war, seine Spielschulden zu tilgen. Der Älteste, Horst, kam bei einer ähnlichen Angelegenheit mit einem blauen Auge davon. Auch Horst hatte sich die Lehre des Vaters: ja nicht etwa ein Musterknabe zu werden, früh zu Herzen genommen. Seine Leidenschaft war weniger der Spieltisch; ihn hatten finanziell wie körperlich die Weiber ruiniert. Durch Schaden nun doch etwas klug gemacht, hatte Ede Plessow die beiden jüngeren Söhne bei den Husaren in Kranzfelde eintreten lassen, wo er ein Auge auf sie haben konnte. Job und Henning lebten zwar flott, hatten sich aber bisher vor größeren Dummheiten gewahrt.

Ede Plessow mußte beinah wünschen, daß Anne Marie heirate. Sie kostete ihm neuerdings viel Geld, fast ebensoviel wie einer der Jungens. Zweierlei verstand sich in den Augen des Vaters von selbst für einen Freier um Anne Mariens Hand: er mußte von guter Familie sein, und er mußte Vermögen besitzen. Junge Leute, die beides vereinigt hätten, waren in der Gegend nicht häufig. Genähert hatte sich dem Mädchen bisher nur Eberhard Hindorf, in einer Weise, die an dem Ernst seiner Absichten kaum noch Zweifel aufkommen ließ.

In mancher Beziehung mußte der junge Hindorf Herrn von Plessow als ein idealer Schwiegersohn

erscheinen. Er stammte aus alter, in der Gegend lange Zeit angesessener Familie, war Kavallerist — worauf Ede, der seine alte Waffe über alles liebte, Wert legte. Sein Vermögen mochte nur mittelmäßig sein; wahrscheinlich hatte er einen Teil davon schon verbraucht; aber wenn sein Bruder Ernst nicht heiratete, war für Eberhard und seine Nachkommenschaft der Besitz von Lamnitz gesichert.

Das einzige, was in Ede Plessows Augen gegen diesen Bewerber sprach, war, daß er ein Bruder war von Ernst Hindorf. Es bestand eine alte Rivalität zwischen den Besitzern von Baderwisch und von Lamnitz. Diese beiden Herrensitze lagen zu nahe beieinander. Von Haustür zu Haustür zählte man knapp tausend Schritte. Die Parks und die Feldgrenzen gingen ineinander über; das hatte von altersher Streitigkeiten gegeben zwischen den beiden Familien. Nun war der verstorbene Landesälteste von Hindorf ein außerordentlich ernster und zurückhaltender Mann gewesen, in allem ungefähr das Gegenteil von Ede Plessow. Zwischen zwei so verschieden gearteten Naturen mußte es zu Reibungen kommen, und die natürliche Lage der Besitzungen gab überdies die schönste Gelegenheit dazu. Erst recht aber lebte der Streit der beiden feindlichen Rassen zu alter Höhe auf, als Horst Plessow sich um den Landratsposten bewarb und Ernst Hindorf dem mit aller Energie entgegentrat. Daß den

Lamnitzer Herrn dabei Gründe sachlicher Natur und nicht Ranküne geleitet habe, wollte Ede Plessow nie und nimmer einsehen.

Ein Brief, der mit der Frühpost in Reitern eingetroffen war, hatte das Haus in ziemliche Aufregung versetzt. Herr von Plessow stellte den üblichen Morgenritt auf die Felder ein und zog sich auf sein Zimmer zurück, wo er sich — eine Seltenheit bei ihm — in Bücher und Rechnungen vertiefte. Frau von Nettelmüller, die sich für gewöhnlich sehr wenig um häusliche Angelegenheiten kümmerte, entwickelte heute eine ganz auffällige Betriebsamkeit. Ein Bote wurde von ihr nach der Stadt geschickt, um Delikatessen zu besorgen. Den Eßtisch ließ sie mit besonderer Sorgfalt decken. Die paar Blumen, die in Reitern aufzutreiben waren, wurden abgeschnitten und als Buketts aufgestellt.

Von Anne Marie verlangte Frau von Nettelmüller, daß sie ihr Morgenkleid gegen eine bessere Toilette umtausche. Erstaunt fragte das junge Mädchen, wem alle diese Vorbereitungen gälten. Die Tante erwiderte, Leutnant von Hindorf habe geschrieben und seinen Besuch im Laufe des Vormittags angemeldet.

Anne Marie wußte genug damit; sie ging auf ihr Zimmer. Frau von Nettelmüller war zufrieden; stillschweigend nahm sie an, die Nichte komme ihrem Wunsche nach und kleide sich um.

Die Witwe konnte nicht in fieberhafterer Spannung sein, wenn es sich um ihre eigene Verlobung gehandelt hätte. Es war dies ja nicht die erste Partie, die sie zustande brachte. Keine süßere Erregung kannte sie als dieses Anknüpfen zarter Fäden, das intime Beobachten der ersten schüchternen Annäherung, das Nachhelfen und Anfeuern, wo es nötig war, das Entwirren schwieriger Situationen und das Schaffen günstiger Gelegenheiten. Frau von Nettelmüller war, wie die meisten Ehestifterinnen, immer selbst etwas verliebt in den Mann, den sie mit der Hand einer andern beglücken wollte; und auch in diesem Falle empfand sie für den auserwählten Freier mehr als bloß mütterliche Gefühle.

Herr von Plessow schien beim Durchsehen der Bücher und Rechnungen nicht viel Erfreuliches gefunden zu haben. Er warf schließlich alles voll Hast in ein Fach seines Schreibtisches, nahm die berüchtigte Nilpferdpeitsche zur Hand und ging in den Pferdestall. Wanzelow, der alte Kutscher, der als Bursche mit Ede im Felde gewesen war, und der seinen Herrn so genau kannte wie seine Branntweinflasche, ging ihm vorsichtig aus dem Wege. Solche Mienen deuteten für den Wetterkundigen auf einen nahen Ausbruch. Ein erst vor kurzem angestellter Koppelknecht, bei dessen Pferden Herr von Plessow etwas nicht in Ordnung fand, bekam die Knute zu kosten.

In dieser Exekution wurde der Gutsherr dadurch unterbrochen, daß ein leichter Wagen mit einem Husarenburschen auf dem Bocke und einem Offizier auf dem Rücksitze in den Hof einfuhr. Herr von Plessow gab den Koppelknecht mit der tröstlichen Versicherung frei, daß er den Rest der ihm zugedachten Ration demnächst erhalten solle; dann begab er sich zur Haustür, um den Gast zu empfangen.

Anne Marie hatte den Krümperwagen vom Fenster ihrer Stube aus einfahren sehen. Sie stand wohl schon seit einer Stunde hier oben und blickte mit wunderlichen Gefühlen und hastig wechselnden Gedanken hinaus. Ihr Kleid hatte sie nicht gewechselt.

Als sie jetzt den Wagen vor der Tür halten und Eberhard von Hindorf, begrüßt von ihrem Vater, aussteigen sah, wie die beiden sich voreinander verneigten, wie der Leutnant formell die Hand an den Kalpak legte, war ihr zu Mut, als müsse sie laut auflachen; wahrhaftig, sie konnte sich nicht helfen, alles das kam ihr so geschraubt, unnatürlich und lächerlich vor. Eberhard Hindorf, der sonst zu jeder Tageszeit unangemeldet von der Garnison herübergeritten war, kam heute mit Wagen, Burschen und in großer Uniform! — Es war zu widersinnig!

Er tat ihr leid. Wie gern hätte sie ihm diese Fahrt erspart; ja, wie gern hätte sie ihm diese Enttäuschung erspart, der er entgegenging!

Anne Marie hatte während der letzten Zeit nicht im Zweifel bleiben können darüber, daß Leutnant von Hindorfs Verhalten mehr bedeute als bloße Courmacherei. Sie war bei dieser Erkenntnis nicht gleichgültig geblieben. Vielleicht, hätte sich Eberhard damals ein Herz gefaßt, hätte er im richtigen Augenblicke in der rechten Art zu ihr gesprochen, er würde sie sich gewonnen haben. Aber statt diesen Husarenstreich zu wagen, hatte er die Rückkehr seines Bruders von seiner Weltreise abgewartet. In der Zwischenzeit ließ er es freilich nicht daran fehlen, dem Mädchen sein Interesse deutlich und deutlicher zu zeigen. Aber bei Anne Marie Plessow hatte das eine ganz andre als die erwartete Wirkung. Die erste starke Erregung bei der Erkenntnis, begehrt zu sein, war vorübergegangen, ohne in der Seele des Mädchens eine Neigung zurückgelassen zu haben. Sie hatte sich an die Tatsache gewöhnt, daß sie einen Courmacher besaß; irgendwelche weiteren Fortschritte machte Eberhard nicht, auch trotz des Souperwalzers nicht, zu dem er sie ein für allemal engagiert hatte. Anne Marie aber fand ihn, da sie ihn allzu oft sah, im Grunde etwas langweilig. Was ihr aber den Gedanken an eine Verbindung mit diesem Manne am meisten verleidete, war der Übereifer der Menschen, die sie in diese Partie hineintreiben wollten. Nicht bloß Frau von Nettelmüller, alle Welt schien es gleichsam als selbstverständlich an-

zusehen, daß aus Anne Marie Plessow und Eberhard Hindorf durchaus ein Paar werden müsse. Die bis zur Ermüdung gehörten Lobpreisungen seiner Schönheit, Eleganz und Liebenswürdigkeit machten ihr Auge erst kritisch für seine kleinen Schwächen. Wer sagte denn den Leuten, daß sie gezwungen sei, ihn zu nehmen!

Doch war sich ihr Herz nicht immer gleichmäßig seiner Bedürfnisse bewußt. Trotz aller geheimen Kritik Anne Mariens hätte Eberhard Hindorf immer noch einige Aussicht gehabt des Mädchens Hand zu gewinnen, wenn es nicht bei jenem Sommerfeste in Drosselbach ihr wie Schuppen von den Augen gefallen wäre.

Jetzt auf einmal wußte sie es ganz sicher: sie liebte Eberhard nicht, er war nicht ihr Ideal eines Mannes. Wenn sie nun trotzdem einwilligte, seine Frau zu werden, dann beging sie ein Verbrechen. In jenen wenigen Minuten, die sie mit dem Lamnitzer Hindorf gesprochen hatte, war ihr — sie wußte nicht, wie und wodurch — die feste Gewißheit gekommen, daß sie den Bruder dieses Mannes niemals werde heiraten können.

Ernst Hindorf war so ganz anders als alle Herren, die sie sonst kannte. Anne Marie begriff es selbst nicht, was es sei, das sie förmlich zwang, immer wieder an ihn zu denken. Fast ärgerte es sie, daß ein Mensch bei der ersten Begegnung solchen

Eindruck auf sie machen konnte. Gott sei Dank, niemand wußte darum, am wenigsten Herr von Hindorf selbst.

Der Diener klopfte bei ihr an und meldete: der gnädige Herr lasse ihr sagen, Leutnant von Hindorf sei da, und das gnädige Fräulein möge herunterkommen.

Anne Marie begab sich, ohne vorher einen einzigen Blick in den Spiegel geworfen zu haben, in den Salon. Dort fand sie Eberhard Hindorf und ihre Tante Nettelmüller. Die Tante warf einen erstaunten Blick auf Anne Mariens Toilette. War denn das Mädel so schwer von Begriffen? Die Nichte blieb so kühl herablassend in der Art, wie sie den jungen Mann begrüßte, daß die Witwe fast zu der Vermutung kam, sie wisse noch immer nicht, um was es sich handle. Um so erregter zeigte sich der Leutnant; er war zunächst bei dem Vater gewesen und hatte dort die Erlaubnis erhalten, mit Anne Marie zu sprechen. Nachdem einige nichtssagende Worte gewechselt worden waren, verließ Frau von Nettelmüller das Zimmer.

Sowie er sich mit Anne Marie allein sah, rückte Eberhard Hindorf seinen Stuhl näher an sie heran. Dann eine kurze Pause. Sie war ruhig, so ruhig, daß sie sich selbst darüber wunderte. Fragend sah sie ihn an, erstaunt über seine Unsicherheit. Gern hätte sie ihn gebeten, gar nicht zu sprechen,

wenn das gegangen wäre. Endlich hatte der Leutnant sich so weit gefaßt, daß er seinen Antrag vorzubringen imstande war; er kleidete ihn in phrasenhafte, fast etwas banale Wendungen.

Anne Marie schlug die Augen nieder; sie schämte sich für ihn. Wozu die hochtrabenden Worte von Lebensglück und ewiger Dauer des Herzensbundes? Er machte sich ja nur lächerlich! Eben wollte sie aufstehen, um ihm das zu sagen, da ließ er eine Bemerkung fallen, die sie unwillkürlich aufmerksamer zuhören machte.

Eberhard, durch sein längeres Sprechen und ihr Schweigen mutiger gemacht, sagte: „Ihr Herr Vater gibt Sie begreiflicherweise ungern her, gnädiges Fräulein. Aber vorhin habe ich die Zusage erhalten von ihm, daß er unserm Glück nicht im Wege stehen will. Auch die materielle Seite der Frage wird, hoffe ich, eine glückliche Lösung finden. Mein Bruder tritt für mich ein. Sie kennen Ernst nur wenig, gnädiges Fräulein. Er ist ein großartiger Mensch. In dieser Sache hat er seine generöse Gesinnung von neuem bewiesen. Ohne ihn, das gestehe ich offen, hätte ich es nicht wagen können, um Ihre Hand anzuhalten; meines Bruders Generosität setzt mich dazu in die Lage."

Anne Marie war aufgestanden. Sie machte heftig abwehrende Zeichen mit der Hand. Tiefer Unmut lag in ihren Zügen. Er sollte schweigen!

Begriff er denn nicht, daß die Erwähnung des Bruders, als Helfer bei seinem Antrag, sie furchtbar verletzte?

Eberhard blickte verwundert in das gänzlich veränderte Gesicht des Mädchens. Worin hatte er es denn versehen? Er glaubte es doch so gut zu machen! —

Ein paar Minuten später verließ der junge Mann gesenkten Hauptes das Zimmer, wie betäubt in dem Gefühl, die größte aller Demütigungen erfahren zu haben. Draußen kam ihm Frau von Nettelmüller entgegen; sie wollte gratulieren. Ein Blick in die trostlose Miene des Abgewiesenen sagte ihr alles.

„Bleiben Sie! Bleiben Sie, Herr von Hindorf!" rief die Witwe. „Ich werde mit ihr reden. Das muß ein Mißverständnis sein! Ich bringe das Mädel zur Raison."

Eberhard Hindorf aber wußte, daß hier jedes Mißverständnis ausgeschlossen war. Durch kein noch so wohlgemeintes Zureden würde aus diesem „Nein!" jemals ein „Ja!" werden.

Die Hochzeit von Horst Plessow mit Fräulein Tubus sollte in Berlin stattfinden. Anne Marie, die als Brautjungfer gebeten war, hatte die Residenz noch niemals gesehen. Sie freute sich auf die Stadt,

aber sie verabscheute die Gelegenheit, durch die sie sie kennen lernen sollte.

Anne Marie war stolz auf den Namen Plessow; der Gedanke, daß ihr ältester Bruder sich mit einer Person von parvenuhafter Abkunft verbinden wollte, verletzte sie tief. Und nun gar zum ersten Male in ihrem Leben gerade bei solcher Gelegenheit Brautjungfer zu sein! Am liebsten hätte sie abgelehnt.

Auch Ede Plessow war nicht entzückt von der Familie Tubus; aber in seinen Augen entschuldigte die halbe Million, welche die Braut mitbekam, und die ganze, auf die sie später Anwartschaft hatte, vieles. Auf keinen Fall wollte er bei der Hochzeit plundrig auftreten. Seine beiden Jungen von den Husaren sollten ihn nach Berlin begleiten, und für Anne Marie waren reizende Toiletten bestellt worden.

Es war das erste Mal, daß Anne Marie ohne den Schutz ihrer Tante Nettelmüller in große Gesellschaft ging. Die Witwe hatte, nachdem ihr Ehestiftungsplan so traurig zu Wasser geworden war, sehr bald das Haus ihres Schwagers Plessow verlassen. Den Sommer brachte sie in Bädern zu; jetzt, wo der Herbst herangekommen war und die Husaren aus dem Manöver in die Garnison zurückkehrten, saß sie wieder in ihrer Villa bei Kranzfelde und übte ihren militärfreundlichen Beruf aus, indem sie die unverheirateten Offiziere vom Kommandeur

bis zum jüngsten Leutnant herab, so oft es diesen Herren paßte, bei sich zu Tisch saß.

Freilich, einer ihrer Günstlinge fehlte. Eberhard Hindorf war, nachdem er sich in Reitern seinen Korb geholt hatte, auf ein Jahr à la suite gegangen. Er werde die Zeit benutzen, um sich für die Kriegsakademie vorzubereiten. Augenblicklich befand er sich auf Reisen.

Anne Marie ging den Hochzeitsfeierlichkeiten mit dem Entschlusse entgegen, sich durch nichts imponieren zu lassen. Am Vorabend des Hochzeitstages fand eine Art Polterabend bei den Eltern der Braut statt; nach der Trauung wurde in einem der ersten Hotels von Berlin ein Essen zu hundert Gedecken gegeben.

Die Familie Tubus hatte es an nichts fehlen lassen, was beweisen konnte, daß man Geld besitze. Aber noch glänzender war es ihnen gelungen, an den Tag zu legen, was sie nicht besaßen: Vornehmheit und Zartgefühl. Das Souper, die Aufführungen am Polterabend, von bezahlten Künstlern geleitet, die überladenen Toiletten der Damen, die Auffahrt zur Trauung, das Diner mit endlosen Gängen waren ebensoviel Sünden gegen Takt und guten Geschmack. Das Gros der Gesellschaft setzte sich zusammen aus Mitgliedern der Familie Tubus und ihrer weitverbreiteten Verwandtschaft und Freundschaft. Anne Marie hörte zu ihrem Staunen

Titel wie Kommissionsrat, Bankdirektor, Makler; ja, selbst Brauereibesitzer und Holzhändler waren da. Sie hatte bisher nicht geahnt, daß derartige Menschen salonfähig seien. Zwischen diese Gesellschaft breitspuriger Geldprotzen eingesprengt waren einige Bekannte des Bräutigams — Lebemänner aristokratischen Geblüts, die nur dazu beitrugen, den Gegensatz zwischen zwei Welten, die sich wohl berühren, aber niemals verschmelzen konnten, doppelt fühlbar zu machen.

Wie zwei getrennte Heerlager standen sich die Familien von Braut und Bräutigam steif und mißtrauisch gegenüber. Das Paar litt unter der unerfreulichen Stimmung. Die Braut in ihrem prächtigen Staat, umgeben von herrlichen Blumen, reichem Schmuck, auserlesenen Geschenken, nahm sich aus, als agiere sie eine ihr schlechtliegende Rolle. Und der Bräutigam trug eine Miene zur Schau, als wohne er einer Trauerfeier bei, aber nicht seiner eigenen Hochzeit.

Anne Marie führte ihren Plan, der Familie Tubus zu beweisen, wie sie sie verachte, gewissenhaft durch. Sie trug das Haupt noch etwas höher als gewöhnlich und war in ihren Antworten in einer Weise herablassend, daß man sie, wäre sie eine gekrönte Fürstin gewesen, stolz genannt haben würde.

Man hatte ihr zum Partner den jüngsten Bruder der Braut gegeben. Der junge Mann war das einzige Mitglied seiner Familie, das nicht dem

Kaufmannsstande angehörte. Dr. Emil Tubus hatte Jura studiert und war kürzlich Referendar geworden. Als Ziel seiner Wünsche schwebte ihm die Verwaltungskarriere vor. Anne Marie konstatierte im stillen, daß der junge Tubus eigentlich gar nicht schlecht aussehe; an seiner Toilette war nichts auszusetzen, und selbst sein Benehmen war korrekt. Emil Tubus behandelte seine Partnerin mit ausgesuchter Höflichkeit. Sie konnte wirklich nicht sagen, daß er ihr mißfalle, aber nimmermehr hätte sie sich die Schwäche verziehen, ihn davon etwas merken zu lassen. Auch er bekam, trotz seines eifrigen Bemühens, sie zum Auftauen zu bringen, nur eisige Kälte zu spüren.

Ähnlich wie Anne Marie verhielt sich die übrige Familie Plessow. Unter ihnen war die Parole ausgegeben worden: „Trotz Verschwägerung keine Verwandtschaft!" Ede Plessow, der dieses Wort selbst geprägt hatte, nahm sich äußerst zusammen. Er, der sich bei Diners gern an Wein und an seiner eigenen Beredsamkeit zu berauschen pflegte, hielt sich bei dieser Gelegenheit völlig nüchtern. Der Pflicht, die Familie Tubus leben zu lassen, die ihm als Senior der Plessows zukam, genügte er mit einigen kühlen Worten von militärischer Kürze. Anne Marie war unendlich stolz auf ihren Vater; und auch mit der Haltung ihrer Brüder konnte sie zufrieden sein.

Nach dem Hochzeitsdiner ging es ins Hotel zurück zum Umkleiden. Anne Marie wurde ihrer Cousine Frau von Halkern übergeben, die das junge Mädchen für einige Zeit zu sich nach Potsdam eingeladen hatte. Die Husaren legten Zivil an; der Vater hatte ihnen versprochen, mit ihnen einen Nachtbummel durch Berlin zu machen. So gedachte man sich auf Plessowscher Seite von der ungewohnten Zurückhaltung, die man sich hatte notgedrungen auferlegen müssen, zu erholen.

Anne Marie verlebte bei ihrer Cousine eine reizende Zeit. Frau von Halkern war Gattin eines Gardekavalleristen; sie stand mitten im Kreise von eleganten und flotten Leuten. Die Jahreszeit war günstig für Geselligkeit und Sport. Anne Marie fand sich schnell in der neuen Umgebung zurecht. Sie machte die Entdeckung, daß der Ton der wirklich vornehmen Gesellschaft überall derselbe ist, sich höchstens durch kleine lokale Nuancen unterscheidet. Sie traf ein paar junge Komtessen, die sie vom Stift her kannte, mit denen sie in Schulerinnerungen schwelgen konnte. Sehr bald merkte sie auch, daß sie hier wie überall, wo sie bisher aufgetreten war, Aufsehen errege. Der Umstand, daß ihre Tante Nettelmüller kurz vorher in Potsdam gewesen war und von dem Korbe erzählt hatte, den ihre Nichte ausgeteilt, trug auch dazu bei, ihr ein gewisses Relief zu geben. Die kleine Plessow hatte bewiesen,

daß sie Ansprüche mache, und daß sie ihren eigenen Kopf besitze. Man behandelte sie infolgedessen mit Vorsicht.

Anne Marie hatte sich ihr Reitkleid nachschicken lassen; sie konnte es in dieser Periode der Schnitzel- und Schleppjagden gut verwerten. Sie machte die Bekanntschaft der ersten deutschen Herrenreiter und bekam aus berufenem Munde Schmeichelhaftes über ihren Sitz zu Pferde zu hören. Ihr großer Tag aber war, als der Kaiser selbst bei der Hubertusjagd sich durch einen Adjutanten erkundigen ließ, wer diese „schneidige Amazone“ sei.

Wiederholt schrieb sie an Agathe Mildenau. Die Freundin antwortete ihr, sie freue sich außerordentlich über Anne Mariens Erfolge und finde sie nur natürlich. Daran knüpfte Agathe die ängstliche Bitte, die Freundin möge über all dem ihr und den vielen andern in der Heimat, die sie liebten, nicht ungetreu werden. Agathe Mildenau hatte aus Anne Mariens Briefen ein ihrer Eifersucht bedenkliches Selbstbewußtsein herauszulesen geglaubt. Wenn Anne Marie ihr nur nicht allzusehr verwöhnt wurde; sie war ja sowieso ein so fürchterlich stolzes Mädel gewesen!

Als Anne Marie nach Reitern zurückkam, fand sie ihren Vater hinkend und den Arm in der Binde. Herr von Plessow war mit dem Pferde verunglückt

und dabei an Schulter, Hüfte und Knöchel arg gequetscht worden.

Der Gaul, der das fertiggebracht hatte, gehörte dem jüngsten Sohne Henning und war diesem von einem Pferdehändler aufgehängt worden. „Vulkan" war unzweifelhaft ein schönes Pferd mit viel Blut und guten Knochen, entpuppte sich aber leider beim Gebrauch als total verritten. Henning, der mit dem Tier nicht fertig wurde, hatte es, mit Verlust natürlich, an den Händler zurückgeben wollen, aber Herr von Plessow gab das nicht zu. Der Gaul sollte noch geboren werden, den er nicht gemeistert hätte!

Er ließ sich den Verbrecher nach Reitern kommen; dort nahm er ihn zunächst einmal im tiefen Sande an die Longe. Hier zeigte „Vulkan" schöne Haltung und gute Gänge. Den Stallburschen allerdings, der groberweise ohne Sattel draufgesetzt wurde, warf der Gaul im Nu ab. Nun ließ Herr von Plessow satteln; hierbei zeigte sich die Verbrechernatur „Vulkans" im schönsten Lichte. Drei Mann hatten Not, ihm im Laufe einer Viertelstunde den Sattel auf den Rücken zu bringen. Niemand von den Leuten wollte dann aufsteigen. Herr von Plessow ließ den Gaul noch eine volle Stunde an der Longe gehen, bis „Vulkan" Hals und Rücken hergegeben hatte und mit gesenkter Nase gehorsam der Peitsche folgte. Darauf stieg er ohne viele Umstände in den

Sattel. „Vulkan" bäumte einige Male hoch auf und stand dann, als der Reiter trotzdem im Sattel blieb, für einen Augenblick mauerfest, offenbar überlegend, was er nun wohl versuchen solle. Dann ging ein Bocken und Schmeißen los, das einen minder sattelfesten Reiter sicher hoch in die Lüfte gesandt haben würde. Als das Tier nun auch noch anfing, rückwärtszutreten, hielt Herr von Plessow die Zeit für gekommen, ihm den Meister zu zeigen. Hageldicht sausten die Hiebe auf Vorder- und Hinterteil, von der kleinen, schweren Nilpferdpeitsche erteilt; gleichzeitig arbeitete der Sporn rechts und links in den Flanken. „Vulkan", rasend vor Schmerz, ging in mächtigen Lançaden blut- und schweißbedeckt vorwärts. Der Reiter glaubte schon, das Spiel sei gewonnen, und richtete sich auf einen Kanter ein über freies Feld, der dem Widerspenstigen vollends den Eigenwillen brechen sollte, als „Vulkan" plötzlich die Richtung nach dem Gehölz nahm. Umsonst suchte Herr von Plessow das Pferd vorbeizusteuern; der Gaul hatte sich festgemacht und sauste jetzt in voller Karriere in die dichte Schonung von etwa dreißigjährigen Kiefern hinein. Der Reiter konnte von Glück sagen, daß er gleich am Rande abgestreift wurde und mit einer arg zerschundenen Körperseite davonkam.

Die Laune des alten Kavalleristen war nach diesem Unfalle nicht die beste. Das Bewußtsein, im

Kampfe unterlegen zu sein, schmerzte Ede mehr als alle Quetschungen und Hautabschürfungen am Bein und Arm. Mit Sehnsucht wartete er auf den Augenblick, wo die Steifheit so weit aus seinen Gelenken gewichen sein würde, daß er daran denken könne, wieder in den Sattel zu steigen und seine Rache zu nehmen.

Inzwischen war „Vulkan" zur Strafe für seine Tat, und um ihm den Mut etwas zu dämpfen, auf halbe Ration gestellt worden. Täglich wurde er mit Kappzaum longiert, auf seinen Rücken wagte sich jedoch niemand.

Acht Tage mochten seit Anne Mariens Rückkehr nach Reitern vergangen sein. Herr von Plessow hütete noch immer das Zimmer und vertrieb sich die Zeit, so gut es ging, mit Zeitungslesen und Rauchen, als ihn, während er, im Armstuhl sitzend, sich eben wieder über die antiagrarische Politik der Regierung ärgerte, die Stimme seiner Tochter vom Hofe her ans Fenster rief. Träumte er? Das Mädel saß auf „Vulkan". Sie hatte auf dem Sandplatze vor dem Hause einen Zirkel angelegt und ritt hohe Schule, und was noch toller war: der Verbrecher ging unter ihr wie eine Puppe.

Anne Marie winkte dem Vater mit der Gerte und ließ „Vulkan" eine Volte machen, dann sprengte sie Galopp an, darauf changierte sie und zeigte das Pferd auf der andern Hand. Der Gaul ging alles:

Konter, Travers, Renvers, ließ sich rückwärts richten und abbiegen, sprengte auf dem Stehen an, wie die Reiterin wollte.

Ede Plessow sah dem mit einem lachenden und einem weinenden Auge zu. Er freute sich über den Schneid des Mädels. Aber im Grunde wurmte es ihn, daß eine vom „Kahlwild" fertiggebracht hatte, woran seine Kunst gescheitert war. Die Erfahrung sagte ihm ja, wie das, was er da mitansah, ganz einfach zu erklären sei. „Vulkan", ein ursprünglich gutes Pferd, war verritten, wahrscheinlich durch einen Reiter ohne Gefühl und Verstand mit einer Bullenfaust; wie die meisten Pferdeuntugenden entsprang auch seine Halsstarrigkeit nur falscher Behandlung. Das Tier war verängstet und darum ein Steiger und Durchgänger geworden. Nun war mit Anne Marie eine Reiterin von idealer Hand und federleichtem Gewicht auf seinen Rücken gekommen, die das Pferd weder im Maule noch auf dem Rücken genierte. Freiwillig fügte sich der Grimmige seiner zarten Lenkerin, und nun kamen alle seine angeborenen guten Eigenschaften: stolze Haltung, Gänge, Geschicklichkeit, Mut, zur wundervollen Entfaltung.

Der Vater ließ sich von da ab den Gaul jeden Tag von seiner Tochter vorreiten. Er stand am offenen Fenster und gab, alter Reitlehrergewohnheit folgend, Kommandos, kritisierte gelegentlich wohl

auch; Lob dagegen bekam Anne Marie nicht zu hören. Dem Mädel zu sagen, daß sie hier ein Meisterstück ausgeführt habe, hätte Ede Plessow nimmermehr fertiggebracht. Schwer genug war es ja, sich eingestehen zu müssen, daß einem die Schülerin über den Kopf gewachsen sei.

Eines Tages kam Henning aus der Garnison. Er hatte gehört, Anne Marie reite Vulkan, und stellte sich, als glaube er es nicht. Die Schwester zog das Reitkleid an und ging mit Henning in den Stall. Der Vater, noch immer etwas steif von seinem Sturze her, kam langsam nach. Anne Marie saß auf und ritt dem erstaunten Bruder seinen Gaul in allen Gangarten vor.

Henning wäre kein Plessow gewesen, wenn er sich nunmehr nicht selbst aufs Pferd gesetzt hätte. Er ließ den Armeesattel, mit dem er auf einem alten Rennpferd von der Garnison herausgekommen war, auf Vulkan legen.

Das Pferd zeigte schon beim Aufsteigen eine verdächtige Physiognomie, legte die Ohren zurück und trat unruhig hin und her. Im Trabe ging es mit gekrümmtem Rücken hinter dem Zügel, die Beine ungleich setzend. Henning, der das kritische Auge seines Vaters auf sich ruhen fühlte, nahm sich zusammen; er suchte den Gaul zunächst durch Gewichts- und leichte Schenkelhilfen an die Zügel heranzutreiben. Das wollte jedoch nicht glücken.

Nach einer Volte ging er auf die andre Hand über; ob er dem empfindlichen Pferde dabei mit dem Sporn an die Seite gekommen war, oder ob er die Zügel zu straff angezogen hatte — kurz und gut, Vulkan fing mit einem Male die ganze Litanei seiner bekannten Unarten wieder von vorn an. Er bockte, verweigerte jeden Gehorsam und drängte gegen die nächste Mauer, den Reiter derartig dagegen drückend, daß er machtlos war und nur noch mit der Reitpeitsche arbeiten konnte.

Ede Plessow verfluchte den Jungen, der nicht reiten könne, und humpelte nach dem Hause. Anne Marie suchte dem Bruder zu Hilfe zu kommen; sie trat an das Pferd heran, redete ihm zu, streichelte und klopfte es und führte es schließlich von der fatalen Mauer weg. Henning, außer sich über den Eingriff der Schwester, rief ihr in barschem Tone zu, den Gaul loszulassen, mit dem er allein fertig zu werden gedenke. Das Mädchen tat so. Kurze Zeit darauf sah man den Husaren auf „Vulkan" den Hof verlassen in einer Gangart, die entschieden schneller war als der Reiter beabsichtigte, und zehn Minuten später kehrte das Pferd mit leerem Sattel zum Stalle zurück.

Inzwischen war Herr von Plessow wieder unten erschienen, diesmal gestiefelt und gespornt. Ein Knecht meldete ihm, der Leutnant komme zu Fuß die Pappelallee herein. Auf Ede Plessow schien diese

Nachricht keinerlei Eindruck zu machen; er war dunkelrot im Gesicht, seine Hände zitterten. Er schrie dem alten Kutscher zu, von dem „Vulkan“ sich soeben mit Hilfe einer Haferschwinge hatte einfangen lassen, er solle ihm den Gaul vorführen wie er sei. Anne Marie erinnerte den Vater daran, daß er noch halb Invalide sei; sie bekam ein „dummes Mädel“ an den Kopf geworfen. Und als sie wagte, den alten Herrn am Arm zu fassen, um ihn zurückzuhalten, wurde sie nicht gerade sanft weggestoßen.

„Vulkan“ machte Schwierigkeiten beim Aufsitzen. Ob er die Nilpferdpeitsche in der Hand des Meisters bemerkt hatte, ob der eben über den jungen Reiter erfochtene Sieg ihn übermütig machte — kurz, er sprang wild auf dem Platze herum und keilte nach allen Seiten. Vorn hielt ihn der alte Kutscher und suchte das vor Aufregung halb tolle Pferd zu beruhigen. Herr von Plessow, mit einer Hand im Sattel, die Fußspitze schon im Bügel, folgte dem Gaule bei all seinen Kapriolen. Einen Moment benutzend, wo das Tier, am ganzen Leibe zitternd, stillstand, schwang sich der alte, erfahrene Reiter empor und saß im Sattel. Im Nu stieg „Vulkan“ kerzengerade in die Luft, den Kutscher, der das Mundstück nicht fahren ließ, mitemporziehend. „Laß los!“ brüllte ihn sein Herr an; der Mann gehorchte.

Anne Marie war nicht ängstlich von Natur, und besonders in allem, was mit Pferden zusammenhing, waren ihre Nerven von Kindheit auf gestählt; aber was sie hier mit ansehen mußte, ließ sie Furcht und Entsetzen kennen lernen.

Es war ein Zweikampf zwischen Mann und Tier. Beide, der Reiter wie das Pferd, schienen zu wissen, daß es sich um Siegen oder Unterliegen handle. Beide waren einander ebenbürtig, der Reiter durch Übung und Erfahrung, das Pferd durch Jugend und Kraft.

Herr von Plessow war von dem Augenblicke ab, wo er im Sattel saß, ganz ruhig geworden. Er brauchte weder Peitsche noch Sporn, die Züchtigung sparte er sich für später auf; alles kam jetzt darauf an, sich überhaupt im Sattel zu behaupten.

„Vulkan" stieg zunächst wohl ein Dutzendmal, daß der Zuschauer jedesmal das Gefühl hatte: jetzt müssen sie sich überschlagen. Herr von Plessow gab, sobald sich das Vorderteil des Pferdes hob, die Zügel nach, legte sich ganz vor auf des Gaules Hals, das Hinterteil auf diese Weise entlastend. Als „Vulkan" einsah, daß er den Reiter auf diese Weise nicht loswerde, verlegte er sich auf das Rückwärtskriechen. Jetzt hielt Herr von Plessow den Augenblick für gekommen, die passive Rolle aufzugeben und dem Pferde die Kraft von Schenkel und Faust spüren zu lassen.

Der Gaul ging in mächtigen Bocksprüngen vorwärts, in der Richtung nach dem Stalle zu. Herr von Plessow durchschaute sofort, was dieses neue Manöver bedeuten sollte. Es gelang ihm, das Pferd glücklich an der offenen Stalltüre vorbeizusteuern. Im Galopp ging es jetzt den gepflasterten Gang hinab, der an den Ställen entlang führte. Anne Marie atmete auf; der Sieg schien sich auf Seite des Vaters zu neigen.

Da, an der Hofecke, wo der schmale Gang eine scharfe Biegung machte, verlor „Vulkan" bei der Wendung auf dem Steinpflaster alle vier Beine gleichzeitig, stürzte, und schleuderte den Reiter in hohem Schwunge gegen die Mauer.

Anne Marie sah, wie das Pferd aufstand und, schwer lahmend, einige humpelnde Schritte machte, dann stehen blieb. Ihren Vater sah sie nicht aufstehen. Der Kutscher und eine Menge Hofgesinde, das sich, durch die interessante Szene angelockt, versammelt hatte, liefen nach jener Ecke.

Das junge Mädchen war nicht imstande, sich von der Stelle zu rühren; sie fühlte, wie ihr die Beine zusammenknickend nachgaben; vor ihren Augen wurde es dunkel. Henning tauchte neben ihr auf und fragte, was sich ereignet habe. Sie vermochte nur mit der Gerte nach jener Richtung zu weisen, wo jetzt von den Leuten ein lebloser Körper aufgehoben wurde.

Herr von Plessow war sofort tot gewesen. Er hatte das Genick gebrochen durch den Sturz aus schnellster Gangart. Sein oft geäußerter Wunsch war dadurch buchstäblich in Erfüllung gegangen: ein schneller Tod, nicht langsam im Bett; ein Reitertod!

Das Begräbnis zeigte, wie beliebt Ede Plessow gewesen war. Mit ihm war eine der markantesten Persönlichkeiten der Gegend aus der Welt gegangen. Ein Mann von seinem rücksichtslos kecken Draufgängertum hatte selbstverständlicherweise auch den Widerspruch herausgefordert. Viele hatte er mit seinem respektlosen Mundwerk verletzt, aber selbst die Gegner unterlagen nicht selten dem Zauber seiner Persönlichkeit. Die Schwächen dieses Charakters hatten offen zutage gelegen; er war ein naiver Sünder gewesen, der den Drang fühlte, mit seinen Unarten lieber zu prunken statt sie zu verheimlichen. Einer Tat, die aus Niedrigkeit oder Furcht entsprungen wäre, konnte ihn niemand zeihen.

Unter den Gästen, die zu dieser Beerdigung in großer Zahl von nah und fern erschienen waren, herrschte die Ansicht vor, daß Ede Plessow ein glückliches Ende gehabt habe, daß er im rechten Augenblick gestorben sei. Die Familie, darüber war man sich klar, trat keine leichte Erbschaft an.

Anne Marie dachte nicht einen Augenblick an

die materiellen Folgen des Unglücksfalles; bei ihr beherrschte der Schmerz um den Vater alle andern Gefühle und Gedanken. Sie hatte mit aufrichtiger Liebe an diesem Manne gehangen; mehr als den Beschützer verlor sie in ihm; ihr ging ein Ideal zugrunde mit ihm. Für sie war der Vater das Urbild gewesen des Kavaliers. Noch hatte sie nicht angefangen, sich mit Kritik an seine verehrte Gestalt heranzuwagen, noch hatte ihre Jugendlichkeit sie vor dem grausam-bitteren Prozeß bewahrt, der dem überlegenden Kinde die Augen öffnet über der Eltern Schwächen. Herr von Plessow hatte auch für sie und sein Andenken bei ihr den Augenblick des Sterbens richtig getroffen; im Herzen der einzigen Tochter lebte sein Bild frisch und liebenswürdig, durch keinen unschönen Zug entstellt.

Das junge Mädchen vermochte das, was in Wahrheit sich ereignet hatte, kaum zu fassen. In ihrer Nähe war noch niemals ein Mensch gestorben. Nun mußte der erste Verlust, der sie bei vollem Bewußtsein traf, auch gleich der schwerste sein. Dazu die grauenhafte Art dieses Todes! Ja, nicht einmal Selbstvorwürfe blieben ihr erspart. Warum hatte sie dem Vater erlaubt, aufs Pferd zu steigen? Lieber hätte sie sich schlagen lassen sollen von ihm, als das zuzugeben.

Alle Briefe und sonstigen Zeichen des Beileids, an denen es die Nachbarn nicht fehlen ließen, be-

deuteten ihr nur Pein. Ja, selbst Agathe Mildenau, die mit ihrer Mutter gleich am Tage nach dem Unglücksfall nach Reitern herüberkam, um Anne Marie zu trösten, ward ihr mit ihrer weinerlichen Zärtlichkeit zuwider. Und als Agathe gar sagte: „Du wirst schon wieder froh werden, mein Herz! Warte nur ein halbes Jahr! Alles geht einmal vorüber, sagt meine Mutter, sogar der größte Schmerz." — Da erhob sich Anne Marie zornig und stampfte mit dem Fuße auf. So etwas wollte sie nicht hören! Die gute Agathe war wieder einmal sehr betreten über das unberechenbare Wesen ihrer liebsten Freundin.

Viele andre Dinge bekam Anne Marie in diesen Tagen zu sehen, die ihre Geduld auf eine noch viel härtere Probe stellen sollten als Agathens Zuspruch. Schön war die Hast nicht, mit der ihr Bruder Horst noch vor der Beerdigung in den Papieren des Vaters stöberte, und empörend die Art, wie er mit unkindlicher Kritik nicht zurückhielt über manches, was der alte Herr unternommen oder unterlassen hatte.

Am Tage des Begräbnisses mußte Anne Marie viele banale Worte mitanhören. Wahrscheinlich meinten es die Menschen gut mit dem, was sie sagten, aber im Grunde kränkten ihre Worte doch. Man brauchte ihr nicht auseinanderzusetzen, wie hoch man den Toten geschätzt und warum man ihn so geliebt habe. Niemand brauchte ihr zu sagen,

daß ihr Vater einzig gewesen sei, und daß sie seinesgleichen nicht wiedersehen werde.

Einer machte darin eine Ausnahme: Herr von Hindorf. Er gehörte ja zu jenen, mit denen der Verstorbene auf gespanntem Fuße gelebt hatte. Anne Marie wußte das; sie wußte aber auch, daß der Lamnitzer Hindorf stets ein ehrlicher Gegner ihrer Familie gewesen sei. Zum Begräbnis war er erschienen. Er kam auf die Tochter des Hauses zu und drückte ihr stumm die Hand. Anne Marie sah ihm in die Augen und erkannte darin respektvolles Mitgefühl, das ihr tröstender dünkte als irgendein Wort es hätte sein können.

Dieser Tag verschwand ihr bald wie hinter einem Nebel; nur etwas blieb ihr unvergeßlich: der Augenblick, als Ernst Hindorf ihr die Hand gedrückt und sie dabei so gütig und traurig zugleich angeblickt hatte.

Zweites Buch.

Ernst Hindorf hörte wenig von seinem Bruder. Hin und wieder bekam er Postkarten von ihm aus den verschiedensten Ländern. Der Inhalt dieser Karten, kurz, wie er war, sprach doch dafür, daß Eberhard in gefaßter Stimmung sei. Ernst war zufrieden.

Im übrigen waren Herrn von Hindorfs Gedanken dauernd durch Lamnitz beschäftigt. Sein Gut war ihm wie ein heranwachsendes Kind; es machte ihm Sorge und Freude zugleich; aber die Freude überwog.

Er hatte dem sporenklirrenden Inspektor gekündigt. Nicht daß der Mann ein schlechter Landwirt gewesen wäre; Hindorf fand nur, daß er sich für einen Beamten allzu wichtig mache. Herr von Hindorf mißbilligte jene Mittelinstanzen, die sich zwischen den Gutsherrn und seinen ererbten Grund und Boden einschieben wollen. Er meinte, daß Absolutismus die angemessene Regierungsform sei für den Wirkungskreis, der ihm zugefallen war.

Der einfache, ungelernte Mann, den er an Stelle des verwöhnten, eingebildeten Herrn Inspektors als Gutsvogt angenommen hatte, war nichts andres als ein gehorsamer Vermittler seiner Befehle, eine Art Verlängerung seiner Hand. Mit einem solchen Subalternen ein großes Gut bewirtschaften aber hieß die Verantwortung für das Ganze wie für die Teile auf sich nehmen.

Ernst Hindorf hatte niemals die Landwirtschaft systematisch studiert. Wohl wußte er, daß auf keinem Gebiete der Dilettantismus so verhängnisvoll werden kann wie bei der Bodenbewirtschaftung, und war darauf gefaßt, Lehrgeld zahlen zu müssen. Aber der Gedanke, eine große Verantwortung auf sich genommen zu haben, konnte ihn nicht ängstigen. Wie ein junger Monarch fühlte er sich, der sein Amt selbstherrlich, vertrauensvoll ausübt, in dem Bewußtsein, daß er zum Regieren geboren ist.

Hindorf liebte sein Lamnitz wie einer seine Ehefrau liebt. Was hatte es zu sagen, daß er die geheimen Mängel und Fehler seines Gutes viel genauer kannte als irgendein andrer Mensch! Das Bewußtsein, daß dieses Stück Erde, mochte es auch nicht das reichste und fruchtbarste sein, ihm anvertraut war, ihm ganz allein, machte es ihm so kostbar.

Mehr und mehr ging ihm der Sinn dafür auf, daß er hier ein Amt verwalte, ein äußerlich recht schlichtes Amt. Aber wenn man es in Verbindung



brachte mit der Vergangenheit, auf der man stand, und wenn man bedachte, daß die kommenden Generationen ebenso einstmals auf uns blicken würden: dankbar oder anklagend, je nachdem, wie er das Erbteil verwaltet, dann wuchs der schmale Platz in der Perspektive sich zum weiten Raume aus, dessen Ende nur mit dem menschlichen Sehvermögen zusammenfiel.

Ernst Hindorf erfuhr etwas an sich, was ihn früher oftmals an Bekannten in Erstaunen gesetzt hatte: nämlich, daß der Beruf des Landwirts den Menschen konservativ macht. Es hatte Perioden in seinem Leben gegeben, wo er eine solche Bezeichnung seiner Weltanschauung entschieden abgelehnt haben würde. Ja, zwischen ihm und seinem Vater hatte es über diesen Punkt nicht selten schmerzliches Mißverständnis gegeben. Für den Landesältesten von Hindorf waren gewisse Fragen überhaupt nicht disputabel; zu diesen gehörte, daß ein Edelmann konservativ zu sein habe. Der alte Herr fand, daß sein Ernst sich durch die Theorien liberaler Universitätsprofessoren habe irre machen lassen an der ihm angemessenen Weltanschauung. Daß der Sohn schon früh die Neigung zeigte, die Ansicht auch des Gegners zu erforschen und sie auf ihre mögliche Berechtigung hin zu prüfen, erschien diesem Vater als ein äußerst bedenkliches Zeichen schwankender Gesinnung. Auch daß er allerhand radikale Zeitungen

hielt und las, war in den Augen des alten Herrn ein Vergehen gegen die Tradition, das viel schwerer verziehen wurde als ein gelegentliches Über-die-Stränge-schlagen des jungen Menschen auf sittlichem Gebiete.

Die Wandlung in der Gesinnung seines Sohnes, die der alte Herr so sehnlichst zu erleben gewünscht hatte, war später ganz von selbst eingetreten. Je tiefer Ernst von Hindorf Wurzeln geschlagen hatte in der heimatlichen Scholle, desto rascher sah er das, was dem Vertreter einer älteren Generation als „umstürzlerisch" erschienen war, unwiederbringlich von sich abfallen. Er hatte weniger seine Gesinnung geändert als sein Temperament gezügelt. Der Landbau lehrte ihm eines: der Mensch, der keine Geduld hat, soll von vornherein die Hand vom Kultivieren lassen. Und wer sich täglich davon überzeugen muß, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen können, der wird auch auf anderm Gebiete zum Übertreiben und unbedachten Fordern nicht geneigt sein. Er wird mißtrauisch werden gegen alles Frühreife, Unausgegorene. Er wird die Ernten erst dann schneiden, wenn die Farbe und Schwere der Frucht ihm sagt, daß die Zeit dazu da ist.

Und noch ein andres hatte der Gutsherr von dem Stück vaterländischer Erde gelernt, das er bewirtschaftete: Nachsicht. Er vermochte etwas, dessen er früher nicht fähig gewesen wäre: Dinge, Menschen,

Einrichtungen zu lieben, deren Mängel ihm nicht verborgen waren. Schroffes Aburteilen und hochmütige Gleichgültigkeit waren ja so sehr viel leichter als Verstehen-wollen. Unduldsamkeit, dieser Fehler der Jugend, schien ihm eine Schwäche, der man mit reiferen Jahren nicht mehr nachgeben durfte.

Weihnachten war in Lamnitz, wie es sich für jedes Herrenhaus gehört, immer das schönste Fest des Jahres gewesen, das Fest, wo im Geben und Nehmen sich Herrschaft und Dienstboten, Gutshof und Dorf als eine große Gemeinschaft fühlen durften. In den letzten Jahren nun waren die Lamnitzer Leute durch Herrn von Hindorfs Abwesenheit um ihr Weihnachten gekommen; man wußte keineswegs, wie es diesmal mit der Feier werden würde. Die alten Weiber des Dorfes, die sich, wenn es irgendeinen Vorteil zu wahren galt, kein Blatt vor den Mund zu nehmen pflegten, ließen es an bedeutungsvollen Bemerkungen nicht fehlen. Auch Frau Siebert, die Köchin, machte, je tiefer man in den Winter hineinkam, immer deutlichere Anspielungen, daß ihr dieses und jenes bekannt sei, was beim Christkind bestellt werden möchte.

Es hätte solcher Winke gar nicht einmal bedurft. Hindorf war längst entschlossen, das Weihnachtsfest durch eine große Bescherung im Herrenhaus zu begehen. Das einzige, was ihm Schwierigkeiten

machte, waren die Geschenke. Es wäre ja so einfach gewesen, alles mit Geld abzumachen, wie es sein Nachbar Horst Plessow in Baderwisch tat; aber das fand er ein trauriges Auskunftsmittel. Da saßen dann die Leute im „Kretscham" statt unter dem Christbaum, und der heilige Abend endete womöglich mit Kartenspiel, Trunkenheit, Prügelei und Tränen der Frauen. Leicht war es freilich auch nicht, für jede Familie das Passende herauszufinden. Er half sich mit Sparkassenbüchern, die er für die Kinder besorgte. Aber für den Weihnachtstisch mußte doch etwas Schmückendes da sein, was nicht so sehr an das kahle Geld erinnerte. Frau Siebert konnte ihm darin nicht viel nützen; Hindorf wußte nur zu gut, daß sie parteiisch sei; für sie zerfielen alle Menschen, besonders aber die Dorfleute, in Günstlinge und Widersacher. Er studierte die Kataloge und Preisverzeichnisse von Geschäften, die ihm zugeschickt worden waren; dann fiel ihm im rechten Augenblick ein, daß ja Doris über die früheren Weihnachtseinkäufe Listen geführt habe. In ihrem Schreibtische, an dem er niemals etwas geändert hatte, fand er auch richtig noch das Heft mit den Namen der Geschenkempfänger und den Geschenken und manchem wertvollen Winke obendrein. Es war, als habe Doris, ihr Ende vorausahnend, auch hierin letztwillige Verfügungen erlassen, so wohlgeordnet und bis ins letzte ausgearbeitet waren ihre Bestimmungen.

Der Witwer kam sich nur wie ein Testamentsvollstrecker vor, als er dieses kleine Buch seinen Weihnachtsbestellungen zugrunde legte.

Im übrigen wurde alles gehalten, wie es schon bei Lebzeiten seiner Mutter am heiligen Abend im Lamnitzer Hause gewesen war. In der Mitte des geräumigen Hausflurs ein langer Tisch aufgeschlagen für die Geschenke, in allen vier Ecken des Raumes hohe Tannenbäume mit Lichtern. Die Familien bekamen gemeinsam beschert, die paar ledigen Knechte und Mägde an einem Tisch für sich. Stollen waren wohl an hundert gebacken worden. Äpfel und Nüsse wurden den Familien korbweise zugemessen. Seife und Wachsstock durften auf keinem Platze fehlen, so verlangte es das Lamnitzer Herkommen.

Mit Hilfe seines vortrefflichen alten Gustav ordnete der Gutsherr eigenhändig die Geschenke. Frau Siebert, die sich nur zu gern eingemischt hätte, wurde von Gustav in ihr Küchenbereich verwiesen; sie war dem wortkargen Alten viel zu redselig und unruhig; sie verlor auch bei solchen Gelegenheiten nach Weiberart viel zu sehr die Übersicht, als daß man sie hätte gewähren lassen können.

Früher hatte der Geistliche meist eine Ansprache gehalten, aber Ernst Hindorf wollte den alten Herrn diesmal nicht bemühen; der Mann wäre ja doch nicht davon abzuhalten gewesen, die Leute auf ihre Dankespflicht hinzuweisen und sie zum Gehorsam

gegen die Gutsherrschaft zu ermahnen. Solche Ausnutzung der Weihnachtsstimmung aber verdarb ja von vornherein alle Geberfreudigkeit. Nur den Kantor hatte er aufgefordert, auf dem Harmonium ein paar bekannte Christfestmelodien als Begleitung zum Gesang zu spielen.

Die große Haushalle vermochte kaum die Zahl der Geladenen zu fassen. Dichtgedrängt standen sie vor ihren Plätzen, die ihnen durch Zettel angegeben waren. Die Männer wortlos, meist verlegen; die Frauen, je nach Anlage, lebhaft, beglückt und aufgeregt, alle neugierig, manche nicht gänzlich von Neid frei, mehr nach des Nachbars Bescherung schielend als sich an der eigenen freuend.

Erst die Lieder brachten die rechte Weihnachtsstimmung in die Versammlung. Die Kinder gingen aus sich heraus und rissen die Erwachsenen mit fort, ihre Lust offen zu zeigen; die Kleinsten wollten nach den Lichtern greifen, andre stimmten ein kleines Freudengeheul an; manch ein Biß in einen Apfel oder in einen Pfefferkuchen wurde hier schon gewagt. Dann, als es ans Einpacken ging, holten die Frauen große, bunte Einschlagetücher hervor und machten mit erstaunlicher Geschicklichkeit runde Hucken aus ihren Sachen. Die Männer aber traten einer nach dem andern an den Gutsherrn heran und brachten stockend und etwas hölzern ihren Dank zum Ausdruck.

Ein paar von den Weibern jedoch wollten sich, wie's schien, nicht in der Höflichkeit von dem Mannesvolk ausstechen lassen; sie machten einen Vorstoß durch die Menschenmassen, bis sie vor den Gutsherrn gelangt waren. Ihre Wortführerin war natürlich die Graupsen. Sie hielt eine ihrer schönsten Reden, in der sich die Bibelstellen und Gesangbuchverse ausnahmen wie Rosinen und Zitronat in einem Christstollen. Glück und Segen wünschte sie auf das Haupt des gnädigen Herrn herab und reichliche Heimzahlung seiner Guttat im Jenseits. Die Gelegenheit, an die Verstorbene zu erinnern, ließ sie sich nicht entgehen; und als sie von dem lichten Engel sprach, der vom Himmel freundlich auf sie herabschaue, da war es mit der Fassung der andern Weiber aus. Ernst Hindorf schnitt der Rednerin nicht das Wort ab; wußte er doch, daß für diese Art Erleichterung der Tränendrüse höchste Seligkeit bedeutet.

Als ihm wenige Tage nach dem Feste der Förster meldete, es sei ihm endlich gelungen, den lange gesuchten Christbaumdieb zu entdecken, und als Täterin die alte Graupsen nannte, wunderte sich Herr von Hindorf auch nicht groß. Vor zehn Jahren vielleicht würde ihn ein solcher Beweis von Falschheit in Harnisch gebracht haben; heute legte er es nur still zu den andern Erfahrungen, die er mit den Dorfleuten gemacht hatte. Die bereits vom

Förster vorbereitete Anzeige der Graupsen bei Gericht schlug er nieder. Unter vier Augen verwarnte er die Alte; ihre reichlich fließenden Krokodilstränen sagten ihm nur, wie sie im Innern über ihn und seine Schwäche lache.

Niemals hätte Ernst Hindorf früher gedacht, daß er einmal ein eifriger Kirchgänger werden würde. In der Jünglingszeit waren ihm die kirchlichen Formen und Formeln langweilig geworden. Fromm war er eigentlich nur gewesen als kleiner Knabe, als Gott für ihn noch ein lieber Vater war, der einem, wenn man artig war, eine Armbrust schenkte, in dessen Macht es stand, das Pony wieder gesund zu machen. Diesen Kinderglauben hatte er allmählich, nicht ohne Schuld des Religionsunterrichts, eingebüßt. Das religiöse Gefühl war erst viel später wieder in ihm wach geworden, als Ereignisse in sein Leben traten, die ihn durch ihre Größe und Wucht an das Wirken außerordentlicher, dem Verstande ewig unerklärlicher Gewalten erinnerten. Der Tod der Eltern, seine Verheiratung, die Geburt des Jungen und nicht zum letzten der Verlust von Weib und Kind.

Das waren Erlebnisse, die den Menschen über sich selbst hinaus wiesen. Zum „lieben Gott" seiner Kindheit zwar konnte Herr von Hindorf nicht wieder zurückkehren, aber ohne an Männlichkeit und Stolz das geringste einzubüßen, durfte er sich doch in

Ehrfurcht beugen vor dem Geiste, dem die Theologen einen familiären Namen und allerhand menschenähnliche Eigenschaften zulegen, dem er sich, wie viele andre bescheidene Menschenkinder, im Herzen beugte, ohne sich einzubilden, daß er ihn kenne.

Lamnitz bildete mit dem benachbarten Baderwisch ein Kirchspiel. Patron der Kirche war der jeweilige Baderwischer Herr, jetzt also Horst Plessow. Die Hindorfsche Loge lag der Plessowschen gegenüber in dem kleinen Gotteshause. Der gegenwärtige Pfarrer war bejahrt. Das Predigen hatte niemals seine starke Seite ausgemacht. Dazu eine alte, verstimmte Orgel, der der Kantor nur unter erheblicher Muskelanstrengung etwas einer Melodie Ähnliches zu entlocken vermochte.

Und trotzdem ging Ernst Hindorf nicht ungern in die Kirche. Für ihn hatte diese einfache Landkirche mit den weißgetünchten Emporen und der als Sternenhimmel gemalten Holzdecke Stimmung. Er kannte hier alles von Jugend auf: die ausgetretenen Steinfliesen, das geschmacklose Altarbild, die blinden Fenster, die stets verstaubten Kronleuchter mit den Glasbehängen. Er kannte auch die Gesichter der Kirchenbesucher, die für ihn mit der übrigen Einrichtung des Gotteshauses gleichsam zu einer Einheit verschmolzen. Die Sprechweise des alten Geistlichen war ihm durchaus vertraut, sein Tonfall und seine Gesten, seine Bilder, Vergleiche, Nutzanwen-

bungen, eingeflochtenen Naturschilderungen, geschichtlichen Belege und abschreckenden Beispiele. Neues konnte ihm dieser Mann unmöglich sagen, und trotzdem folgte Herr von Hindorf seiner Predigt nicht ohne Aufmerksamkeit.

Andacht und Einfalt gingen von diesem alten Manne aus, dieselbe Stimmung, die das ganze verträumte Kirchlein, den altmodischen Gesang und die einfache Landgemeinde erfüllte. Leicht wäre es gewesen, sich darüber erhaben zu fühlen; aber hier schwiegen Spott und Kritik. Hier wie daheim in seinem alten Hause schwebte der Duft vergangener Zeiten in der Luft, die Erinnerung an Gewesenes; Geisterschwärme belebten solche Stätten. Mochte das Gegenwärtige auch trivial sein, es bekam einen Abglanz von Schönheit und Würde, wenn man es sah im Lichte der Vergangenheit, als eine Einrichtung, die dadurch heiliggesprochen worden war, daß sie vielen Erbauung und Trost gespendet hatte.

Außer ihm empfand wohl niemand den tieferen Gehalt in diesen gottesdienstlichen Handlungen. Die Bauern waren stumpf und ohne tiefere Anteilnahme; die andre herrschaftliche Loge blieb meistens leer. Horst Plessow war zu faul zum Kirchgang, und seine junge Frau verachtete als Berlinerin diese primitive Stätte der Erbauung.

Trotz der nahen Nachbarschaft sah Ernst Hindorf

die Plessows nur selten; und wenn man sich sah, blieb es bei kühler Höflichkeit im Verkehr.

Zwischen Hindorf und Plessow schien Freundschaft nun einmal nicht möglich.

Reitern, das Allodialbesitz war, wurde von den Erben des Herrn von Plessow verkauft. Da das Gut schwer mit Hypotheken belastet gewesen war, blieb den Verkäufern nur eine geringe Summe, in die sich fünf Erben zu teilen hatten.

Horst Plessow benahm sich bei dieser Gelegenheit wenig generös. Man hatte allgemein angenommen, er werde sich mit dem Majoratsgut Baderwisch, das ihm kraft der Erstgeburt zugefallen war, als abgefunden ansehen, um so mehr, als er reich geheiratet hatte. Aber er machte auch auf den Erlös von Reitern seine Ansprüche geltend.

Besonders für die beiden Husaren war die neueste Wendung der Dinge ein harter Schlag. Der Vater hatte ihnen reichlichen Zuschuß gewährt und ihnen auch sonst, als alter Kavallerist, mit Rat und Tat zur Seite gestanden. Das hörte nun auf; Horst war nicht gewillt, sich die Rolle eines Seniors der Familie etwas kosten zu lassen. Mochten Job und Henning sehen, wie sie mit ihren paar Kröten auskamen; er hatte sie ja nicht geheißen, bei der Kavallerie einzutreten.

Anne Marie war, als der Hausstand in Reitern aufgelöst wurde, zunächst zu Agathe Mildenau nach Drosselbach gegangen, aber dort konnte sie nicht lange bleiben. Kammerherr von Mildenau wollte nach Weihnachten mit seiner Familie auf einige Zeit nach Berlin gehen. Agathe sollte sich im Klavierspiel vervollkommnen und Malstunden nehmen; außerdem wollte man sie bei Hof vorstellen.

Agathe freute sich nicht auf Berlin; sie wäre viel lieber in Drosselbach geblieben. Sie fand, daß der Klavierunterricht, den sie bei dem Organisten aus der Kreisstadt genoß, ganz genügend sei, und zum Kunstmalen verspürte sie wenig Lust; die Aussicht aber, in die große Gesellschaft eingeführt zu werden, erregte ihr nur unbestimmte Bangigkeit. Sie hing sehr an Drosselbach, an ihrem Mädchenzimmer, an all den gemütlichen Einrichtungen des elterlichen Hauses. Vor Berlin und seiner Unruhe graute ihr. Doch war sie eine viel zu wohlerzogene Tochter, um sich gegen den ausgesprochenen Willen der Eltern aufzulehnen. Nur ganz im geheimen, wenn sie an das dachte, was ihr bevorstand, vergoß sie ein paar zahme Tränen.

Agathens glühendster Wunsch war, daß ihre Freundin Anne Marie mit nach Berlin gehen solle. Der Verkauf von Reitern war insofern günstig für Agathens Plan, als er Anne Marie heimatlos gemacht hatte. Herr und Frau von Mildenau waren

jedoch gegen diese Idee. Den stürmischen Bitten des sonst so verwöhnten Töchterleins gegenüber wiesen sie darauf hin, daß Fräulein von Plessow Trauer habe und darum nicht in der Lage sei, an irgendwelcher Geselligkeit teilzunehmen; ferner reiche auch das Chambregarni gar nicht aus, das man gemietet habe. Über solche Gründe sprang Agathe, bei der nun einmal ein Herzenswunsch in Frage stand, leicht hinweg. Anne Marie denke natürlich gar nicht ans Ausgehen, sie werde sich im Hause mit Lesen und Handarbeit beschäftigen, und was das Wohnen anbelange, so wünschten sie sich beide gar nichts Besseres, als in einem Zimmer zu schlafen, um nur ja recht viel beisammen sein zu können.

Aber aller fast leidenschaftlichen Beredsamkeit zum Trotze, die das sonst so ruhige junge Mädchen aufbot, gingen die Eltern nicht auf den schönen Plan ein. Am ersten noch wäre Herr von Mildenau dafür zu haben gewesen; einfach, weil es seinem väterlichen Herzen äußerst sauer fiel, den Bitten des einzigen Kindes zu widerstehen. Seine Gattin war in dieser Beziehung fester; als Frau verstand sie auch Agathens eigentlichen Wunsch besser und durchschaute den Seelenzustand, dem er entsprang.

Frau von Mildenau fand nämlich, daß bei der Tochter die Liebe zu Anne Marie Plessow eine übermächtige Rolle zu spielen beginne. Daneben blieb einfach kein Raum für andres. Sie wußte

ja, daß junge Mädchen in einem gewissen Alter ihr Herz verschenken müssen; sie kannte die Ausschließlichkeit solcher Neigungen, die leicht etwas vom Götzendienst annehmen, sehr wohl. Es war Frau von Mildenau anfangs gar nicht unlieb gewesen, daß Agathe diese Freundschaft geschlossen hatte; wer weiß, vielleicht wurde sie dadurch bewahrt vor unbequemeren Regungen des Herzens. Aber nun war es auch nach Ansicht der Mutter genug. Zur Ausfüllung jener Zeit zwischen dem Pensionat und dem Ausgehen in der großen Welt war dieser harmlose Freundschaftsbund gerade das Richtige gewesen; jetzt kamen andre Zwecke und Ziele an die Reihe. Einmal mußten der Überschwang und die Romantik ja doch aufhören. Agathe und Anne Marie plötzlich zu trennen, wäre immerhin nicht klug gewesen; durch den Berliner Aufenthalt würde die erwünschte Lockerung des Verhältnisses wahrscheinlich ganz von selbst eintreten; neue Eindrücke, neue Bekannte würden Agathe erkennen lassen, daß es noch andre Menschen außer Anne Marie Plessow auf der Welt gebe.

Auch noch andre triftige Gründe hatte Frau von Mildenau, die es ihr wünschenswert erscheinen ließen, die Freundin der Tochter nicht mit nach Berlin zu nehmen. Anne Marie war von den beiden die Hübschere; ihre Gaben waren solche, mit denen in Konkurrenz zu treten für jedes junge Mädchen

schwer wurde; und besonders die stille, passive Agathe war leicht in den Schatten gestellt. Bisher hatte das nichts geschadet, denn es war gar nicht der Wunsch des Ehepaars Mildenau gewesen, mit der Tochter zu brillieren. Im Gegenteil, sie hatten Sorge gehabt, daß Agathchen ihnen vorzeitig entführt werden könnte. Aber nun, wo man sich entschlossen hatte, mit ihr die große Gesellschaft aufzusuchen, sollte sie auch gefallen.

Und zu alledem kam, daß Frau von Mildenaus Bruder Eberhard sich nach Vollendung seiner Reise ebenfalls nach Berlin wenden wollte, zur Vorbereitung für die Kriegsakademie. Es würde kaum zu vermeiden sein, daß er und Anne Marie sich trafen, und das erschien keineswegs erwünscht.

Aus Agathens schönem Plan wurde also nichts. Manche geheime Träne kostete es ihr, ehe sie sich in das Aufgeben dieses Herzenswunsches fand. Trösten konnte sie schließlich nur der Gedanke an den Briefwechsel; täglich, so schworen sich die Freundinnen beim Abschied zu, wollten sie sich schreiben.

Anne Marie ging, nachdem in der Familie viel darüber hin und her beraten worden war, zu ihrer Tante, Frau von Nettelmüller, in die Kreisstadt. Horst wollte die Schwester erst im Sommer in Baderwisch haben.

Für das junge Mädchen war es eine neue Erfahrung, daß in dieser Weise über sie beschlossen

wurde. Es schien, daß sie, als der Vater noch lebte, viel freier gewesen war als jetzt, wo sie hin und her geschoben wurde zwischen den Häusern der Verwandten und Bekannten. Jetzt erst ging Anne Marie eine Ahnung davon auf, was es hieß: Waise sein. Bitter war es, sehr bitter und demütigend, sich in Abhängigkeit zu wissen von Menschen, die man weder liebte und achtete, deren Hilfe man dennoch brauchte, und deren Gönnerschaft man wohlmöglich als Wohltat anerkennen sollte.

Kranzfelde, vor dessen Toren die Witwe Nettelmüller wohnte, wies alle Schattenseiten des Ackerbürgerstädtchens in seltener Vollständigkeit auf. Seine Geschäfte führten die ältesten Ladenhüter, seine kommunalen Einrichtungen waren Karikaturen der Großstadt, in seiner Geselligkeit blühte der Klatsch, und in seiner Öffentlichkeit gähnte die Langeweile.

Frau von Nettelmüller machte sich zwar gern über Kranzfelde und seine Bewohner lustig, und dennoch tat es ihr wohl, in der Kleinstadtgesellschaft die unbestrittene Rolle einer Fürstin zu spielen. Sie war die einzige Person am Orte, die ein Haus machte. Der Kommandeur der Husaren, Oberst von Chineck, war Junggeselle. Es gab im ganzen Regiment überhaupt nur drei verheiratete Offiziere; deren Damen kamen jedoch gesellschaftlich kaum in Frage, da sie durch das Bekommen von Kindern völlig in Anspruch genommen waren.

Es pflegte lustig zuzugehen im Hause der militärfrommen Witwe. Diners, Tees, Kartenabende rissen nicht ab in der „Villa“, wie das Haus kurzweg in Kranzfelde und Umgegend genannt wurde. Aber in diesem Winter mußte sich Frau von Nettelmüller Reserve auferlegen. Sie war durch den Tod ihres Schwagers in Trauer versetzt; außerdem hatte sie auch Rücksicht zu nehmen auf Anne Marie, die bei ihr wohnte. Gern betonte sie ihren Rang als Generalswitwe, und noch öfter pochte sie auf ihre Erfahrungen als verheiratete Frau. Eine Frau konnte nach ihrer Behauptung alles tun, sagen, denken, lesen; ein Mädchen dagegen durfte von nichts etwas wissen. „Das ist nicht mädchenhaft!“ war eine ihrer stehenden Wendungen.

Anne Marie versuchte es mit allem Möglichen, um ihre Zeit unterzubringen. Im Stift hatte sie guten Klavierunterricht gehabt; gern hätte sie ihr Spiel wieder aufgenommen. Aber in dem sonst so luxuriös ausgestatteten Hause gab es nur ein elendes Pianino, auf dem zu üben wenig Spaß machte. Auch der Büchervorrat war ein herzlich kleiner. Das Lesebedürfnis sollte durch einen Journallesezirkel und ein Abonnement in der Leihbibliothek befriedigt werden. Was an eigenen Büchern im Hause vorhanden war, bestand in einer Anzahl Andachtsbücher und in einem Dutzend moderner französischer Romane. Die Romane hatte Frau von Nettelmüller

übrigens, als die Nichte zu ihr kam, weggeschlossen. Anne Marie versuchte es mit den Journalen und den Leihbibliotheksbänden, aber bald überwog die Langeweile, die sie dabei empfand, noch ihren Ekel vor den unsauberen Umschlägen. Sie fing nun an, mit Bleistift Karikaturen zu zeichnen, eine Kunst, in der sie im Stift exzelliert hatte. Aber wenn man niemanden besaß, mit dem man darüber hätte lachen können, wurde auch dieser Zeitvertreib auf die Dauer schal.

In ihren Briefen an Agathe klagte Anne Marie niemals über Langeweile; sie sagte nicht, daß sie sich furchtbar einsam und verlassen fühle, und daß sie manchmal des Nachts in ohnmächtiger Wut die Zähne zusammenbeiße, die Fäuste balle und heiße Tränen weine. Nein, von alledem sagte sie nichts.

Anne Mariens Briefe klangen sogar meist recht lustig. Sie schilderte in komischem Tone die wichtigsten Ereignisse ihres Tageslebens; zum Beispiel, daß heute nicht weniger als vier Leutnants an der Villa vorbeigeritten wären. Oder sie beschrieb in größter Ausführlichkeit einen Gang durch Kranzfelde, wem man begegnet sei, daß ein jüdischer Handlungsreisender sie mit „gnädige Frau“ tituliert, was für aufregende Dinge man in den Schaufenstern gesehen habe.

Einmal hatte sie einen Damenkaffee bei der Frau Bürgermeister mitgemacht. Hierbei hatte



natürlich die Frage der Sitzordnung die allergrößte Rolle gespielt. Anne Marie, die man, weil sie von Adel, auf das Sofa neben ihre Tante, die Generalswitwe, gesetzt hatte, war, als unvorhergesehenerweise die Frau Oberleutnant Redmaier doch noch kam, ersucht worden, dieser Standesperson Platz zu machen. Zu solchen Schilderungen pflegte Anne Marie Illustrationen mit Bleistift zu liefern.

Ganz anders waren Agathens Briefe. Sie besaß nicht viel Beobachtungsgabe und gar keinen Humor, aber mit Hilfe von Gedächtnistreue und Fleiß vermochte sie doch ihre Erlebnisse ungeschminkt und anschaulich wiederzugeben. Sie hatte jetzt reichen Stoff zu berichten, denn sie stand mitten drin im Berliner Karneval.

Anne Marie gönnte der Freundin das, was diese jetzt alles vor ihr voraus hatte: Geselligkeit, Unterhaltung, Toiletten. Sie wollte nicht neidisch sein. Aber bitter war es doch, zu lesen, wenn Agathe schrieb: heute sei sie im Opernhaus mit ihren Eltern, morgen tanze sie bei Hof, übermorgen nehme die Gräfin H. sie mit nach Potsdam zu einer Schlittenpartie, und für die nächste Woche sei auch schon jeder Abend besetzt. Kavalierball, lebende Bilder, Ministerrout, Gesandtschaftsball — so ging es fort. Dann wurden gemeinsame Bekannte aus dem Stift erwähnt, die ebenfalls in Berlin ausgingen, ihre Toiletten geschildert, angedeutet, ob

sie gefielen, wer ihre Courmacher seien. Getreulich berichtete Agathe auch, wenn irgend jemand nach Anne Marie gefragt hatte. Die Absicht, die Freundin zu trösten, ging klar genug daraus hervor. Überhaupt war zwischen Agathens Zeilen der wohlgemeinte Wunsch zu erkennen, sich nicht zu überheben. Immer wieder versicherte Agathe, daß sie sich durch noch so viel Glanz und Zerstreuung niemals irre machen lassen werde an der Freundschaft, die das Höchste sei und bleibe, was es auf dieser Erde für sie gäbe.

Warum schrieb Agathe so etwas? Bedauerte die Freundin sie etwa im stillen?

Auffällig erschien, daß Agathe niemals ihren Onkel Eberhard erwähnte, der doch jetzt in Berlin war. Sicher sah sie ihn. Warum verschwieg sie seine Anwesenheit? Dachte Agathe etwa, daß sie den Korb bereue, den sie ihm gegeben? — Andre schienen das ja auch zu denken. Die Tante hatte neulich nach dieser Richtung hin Andeutungen fallen lassen; sie hatte gemeint: wie viel besser es die Nichte jetzt wohl haben könnte, wäre sie damals nicht so unbegreiflich eigensinnig gewesen. Anne Marie, völlig durch diese unzarte Andeutung überrumpelt, hatte der Tante gegenüber alle Haltung verloren. Die Szene war nicht schön gewesen; das junge Mädchen dachte nicht gern daran zurück.

Zu denken, daß die Menschen Mitleid mit ihr

haben könnten, war unerträglich. Lieber wollte sie gehaßt sein als bedauert. Wie ihr in innerster Seele zumute war, brauchte niemand zu wissen. Schon als kleines Mädchen hatte sie es so gehalten. „Stolz wie Anne Marie Plessow!“ hatte es in der Klasse geheißen.

Und noch schwerer, als sich bemitleiden zu lassen, wurde es diesem Herzen, zu zeigen, daß es liebe. Ganz selten und nur, wenn sie ganz allein war, in Träumen oder in Zuständen, die Träumen ähnelten, legte sich Anne Marie die Frage vor, ob sie liebe.

Gern hätte sie die Frage verneint. Einen Menschen lieben, von dem man kaum sagen konnte, daß man ihn kenne, der seine Geschichte, seine Erlebnisse ganz für sich hatte! Einen Mann, der durchaus den Eindruck der Abgeschlossenheit machte, der sicherlich nicht an sie dachte!

Schien es nicht lächerlich, eine Verrücktheit fast? Wodurch in aller Welt hatte er ihr solchen Eindruck gemacht? Waren es seine Augen, seine männliche Gestalt, seine vornehme Haltung? — Das besaßen andre Männer, die sie kennen gelernt hatte, schließlich auch. Ernst Hindorf aber hatte noch etwas mehr als sie alle; etwas, wofür es einen Namen nicht gab.

Am sichersten wurde sie sich seiner Eigenart bewußt, wenn sie gar nicht an ihn dachte, wenn irgendwoher aus ihr unbekannten Tiefen eine Sehn=

sucht aufstieg, in seine Augen zu blicken, seine sonore Stimme zu hören. Dann wußte sie mit einem Male ganz genau, so ist er. Als ob sie ihn schon seit Jahren kenne wie ihren intimsten Freund, als ob er in ihr gelebt hätte lange Zeit und nun plötzlich vorgetreten sei in die Wirklichkeit. Ja, genau dieses Gefühl hatte sie gehabt, als er ihr damals bei dem Gartenfeste in Drosselbach entgegengetreten war, daß sie hätte ausrufen mögen: „Bist du endlich da!“

Aber genau wie damals wurde dieses erste Gefühl des unbedingten Vertrauens abgelöst durch eine ganz andersgeartete, peinliche Empfindung. Eine Stimmung des Verdrusses, der Empörung ergriff sie dann. Wer war dieser Mann? Wie kam er dazu, solche Gedanken in ihr zu wecken? In solchen Augenblicken war sie imstande, sich einzubilden, daß sie ihn hasse.

Anne Marie hütete sich wohl, die Menschen nach Herrn von Hindorf zu fragen. Selten nur hörte sie etwas von ihm. Wenn die Tante von ihm sprach, so geschah das meist in einer Art und Weise, die Anne Mariens Opposition herausforderte. Die Witwe hatte einen ganz besonderen, süßlich-protegierenden Ton für ihn. Der Lamnitzer Hindorf sei solch ein lieber, ausgezeichneter Mensch, wohlerzogen, solid, das Muster eines Kavaliers. Dieses Lob aus solchem Munde reizte Anne Marie über

die Maßen und sie widersprach, gegen ihre innerste Überzeugung.

Anders war es, als Horst, der manchmal in Geschäften zur Stadt kam, eines Tages Frau von Nettelmüller gegenüber hinwarf: Ernst Hindorf sei ein höchst unbequemer Nachbar, er verderbe die Preise, indem er „unverschämt hohe Löhne“ zahle und „wahre Paläste von Arbeiterwohnungen“ hinsetze. Horst ließ sich darauf noch des weiteren über die Wirtschaftsweise des Lamnitzers aus, den er als „einen verdrehten Kopf“ bezeichnete. Anne Marie horchte mit geschärftem Ohr hin; sie fühlte wohl das Bedürfnis, den Angegriffenen zu verteidigen, aber die Anwesenheit der Tante hinderte sie daran. Sicherlich hätte diese aus einem allzu warmen Eintreten der Nichte für Herrn von Hindorf ihre Schlußfolgerungen gezogen.

Eines Tages stand Anne Marie am Fenster und blickte in die trübe Winterlandschaft hinaus. Sie wußte wieder einmal nichts mit der vielen Zeit, die sie hatte, anzufangen. Wenn es nur erst Frühjahr würde, da hoffte sie mit den Brüdern ausreiten zu können. Aber jetzt bei Frost und Schnee waren die Husaren an den Reitplatz und die verdeckte Bahn gebannt. Doch sah sie wenig Aussicht auf Änderung des Wetters, am Tage vorher erst war wieder frischer Schnee gefallen.

Ein Schlitten kam vom Lande her die Straße

herab, die an der Villa vorüberführte. Anna Marie fielen die stattlichen Braunen auf und der gleichmäßige Tritt. Ein Herr lenkte vom Bocke aus; der Kutscher saß auf der Pritsche. Erst als er am Hause vorbeifuhr, erkannte das Mädchen in dieser pelzverhüllten Gestalt den Lamnitzer Hindorf.

Das Herz schlug ihr zum Halse empor. Sie trat schnell ins Zimmer zurück. Eine Verwirrung ohnegleichen kam über sie; am meisten erschrak Anne Marie über sich selbst. War es schon so weit mit ihr, daß sein flüchtiger Anblick Eindruck auf sie machte?

Der Kommandeur der Husaren, Oberst von Chineck, war ein guter Bekannter von Anne Maries Vater gewesen. Als junger Offizier hatte er bei der Plessowschen Eskadron gestanden; er rühmte sich, ein Schüler des alten Ede zu sein.

Durch den jähen Tod ihres Vaters waren die beiden Husarenleutnants in schwierige Lage gekommen. Es wurde ernsthaft in Erwägung gezogen, ob sie nicht besser täten, zur Infanterie überzutreten, da sie mit ihren knappen Mitteln auf die Dauer doch nicht bei der Kavallerie würden bestehen können. Aber ihr Kommandeur hatte erklärt, daß er die Plessows in seinem Offizierkorps nicht missen wolle; er werde alles tun, was in seinen Kräften stünde, um ihnen den Verbleib im Regiment möglich zu

machen. Herr von Chineck hatte eine glänzende Karriere hinter sich. Jung war er aus der Front herausgekommen, hatte verschiedene Adjutantenstellen bekleidet, war einer Gesandtschaft attachiert gewesen und hatte schließlich mehrere Jahre hindurch einen vielbeneideten Posten als Flügeladjutant eines unsrer elegantesten Prinzen innegehabt.

Er war Kavallerist von Anlage und Passion; alles, was über Reiten, Exerzieren und Felddienst hinausging, verachtete er mit Ostentation. Sein militärischer Ehrgeiz war gering; wußte er doch nur zu gut, daß seine Karriere über kurz oder lang enden müßte. Wenn es gut ging, würde man ihn noch ein paar Jahre Brigade führen lassen. Chineck pflegte zu sagen, daß er mit seinem Regiment verheiratet sei; diese glückliche Ehe verhinderte ihn jedoch nicht, einer der größten Courmacher der Gegend zu sein. Im Salon der Witwe Nettelmüller war der Husarenkommandeur einer der häufigsten Gäste. Man hatte schon vielfach prophezeit, daß aus dieser dicken Freundschaft schließlich eine Ehe werden würde. Die beiden Leute schienen ausgezeichnet zueinander zu passen; beide waren aus der ersten Jugend heraus und in ihrem Geschmack einander sehr ähnlich. Chineck wußte ein komfortables Home, ein gutes Diner und flotte Geselligkeit zu schätzen, und Frau von Nettelmüller verstand es wie keine andre, diese Dinge zu beschaffen.

Sie hatten auch Gelegenheit gehabt, einander kennen zu lernen; vier Jahr lebte die Witwe nun schon in Kranzfelde, und ebenso lange etwa führte Herr von Chineck die Husaren. Die Flaschen, die der Oberst allein im Hause der Generalswitwe geleert hatte, würden einen stattlichen Weinkeller gefüllt haben. Es verging kaum ein Jahr, ohne daß die Regimentsmusik im Auftrage des Kommandeurs vor der Villa gespielt hätte, und bei jedem Feste mit Damen, das die Husaren veranstalteten, war Frau von Nettelmüller Patronin, auch bei den Offiziersrennen pflegte sie die Preise zu überreichen. Nicht mit Unrecht wurde sie die „Husarenmutter" genannt.

Und trotzdem wußte die Witwe ganz genau, daß sie keine Aussichten habe, jemals Frau von Chineck zu werden. Frau von Nettelmüller war nicht ohne Kenntnis der Welt und des Mannes; besonders Naturen wie Chineck, die ihr ähnlich waren, wußte sie ziemlich genau zu beurteilen. Diese Art ist geboren zum Flirt, aber nicht zum Heiraten. Der Oberst war unterhaltend und, wenn er viel Wein getrunken hatte, manchmal sogar witzig, aber seine guten Seiten blieben im besten Falle Junggesellentugenden. Als erfahrene Frau wußte sie, daß die liebenswürdigsten Garçons durchaus nicht immer die besten Ehemänner abgeben. Einer, der wie Chineck mit allen Hunden gehetzt war und von allen Blumen genippt hatte, würde schwerlich durch

den Schwur am Altar zur Solidität bekehrt werden. Er war ein Charmeur, einer, der mit seiner guten Figur, trotz des stark angegrauten Haares, mit der weltmännischen Sicherheit seiner achtundvierzig Jahre, mit dem interessanten Hintergrund von Erfolgen, den ihm verschiedene, nur zu bekannte Liebesabenteuer gaben, eine glänzende, nicht zu unterschätzende, bis zu einem gewissen Grade faszinierende Persönlichkeit ausmachte. Aber der Mann nach dem Herzen der Witwe Nettelmüller war er nicht; dazu ähnelte er ihrem verstorbenen Gatten zu sehr.

Sie hatte ihren Mann ohne Liebe geheiratet, der Versorgung halber. Die Ehe Nettelmüller war äußerlich sehr glatt und ohne irgendwelchen Anstoß verlaufen. Sie war gegründet gewesen auf Repräsentation. Die Lebenslust der Dame hatte dabei volles Genüge gefunden, aber gewisse zarte Seiten ihres Wesens, eine geheime Sentimentalität, deren sie sich selbst gar nicht bewußt war, hatten dabei nicht auf ihre Rechnung kommen können.

Obgleich ohne Tiefe des Geistes und des Gemüts, war Frau von Nettelmüller doch zu sehr Weib, um es auf die Dauer ohne Zärtlichkeit auszuhalten. Der Flirt war selbst in ihren Augen nur ein elendes Surrogat für das, was im Grunde der Seele jede ersehnt: den ausschließlichen Besitz eines geliebten Mannes. Die Witwe hatte keineswegs abgeschlossen

mit dem wichtigsten Lebenskapitel: Liebe. Das ideale Bild jedoch, das sie im geheimsten Kämmerlein ihres Herzens aufgestellt hatte, sah ganz anders aus als der schneidige Husarenoberst.

Im Leben und Verhalten der Frau von Nettelmüller hatte sich in der letzten Zeit eine gewisse Änderung vollzogen: die lebenslustige Witwe war auf dem Wege zu gesetzter Ehrbarkeit. Dem scharfen Auge der Welt entging das natürlich nicht. Man fand, es sei die höchste Zeit, daß sie anfange, sich ihrem Alter gemäß zu kleiden und nicht mehr mit dem jüngsten Leutnant zu charmieren.

Sie kümmerte sich neuerdings auch mehr um die Angelegenheiten ihres Gutes Medlau, das sie früher nur als eine höchst unbequeme Zugabe zu ihrem Leben betrachtet hatte. Mit dem Lamnitzer Hindorf, der ihr bei der Neuverpachtung helfen sollte, sprach sie gern über die Leuteverhältnisse des Gutes, die sie angeblich sehr interessierten, und ließ sich von ihm über landwirtschaftliche Dinge unterrichten.

Oberst von Chineck trat darüber mehr und mehr in den Hintergrund bei ihr. Während früher die zweideutigen Bemerkungen des grauhaarigen Husaren stets auf günstigen Boden gefallen waren, hielt sie neuerdings diesem Schwerenöter gegenüber mit ihrem Entgegenkommen etwas zurück. Chineck setzte sie darüber einmal direkt zur Rede; was

eigentlich mit ihr los sei, wollte er wissen. Er merkte das Erkalten der Freundschaft unter anderm höchst unangenehm daran, daß er seltener als früher bei der Witwe zum Frühstück eingeladen wurde.

Frau von Nettelmüller wies auf Anne Maries Anwesenheit in ihrem Hause hin. Sie habe jetzt eine „ernste Lebensaufgabe", sagte sie; die sei: für „diese arme Waise" zu sorgen, die eines Halts im Leben bedürfe. Chineck tat als höflicher Mann so, als glaube er seiner Freundin diese Entschuldigung.

Die Witwe Nettelmüller hatte die Angewohnheit, erst gegen Mittag aufzustehen. Anne Marie begriff nicht, wie man den schönsten Teil des Tages so freventlich in den schwülen Bettkissen vergeuden konnte; sie gehörte guter ländlicher Gewohnheit nach zu den Frühaufstehern. Seitdem der schlimmste Teil des Winters vorüber war, sah man sie schon beim Morgengrauen zu Pferde. Gewöhnlich begleitete sie einer ihrer Brüder, aber auch mancher andre jüngere oder ältere Husar machte sich eine Ehre daraus, ihr Kavalier zu sein; sie zählte durchaus zu den Damen des Regiments.

Eines Morgens, als Anne Marie vom Reiten zurückkam, fand sie ihre Tante am Frühstückstische vor. Die Nichte war verwundert, denn es hatte noch nicht neun Uhr geschlagen. Frau von Nettelmüller erklärte ihr frühes Aufstehen damit, daß sie heute nach Medlau fahren wolle, das etwa fünfzehn

Kilometer von Kranzfelde entfernt lag. Anne Marie dachte bei sich: wie sich doch die Tante zu diesem Zwecke schön gemacht habe. Sie trug ihr bestes Tailormade und war kunstvoll frisiert. Wollte sie den Medlauer Kuhmägden und Ackerknechten damit imponieren?

Als die Witwe dann freilich weitererzählte, daß der Lamnitzer Hindorf sie mit eigenen Pferden abholen werde, begriff Anne Marie den Toilettenaufwand schon eher. Sie habe Geschäfte in Medlau zu ordnen mit dem Pachter, die ihr den Beistand eines Herrn wünschenswert machten. Die Nichte hörte mit mißtrauischem Ohre nur das eine aus den Worten der Tante heraus, daß diese es für notwendig hielt, ihre Fahrt mit Herrn von Hindorf gewissermaßen zu entschuldigen.

Das Wetter schien die Landpartie begünstigen zu wollen: es war der erste klare und zugleich warme Tag des Februar.

In der elften Vormittagsstunde fuhr ein offener Wagen vor. Schon lange vorher hatte die Witwe fertig dagesessen, mit Handschuhen, Pelzboa, kokettem Federhut, ungeduldig auf das Rollen der Räder wartend. Jetzt fuhr sie wie elektrisiert in die Höhe, nahm sich kaum Zeit, der Nichte Lebewohl zu sagen, und eilte hinunter.

Anne Marie sah der Abfahrt vom Fenster aus

zu, ohne sich doch dabei zu zeigen; die breiten Portieren versteckten sie. Ernst Hindorf saß selbst auf dem Bock und lenkte seine schönen Braunen, neben ihm die elegante Frau, deren Straußenfedern sich leicht im Winde bogen, der Kutscher auf dem Rücksitz mit vorschriftsmäßig verschränkten Armen. Ein schönes Gefährt, wie es im Sonnenglanz die breite Landstraße hinabrollte. Anne Marie hatte unwillkürlich das angenehme Gefühl des elastisch-schnellen Dahingetragenwerdens, wie man es in einem leichtfedernden, von gut eingefahrenen Pferden gezogenen Wagen auf ebener Bahn empfindet.

Es kam ihr lächerlich vor, daß ihre Tante neben ihm auf dem Bocke sitze. An die „Geschäfte" in Medlau glaubte sie nicht; das war sicher nur Vorwand von ihrer Seite, um mit Herrn von Hindorf zusammen zu sein.

Hatte er denn keine Augen im Kopfe? Sah er denn nicht, was für eine Person die Witwe Nettelmüller war? Die Nichte dachte einen Augenblick an die raffinierten Künste, mit Hilfe deren die Tante ihre jugendliche Erscheinung aufrechtzuerhalten suchte. Tiefer Widerwille, der sich zum physischen Ekel steigerte, erfüllte sie. Wäre es denkbar, daß Ernst Hindorf auf solch schamloses Blendwerk hereinfallen sollte? Sah er denn nicht, daß nach ihm geangelt wurde?

War sie eifersüchtig? Sie, Anne Marie Plessow,

der Neid und Eifersucht an andern immer als das Niedrigste erschienen war!

Schon wieder erfüllte sie jene Empfindung von Unsicherheit, Sehnsucht, Scham und Ärger über sich selbst und ihre unkontrollierbaren Gefühle. Und das Ende war auch diesmal, daß sie sich gegen den Mann auflehnte, der solchen Widerstreit der Gedanken, solche demütigende Unruhe über sie gebracht hatte.

Die interessantesten Abschnitte in Agathens Briefen waren für Anne Marie in der letzten Zeit diejenigen gewesen, in denen sie von einem Legationsrat von Rängern sprach. Dieser Herr schien Agathens Hauptänzer zu sein. Mehr und mehr kam Anne Marie zu der Überzeugung, daß Herr von Rängern für die Freundin etwas mehr als eine erste beste Ballbekanntschaft bedeuten müsse. Es gab zu denken, daß Agathe sich gegen etwas von niemandem Behauptetes verteidigte, als gefalle ihr der Legationsrat besonders, als bevorzuge sie ihn.

Übrigens war das gerade echt Agathe Mildenau. Immer vorsichtig, selbst im Vergnügen ein wenig ängstlich. Um Gottes willen, wenn ihr der Mann gefiel, warum sollte sie sich seine Courmacherei, vielleicht gar seine Werbung nicht gefallen lassen!

Fast klangen ihre Briefe, als scheue sich Agathe, zu schreiben, wie es eigentlich zwischen ihr und

Herrn von Rängern stehe. Hatte sie Furcht vor der Freundin? Und warum?

Anne Marie schrieb einen Brief an Agathe, in dem sie mit ungewöhnlicher Ausführlichkeit und, wie es ihr selbst vorkam, sehr vernünftig auseinandersetzte, wie außerordentlich geeignet für die Ehe gerade Agathe sei, und daß sie sich über nichts mehr freuen würde, als sie aus Berlin als Braut zurückkehren zu sehen, vorausgesetzt natürlich, daß der Bräutigam ihrer würdig sei. Den Namen des Herrn von Rängern erwähnte sie dabei nicht.

Agathe beantwortete diesen Brief umgehend. Was denn Anne Marie denke! Wie sie sie so habe mißverstehen können! Schwer, nur sehr schwer werde sie sich jemals zum Heiraten entschließen. Anne Marie solle um Gottes willen nie wieder so etwas schreiben. Der Brief habe sie ganz unglücklich gemacht; sie liege im Bett, weine und habe Sehnsucht nach der Freundin.

Im nächsten Briefe sprach Agathe nicht mehr von Herrn von Rängern, sein Name wurde überhaupt nicht wieder erwähnt.

In der Langweile dieses Winters fand Anne Marie gelegentlich Zerstreuung durch einen Besuch bei ihrer alten Erzieherin Babette Finsterli. Die Schweizerin wohnte im Parterre eines freundlichen Häuschens am Marktplatz, dem „Löwen" gegenüber, dem feinsten Gasthofe von Kranzfelde, wo die Groß-

grundbesitzer ausspannten. Oft bekam sie Besuch von ihren alten Zöglingen, unter denen schon manche Mutter und manch ein Mann im mittleren Lebensalter sich befand. Anne Marie war ja die letzte Schülerin gewesen, die aus Fräulein Finsterlis Händen hervorgegangen war.

Babette Finsterli, „Bäbchen", wie sie in der ganzen Gegend genannt wurde, war ein kleines, hageres, außerordentlich häßliches, altes Dämchen. Sie sah einem harmlosen Raubvogel nicht unähnlich mit ihren großen, dunklen Augen, der krummen Nase und dem spitzen Kinn. Nur mit ihren langen, grauen Locken, auf die sie viel Pflege verwandte, konnte sie einigen Staat machen.

Das Bäbchen hatte den lieben langen Tag nichts zu tun und konnte daher ungestört in seinen Reminiszenzen kramen. Sie besaß die Photographien ihrer sämtlichen Schüler und Schülerinnen in den verschiedensten Stadien der Entwicklung. Die erstaunlichsten Schätze aber beherbergte ihr Gedächtnis. Jeder Zögling hatte da in diesem Herbarium verblichener Anekdoten sein eigenes Schubfach, in dem seine dummen Streiche, komischen Bemerkungen und Kinderabenteuer aufbewahrt wurden.

Zeitlebens war Babette Finsterli sehr neugierig gewesen; dazu besaß sie eine lebhafte Phantasie und große Kombinationsgabe. Diese Fähigkeiten weiterzuüben, war der Marktplatz von Kranzfelde ein

äußerst geeignetes Terrain. Von ihrem Parterrefenster aus übersah die alte Jungfer das ganze, nicht allzu umfangreiche Viereck, das jeder, der in Kranzfelde etwas wollte, überschreiten mußte. Wenn man wissen wollte, ob ein Bekannter heute in der Kreisstadt sei, so brauchte man nur zu dem Bäbchen zu gehen; die wußte es sicher, und noch mehr: was der Betreffende unternommen, und was er weiter noch vorhabe, war ihr in den meisten Fällen kein Geheimnis.

Anne Marie hatte der alten, drolligen Person gegenüber kein ganz reines Gewissen. Im Plessowschen Hause war es dem Bäbchen nicht gut ergangen; alle Welt hatte sie dort gehänselt, vom Hausherrn angefangen, und mehr als einen nicht immer harmlosen Streich hatten ihr die wilden Jungens gespielt, mit denen Anne Marie meist im Bunde gewesen war. Die Schweizerin sah diese Erlebnisse, die ihr damals manch bittere Stunde bereitet hatten, im rosigsten Lichte. Es lag nicht im Wesen dieses gutmütigen, leicht in den Tag hinein lebenden alten Kindes, nachzutragen.

Ohne ihre Gewissensbisse offen zu zeigen, hätte Anne Marie doch gern gutgemacht, was sie im Jugendübermut an der alten Person verbrochen hatte. Sie bot dem Bäbchen an, ihr aus Zeitungen oder Büchern vorzulesen; aber Babette war eine zerstreute Zuhörerin. Mitten im Lesen konnte es

vorkommen, daß sie von ihrem Platze aufsprang und ans Fenster eilte, ans Fenster, nach dem sie ja mit einem Auge immer schielte, um zu sehen, wer drüben vorüberschreite, oder welcher Wagen soeben am „Löwen“ vorgefahren sei. Oft kamen Bekannte von den Gütern der Umgegend ohne viel Formalitäten zu der populären alten Jungfer ins Zimmer. Besonders häufig traf man die Weudenaschen Töchter bei dem Bäbchen. Anne Marie liebte die Dromsdorfer Mädel nicht sonderlich. In der Jugend waren ihr diese jungen Damen immer als Muster der Tugend und des Fleißes vorgehalten worden, und heute noch war es allgemein Mode, die „Dromsdorfer Engel“, wie sie auch genannt wurden, als wohlerzogen und häuslich zu rühmen, die Art, wie sie mit wenig auskamen, und wie sie ihren alten Vater pflegten, zu bewundern. Daß die Zweite den Superintendenten geheiratet hatte, vermehrte noch den Heiligenschein der Familie. Anne Marie war so ketzerisch, es von einer ihresgleichen geschmacklos zu finden, die dritte Frau eines bejahrten, unschönen Mannes mit Kindern aus zwei früheren Ehen zu werden. Die Weudena-Bewunderer aber sprachen von einem „Samariterwerke“.

Ganz etwas andres war es mit Helene Kracht, der ältesten Dromsdorfer Tochter. Die Witwe Kracht hatte Herbst und Winter in Berlin zugebracht, wo sie in einem großen Hospital einen praktischen

Kursus in der Krankenpflege durchgemacht hatte. Jetzt hielt sie sich zur Erholung für einige Zeit in Kranzfelde auf.

Für diese Frau hegte Anne Marie große Bewunderung, die sich mit jedem Male, da sie Frau Kracht sah, steigerte, bis eine echte Schwärmerei daraus geworden war. „Gut, daß Agathe das nicht erlebt!" sagte Anne Marie zu sich selbst. „Es würde eine schöne Eifersucht geben."

Helene Kracht war noch weißer geworden; im übrigen aber schien die Arbeit in einem schweren Beruf ihren Körper gestählt zu haben. Ihre Haltung war aufrecht, ihr Auge hatte nicht mehr das Erloschene von ehemals, der straffe Gang, die belebten Züge sprachen von Energie und Selbstbewußtsein. Anne Marie war stets wie elektrisiert, wenn sie dieser Frau in der Straße begegnete. Für sie war die Witwe Kracht unbedingt die schönste Erscheinung und der interessanteste Charakter weit und breit.

Die Kranzfelder, Frau von Nettelmüller an der Spitze, hingegen mißbilligten Helene Kracht. Man warf ihr Hochmut vor; und gerade sie habe doch gar keinen Grund, so apart zu tun, hieß es.

Was man ihr eigentlich nachsage, vermochte Anne Marie nicht genau festzustellen. Daß sie jung einen Mann geheiratet hatte, der sich später als ihrer unwürdig erwies, durfte ihr doch unmöglich als Verbrechen angerechnet werden, deshalb wäre sie

doch eher zu bemitleiden gewesen. Die Gerüchte, die im Umlauf waren, daß Kracht sie mißhandelt hatte, glaubte Anne Marie einfach nicht. Ihre Bewunderung für diese Frau war so groß, daß sie sich nichts Unwürdiges oder Unschönes in Verbindung mit ihr denken konnte oder wollte. Gerade jener Stolz, den die andern tadelten, erschien dem jungen Mädchen als das Schönste an diesem Ideal.

Sicherlich hatte die Witwe Schweres durchgemacht, Außerordentliches vielleicht; dafür sprach ihr verschlossenes, jede Intimität abwehrendes, ganz in sich selbst ruhendes Wesen. Diese Unnahbarkeit gab der Bewunderten in Anne Maries Augen etwas Geheimnisvolles und Anziehendes zugleich. Wenn von irgendeinem Menschen, so hätte sie gern von Helene Kracht die wirkliche Lebens- und Leidensgeschichte gewußt. Die Bemerkung, die Tante Nettelmüller gelegentlich fallen ließ: die Kracht hätte aus dépit d'amour geheiratet, vermehrte natürlich die Wißbegier.

Zu irgendwelchem vertraulichen Verkehr zwischen Anne Marie und Frau Kracht kam es nicht. Das junge Mädchen hatte zu deutlich das Gefühl, daß sie dieser Frau nichts sein könne. — Solchen Menschen gegenüber genügte das Anschauen und Bewundern; das erhebende Bewußtsein, daß es ihresgleichen gab, und die geheime Hoffnung, ihnen ähnlich werden zu können, entschädigten für ihre Unnahbarkeit.

Frau Kracht war immer freundlich gegen Anne Marie, wenn sie sich bei Babette Finsterli trafen, von jener verstehenden, ein wenig melancholischen Freundlichkeit, welche reife Frauen gegen junge, schöne Mädchen, in denen sie wiederfinden, was sie vor Jahren selbst gewesen sind, an den Tag zu legen pflegen. Trotzdem kam es niemals zu mehr als alltäglichen Gesprächen. Anne Marie scheute sich, ihre Gefühle offen an den Tag zu legen, und Frau Kracht war offenbar mit ihren eigenen Angelegenheiten viel zu sehr beschäftigt, um die geheime Schwärmerei des jungen Dinges, dem sie das Herz gestohlen hatte, zu bemerken.

Eines Tages, als Anne Marie auch gerade wieder mit Helene Kracht bei der Schweizerin zusammen war, fuhr plötzlich ein herrschaftlicher Wagen vor. Das Bäbchen geriet in große Aufregung. Wer konnte das sein?

Anne Marie hatte sofort die Braunen wiedererkannt und wußte, wer draußen halte. Zum Überfluß hörte sie eine ihr wohlbekannte Stimme, die dem Kutscher Befehle gab. Gleich darauf trat der Lamnitzer Hindorf ins Zimmer.

Ernst Hindorf hielt einen Henkelkorb in der Hand, aus dem Flaschenhälse blickten. Er überreichte dem Bäbchen, das wie ein junges Mädchen errötend vor ihm stand, den Korb und bemerkte dazu, es seien einige Flaschen Stachelbeerwein darin, den sie

ja so gern trinke. Das alte Fräulein bedankte sich mit vielen Knixen und mit Ausdrücken stürmischer Begeisterung. Stachelbeerwein, erklärte sie, gebe es nur an einem Orte der Welt, das sei in Lamnitz.

Endlich fand Herr von Hindorf Zeit, sich von dem Bäbchen loszumachen und die beiden andern Damen zu begrüßen. Anne Marie war ganz verwirrt; sie hatte seit Monaten nicht mit Ernst von Hindorf gesprochen, und im Augenblicke wußte sie nicht, ob sie sich über eine Begegnung freuen sollte, die sie sich im Geiste schon wie oft ausgemalt hatte. Freilich, daß sie ihn in den Fahrpelz eingemummt wie ein Knecht Ruprecht und mit einem Flaschenkorbe in der Hand wiedersehen würde, hätte sie sich nicht träumen lassen; und unwillkürlich überwog die Belustigung darüber schnell alle andern Gefühle.

Dann fiel ihr Blick zufällig auf Helene Kracht. Was war mit der Frau vor sich gegangen? Anne Marie glaubte ein völlig verändertes Wesen zu sehen. Helenens Gesicht wurde abwechselnd rot und blaß; umsonst schien sie nach Fassung zu ringen.

Anne Maries Blicke wanderten von ihr zu Ernst Hindorf. Instinktiv vermutete sie, in ihm den Grund zu Frau Krachts ungewöhnlicher Erregung suchen zu müssen. Sie sah, daß auch er nicht ganz unbefangen sei; in seiner Art, zu sprechen

und sich zu gebärden, lag eine Hast, die ihm sonst gänzlich fremd war.

Unzerstörbar setzte sich in diesem Augenblicke bei Anne Marie die Ansicht fest, daß zwischen diesen beiden Menschen Beziehungen bestünden, die Dritten gegenüber verborgen werden sollten.

Über den vier Menschen lag eine peinlich gedrückte Stimmung, die auch durch des Bäbchens krampfhafte Anstrengungen, eine Unterhaltung in Fluß zu bringen, nicht gebessert wurde.

Frau Kracht erhob sich und entfernte sich nach kurzem Abschied. Herr von Hindorf blieb noch eine Weile, sprach mit Babette von gleichgültigen Dingen, erklärte dann aber, Geschäfte zu haben, und ging auch.

Anne Marie verlangte, das Bäbchen solle ihr sagen, was das zu bedeuten gehabt hätte. Die alte Person war sichtlich betreten und wollte ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit nicht mit der Sprache herausrücken. Nichts bestünde zwischen den beiden, nicht das geringste; sie könne sich Helene Krachts Verhalten nur durch ein plötzliches Unwohlsein erklären. Babettens Beteuerungen bestärkten Anne Marie nur in der Ansicht, daß hier der Schlüssel liege zu einem ungewöhnlichen Geheimnis.

Auf die Gefahr hin, neugierig zu erscheinen, begann sie ihre Tante auszuforschen nach Helene Krachts Vergangenheit. Frau von Nettelmüller hielt

mit dem, was sie wußte, nicht hinter dem Berge. Sie hatte zwar auch nur gerüchtweise von der interessanten Angelegenheit gehört, aber Anne Marie erfuhr doch so viel als gewiß, daß Helene Kracht eine Jugendliebe des Lamnitzer Hindorf sei. Die Sache sei sehr weit gegangen, behauptete die Witwe Nettelmüller; nach ihrer Darstellung habe die damalige Helene Weudena den unerfahrenen Ernst Hindorf durch raffinierte Koketterie an sich zu locken gewußt und dann, als aus der Sache nichts geworden war, den ersten besten Mann genommen. Frau von Nettelmüller wusch ihren Liebling Ernst Hindorf von jeder Schuld frei und wälzte um so schwerere Vorwürfe auf Helene Krachts Ruf.

Es blieben genug Fragen in dieser Angelegenheit für Anne Marie unerklärt. Sie sann viel über diese außerordentliche Entdeckung im stillen nach. Eines stand für sie unerschütterlich fest: Helene Kracht liebte Ernst von Hindorf noch heute.

Und wie stark mußte diese Liebe sein, daß sein bloßes unerwartetes Auftreten diese Frau mit ergrautem Haar so außer alle Fassung zu bringen vermochte!

Und Ernst Hindorf! Wie verhielt er sich dazu? Wußte er, wie er geliebt wurde? Erwiderte er Helenens Liebe? Und wenn er es tat, warum legte er dann sein Gefühl nicht offen an den Tag?

Helene Kracht aber erschien ihr in ganz anderm

Lichte. Mit ihrer Schwärmerei für diese Frau war es aus. Mochte ihr die Tante mit ihrer Behauptung, sie sei eine verkappte Kokette, zehnmal unrecht tun, eines stand auch für Anne Marie fest: Helene Kracht war gefährlich.

Anne Marie lernte von da ab eine Empfindung kennen, die ihr an ihrer Freundin Agathe — ach, so lächerlich erschienen war: Eifersucht.

Ernst von Hindorf war zufrieden mit dem verflossenen Jahre. Von dem Ererbten hatte er nichts verloren, und für zukünftige Ernten war manches Samenkorn ausgestreut worden; vieles schlummerte noch im Boden.

Das beste Saatgut keimt am langsamsten. Der erfahrene Landwirt gibt deshalb die Hoffnung noch lange nicht auf, wenn seine Aussaat zögernd aufläuft. Und der Forstmann wartet oft geduldig ein ganzes Jahr, bis der erste schwache Keim schüchtern durch die Hülse bricht; der lächerlich kleine Anfang nimmt ihm nicht den Glauben, daß aus solchem nur wie ein Härlein großen Pflänzchen in hundert Jahren ein himmelhoher Baum erwachsen sein wird.

Ernst hatte es früher nicht so gewußt, daß der ganze Beruf des Landmanns auf Glauben gestellt ist. Der Mann, der vom Erdreich das Wachsen und Gedeihen seiner Früchte verlangte, mußte an viele, viele verborgene Dinge glauben, die er nicht erklären

konnte; er mußte hoffen können, während er im herbstlichen Nebel lebte, daß die Sonne weiterscheinen und daß sie aus der braunen Scholle das Wunder der grünen Halme erst und der wogenden Ährenfelder später hervorzaubern werde. Nichts stärkte den Glauben an die Kraft des Lebens und an den Reichtum der ihm innewohnenden, unerforschlichen Keime so innig wie das langsame, aber unaufhaltsame Emporsteigen der jungen Ernte aus den kahlen Feldern. Wie oft war man im Winter über die festgefrorenen Äcker geschritten, wie traurig hatten die leeren Baumgerippe dagestanden, als wäre alles Leben erstarrt, und jetzt brach es siegreich hervor; es hatte nur geschlummert, wohlverwahrt durch die starre Rinde. Nun erschienen sie alle wieder, die alten Bekannten, von denen wir in den trüben Wintertagen glaubten, sie seien auf Nimmerwiedersehen verschwunden; ohne viel Aufsehen, ganz wie selbstverständlich treten sie an, mit ihrem pünktlichen: „Zur Stelle!"

Von den Fenstern seines Wohnzimmers aus konnte der Gutsherr ein gut Teil der großen Maskerade mitansehen, die das Frühjahr mit Baum und Strauch, Wiese und Feld vornimmt. Erst war es nur wie ein zarter Duft, der über das Bild dahinging, leicht wegzuwischen, gleich einem Hauch auf einem Spiegelglase. Dann verdichtete sich der Schimmer, Farben traten in das Bild, behaupteten

sich als grüne Flecke auf den Rasenflächen; Streifen von Weiß und Gelb woben sich dazwischen; die ersten Frühjahrsblumen traten familienweise auf. Dann auf einmal, nach einer lauen Nacht, war es, als habe eine unsichtbare Hand einen lichten Brautschleier über die ganze Welt geworfen; an den Kronen der Bäume war er haften geblieben. Die Pracht dessen, was da kommen sollte, deutete sich keusch in den feinsten, vergänglichsten Farbenspielen an, die sich aus Millionen Trieben und Keimen zusammensetzten. Das war die erste, rührende Kindesschönheit des Frühlings, die alles verheißt und leicht an das Größte glauben macht.

Wenn man dieses Wachsen und Werden aus dem Nichts, dieses tägliche Sich-verjüngen und -verschönen so aus nächster Nähe mitansah, dann drängte sich dem nachdenkenden Sinn ganz von selbst das Bewußtsein auf, daß wir Menschen tief zusammenhängen mit den Geschwistern der Flur, und daß wir nichts Besseres tun können, als die Gesetze, denen sie unterworfen sind, auch in uns walten zu lassen.

Stille sein in Frömmigkeit lehren sie uns, aber auch jenen unbezwinglichen Optimismus, der Glauben gibt, Glauben an das Leben, den Mut, es auf uns zu nehmen, das Bewußtsein unsrer Kräfte und den Willen, sie zur Entfaltung zu bringen.

Die Zeiten waren versunken, wo der Herr dieses

Hauses an dem nämlichen Fenster gestanden, stundenlang hinstarrend auf seinen Besitz und sich die Frage vorlegend: „Wozu frommt dir dies? Was suchst du in einer Welt, die dir nichts mehr bieten kann, nachdem du das Liebste verloren hast?" Damals hatte ihn der Frühling seinen Verlust nur noch bitterer empfinden gemacht; wie ein Schmeichler war er ihm erschienen, ein Verführer, das Leben schön zu finden.

Aber nun hatte er langsam die Wahrheit erkennen gelernt, daß nichts auf der Welt verloren geht, auch die Gefühle und Erlebnisse der Menschenseele nicht. Das einmal genossene Glück war unvergänglich. Das Gute und Große, das man durchgemacht hatte, ließ seine dauernden Spuren zurück, genau wie das Herbe. Der große Schmerz war wie das Weltmeer, grundlos und ohne Ende scheinbar; der Verzweiflung erschienen beide der sichere Untergang. Aber wer zu seinen Tiefen herabgestiegen war, der hatte sich von da unten einen Talisman mitgebracht, der ihn gegen alles Arge feite, was noch kommen mochte: das Unterscheidungsvermögen für das, was wichtig ist im Leben. Wer, wie er, in das brechende Auge eines geliebten Weibes geschaut hatte, der besaß fortan den Maßstab für gut und schlecht, für groß und klein, für wertvoll und nichtig.

Dabei schwelgte er durchaus nicht im schmerzlichen Erinnern; mit vollem Bewußtsein war er auf

der Hut davor, daß die Toten wiederum Macht bekämen über ihn. In jenem Kultus, den manche mit geliebten Verstorbenen treiben, sah er ein Zeichen von Schwäche. Das schönste Denkmal, das man den Toten setzen konnte, war ein würdiges Leben.

Früher waren seine Tage reicher gewesen an Abwechslung, an aufregenden Erlebnissen, an intensivem Genießen; jetzt gab es für ihn lange Strecken, wo sich äußerlich nichts ereignete. Der Gang der Wirtschaft, die Jahreszeiten mit der Arbeit, die sie in Feld und Wald mit sich brachten, seine Stellung als Gutsherr, das war der Rahmen, in dem sich das Leben abspielte, gemächlich wie alles auf dem Lande, geräuschlos, anscheinend langweilig.

Viel nachhaltiger genoß er jetzt alles Gute als früher, drang tiefer ein in die Dinge, die ihm erst so ihren Sinn offenbarten. Wie viel Schönheit war nicht der scheinbar reizlosen Landschaft seiner Heimat eigen! Und so war es mit allem hier draußen auf dem Dorfe. Rauh war die Scholle, zähe die Menschen und schwer zugänglich; nur langem, treuem Werben um ihre Liebe eröffnete sich beides: die Scholle, wie die, welche darauf saßen.

Was war ihm ehemals der Landmann gewesen? In seinem Eigensinn, seinem Vorurteil, seinem tölpelhaften Wesen, ein Ärgernis! Nicht selten hatte er gedacht: diese Leute verdienen es nicht besser als sie es haben. Den Bauern Vernunft predigen galt

ihm nach einigen mißglückten Versuchen als Donquichotterie.

Jetzt wußte er auch das besser; auf solche Schädel, an denen alle gute Lehre abprallte, ja, die jedes Zureden nur noch verstockter machte, wirkte nur eines: das Vorbild.

In früheren Jahrhunderten war der Gutsherr alles für diese Unmündigen gewesen: Patron, Gerichtsherr, Arbeitgeber. Er hatte für sie gedacht, gehandelt, gesorgt, er hatte aber auch von ihnen gelebt; sie mußten ihm frönen mit dem, was sie besaßen, mit Leib, Leben, Gut, Familie, Vieh.

Und heutzutage! Die väterliche Gewalt des Gutsherrn war aufgehoben. Als freie Männer saßen die ehemaligen Hörigen neben ihm; nur durch den größeren Umfang der Äcker und einige wenige Vorrechte, die ein blasser Schatten waren ehemaliger Gewalt, unterschied er sich von ihnen. Mit der Fronpeitsche ließen sie sich nicht mehr regieren; sie wollten mit Vorsicht angefaßt sein, denn sie waren mißtrauisch und argwöhnten Bevormundungsabsichten.

Und dennoch konnte der Edelmann noch heute ein kleiner König sein; er war der geborene Führer auf dem Lande. Das Schwergewicht des Charakters gab schließlich auch hier den Ausschlag. Freiwillig mußten die Leute die Überlegenheit eines vornehmen Mannes anerkennen, auch wenn er nicht mehr ihr

Erb-, Lehn- und Gerichtsherr war. Viel mehr Wert hatte es, daß sie jetzt aus eigenem Antriebe kamen, seinen Rat einzuholen, als daß er ehemals kraft seiner Geburt in ihren Händeln Urteil sprach. So konnte er allmählich zurückerobern und in höherem Sinne gewinnen, was seine Vorfahren besessen hatten, und was ihnen ebensosehr Last und Fessel als Vorrecht gewesen war.

Und nicht bloß die Bauern und kleinen Leute kamen zu ihrem Gutsherrn mit allerhand Anliegen und Fragen, auch seine Standesgenossen blickten auf den Lamnitzer Hindorf als auf einen, dem man gern ein Amt anvertraute. Hindorf war sich darüber keinen Augenblick im unklaren, was es am letzten Ende zu bedeuten hatte, wenn ihm allerhand Ehrenämter übertragen wurden. Es ist nicht jedermanns Sache, ohne Entgelt arbeitsreiche und zeitraubende Geschäfte zu führen.

Er strebte nicht nach Ämtern, aber wenn sie ihm angeboten wurden, schlug er sie auch nicht aus; denn er meinte, daß in unsern Tagen der grundbesitzende Adel gut daran tue, nicht ohne Not in andre Hände übergehen zu lassen, was er noch an Prärogativen besitze. Wenn der Edelmann seine Stellung als Erster auf dem platten Lande behaupten wollte, mußte er sich regen und beweisen, daß ihm die Gabe zum Regieren nicht abhanden gekommen sei.

Die Menschen beehrten ihn mit einem Ver-

trauen, das er gar nicht suchte. Er sollte Allerweltshelfer sein; das war häufig genug recht lästig, so wenn Frau von Nettelmüller ihm zumutete, ihre verfahrenen Gutsangelegenheiten in Ordnung zu bringen, weil sie, wie sie sagte, keinen Menschen kenne, dem sie größeres Vertrauen schenke als ihm. An den überschwenglichen Dankesworten der Witwe lag ihm sehr wenig. Da waren ihm schließlich seine Bauern lieber mit ihrer derben, aber ernst gemeinten Offenheit; die fragten, wenn man ihnen einen Dienst erwiesen hatte, einfach: „Was bin ich schuldig?" Und wenn man die Belohnung ablehnte: „Das kann ich nicht verlangen; ich werd's ein andermal heimzahlen." Denn ein unklares Konto liebt der Landmann nun einmal nicht.

In Lamnitz war ein Mann, den Ernst Hindorf besonders gern mochte: der Gutsbesitzer Perle. Dieser alte Bauer hob sich unter seinen Standesgenossen als ein besonderer Charakter hervor. Perle hatte zwei Feldzüge mitgemacht, hatte auch sonst in jüngeren Jahren etwas von der Welt gesehen. Seit Jahrzehnten bereits war er Gemeindevorsteher in Lamnitz. Wenn Hindorf irgendeine Verbesserung einführen wollte, irgendeine Beschwerde hatte oder einen Wunsch der Gemeinde gegenüber, dann wandte er sich an den alten Perle. Diese Größe umgehen hätte bedeutet: jede Aussicht auf Erfolg von vornherein aufgeben. Perle war trotz seiner großen Intelligenz

in vielen Stücken ein echter Bauer geblieben. Nur ungern führte er Reformen ein; alles, was Geld kostete, haßte er instinktiv; Schritt für Schritt, nur nach zähem Kampf gab er den Forderungen der neuen Zeit nach. Trotzdem er königstreu war bis in die Knochen, blieben ihm die Regierung und das Beamtentum höchst verdächtig. Den Junker achtete er als einen ihm übergeordneten Stand, aber er blickte ihm auch scharf auf die Finger, stets auf der Hut vor Übergriffen von jener Seite. Für ein verständiges Wort in der rechten Form aber fand man den alten Perle immer empfänglich; und wenn er einmal für einen Menschen oder für eine Sache gewonnen war, dann hielt er ihnen auch unverbrüchliche Treue.

Man mußte den alten Knaben, der in den Sechzigen nicht mehr viel zu suchen hatte, auf seinem eigenen Hofe schalten und walten sehen, um von der ungebrochenen Bauernkraft, die in ihm wohnte, einen Begriff zu bekommen. Früh um vier Uhr im Sommer stand er auf und trieb die Knechte und Mägde zur Arbeit, griff aber selbst überall mit zu, als wäre er einer vom Gesinde. Nur Feiertags sah man ihn im Rocke, sonst immer in Hemdsärmeln. Die städtischen Sachen schienen ihn zu genieren, kleideten seine knochige Gestalt auch schlecht. Der breite Rücken hatte sich unter mancher Last ein wenig krummgezogen, doch konnte der alte Perle, wenn er im

Zuge der Kriegervereine, mit allen Medaillen auf der Brust, marschierte, noch höllisch stramm einherschreiten. Der große, runde Kopf war von überhängendem grauem Haar wie von einem Strohdach bedeckt. Das braunrote Gesicht zeigte wohl tiefe Linien, aber keine Runzeln und Fältchen; es sah aus wie aus Holz geschnitten, aber von keinem üblen Künstler entworfen. Nach alter Bauernart rasierte sich Perle nur einmal in der Woche, nämlich am Samstag, dann aber das ganze Gesicht. Die grauen, scharfen Augen lagen tief und besorgten das Lachen mit für den Mund, der immer in ernsten Falten lag. Die großen, ausgearbeiteten Gliedmaßen dieses Mannes glichen viel gebrauchten, aber durchaus noch nicht abgenutzten, klobigen Werkzeugen.

Durch die straff angespannte Haut sah man Sehnen, Adern und Muskeln in dicken Streifen und Bündeln liegen; von unnötigem Fleisch war auch nicht die Spur an dem ganzen hageren Körper zu entdecken.

Zum Schreiben und Lesen mußte sich der alte Perle einer Brille bedienen. Diese Beschäftigungen gingen ihm nicht ganz so flink von der Hand wie Ackern, Säen, Mähen und Dreschen; aber er brachte es immer noch fertig, die Rechnungen und Listen für die Gemeinde selbständig zu führen.

Hindorf liebte es, sich mit dem Gemeindevorsteher über die verschiedenartigsten Dinge zu

unterhalten, denn aus den Einwürfen dieses Mannes konnte man immer lernen. Der alte Perle war ein tüchtiger Landwirt, aber einer vom alten Schlage. Um so mehr freute sich Herr von Hindorf, zu bemerken, daß Perle anfing, ihm einige Sachen nachzuahmen. Hindorf hatte Maschinen eingeführt, wie sie früher niemals auf Lamnitzer Flur erblickt worden waren; er hatte neues Blut in seine Herden gebracht; einige edle Getreidearten waren mit Erfolg von ihm angebaut worden. Allen diesen Versuchen hatten die Bauern anfangs mit überlegenem Lächeln zweifelnd gegenübergestanden.. Nun ja, der Herr hatte ja Geld; mochte er es doch in solchen Experimenten verpulvern. Als sie jedoch die unleugbaren Erfolge seiner Neuerungen sahen, fingen die Aufgeweckten unter ihnen doch an, stutzig zu werden und nachzudenken. Hier und da fragte schon einer nach den Preisen der neuen Maschinen und der fremden Tiere oder bat um ein wenig von dem „neumodschen" Samen zur Probe. Perle war unter den ersten, die auch einmal ein Experiment wagen wollten.

Der Gutsherr hütete sich wohl, irgend etwas wie Triumph zu zeigen; er wußte, daß er damit die Bauern nur kopfscheu gemacht haben würde; sie mußten sich einbilden, daß sie selbst auf die Verbesserungen gekommen seien. Er glaubte zu erkennen, was dem Landmanne, nicht nur in seinem Dorfe,

nein, in der ganzen Umgegend, fehlte: der Unternehmungsgeist. Nicht daß die Leute faul gewesen wären, im Gegenteil: sie mühten sich redlich, rackerten sich ab von früh bis Abend. Aber man wirtschaftete noch ganz nach der Urväterweise; besonders die kleinen Leute schritten nicht fort.

Herr von Hindorf sann viel darüber, wie diesen Ärmsten in seiner nächsten Nähe zu helfen sei. Manch gutes Buch, das über diese Dinge geschrieben worden war, hatte er an einsamen Winterabenden durchgelesen. Die ausgezeichneten Ratschläge, die dort aufgestellt, die Systeme, die als unfehlbare Hilfsmittel angepriesen waren, konnte man nur leider nicht so schnell und so leicht in die Praxis umsetzen. Besonders wo man es mit dem Landvolke zu tun hatte, galt es, mit tausend natürlichen Hindernissen und mit dem verschrobenen Wesen einzelner zu rechnen. Die Bauern in irgendeiner Frage unter einen Hut zu bringen, war schwieriger als eine Herde störrischer Hammel zusammenzuhalten. Und doch war die einzige Rettung dieser Kleinen, daß sie sich zusammentaten; wie sie jetzt waren, jeder für sich wirtschaftend, aus der Hand in den Mund lebend, ohne Berechnung und Voraussicht in ihrer Wirtschaftsweise, glichen sie dünnen Stengeln, die jeder Wind knicken mochte. Wenn sie sich dagegen zusammentaten zu einer Einheit, dann konnten sie der Ausbeutung und Schädigung durch einzelne und den

Gefahren durch unvorhergesehene Krisen ganz anders gewappnet entgegensehen.

Es schwebte Hindorf die Gründung einer Genossenschaft vor, zunächst für Lamnitz, die Saatgut, Vieh, Düngemittel im großen einkaufen sollte, und die anderseits den Verkauf von Milch, Butter, Getreide, Heu in die Hand zu nehmen hätte. Doch war sich Hindorf wohlbewußt, daß er bei einer solchen Gründung durch Übereifer alles gefährden konnte. Diese Dinge mußten langsam reifen. Mit einem Mißlingen verlor er nicht nur das Vertrauen seiner Leute auf immer, auch der guten Sache wurde damit unabsehbarer Schaden zugefügt.

Der einzige Mensch, dem er bis dahin einiges von seinen Gedanken eröffnet hatte, war Perle. Gerade weil er wußte, daß dieser Alte der bedeutendste Gegner seiner Pläne sein würde, wollte er an ihm zuerst seine Kraft erproben. An Perles dem nüchternen Verstande und der Erfahrung entsprungenen Einwürfen konnte er am besten sehen, was an seiner Idee war.

So weit hatte er den Alten schon, daß er zugab, die Verhältnisse, wie sie jetzt bei den kleinen Landleuten bestünden, seien auf die Dauer unhaltbar. Diese Zwergbesitzer trieben eine grausame Düngerverschwendung, hielten nur geringes Vieh, das wenig Milch gab, benutzten die Kühe wo möglich als Zugtiere, säten geringes Saatgut aus, ließen sich von

gaunerischen Lieferanten übers Ohr hauen; manche von ihnen waren ganz in der Hand des Händlers, der von ihrer Milch den Rahm abschöpfte.

Alles das gab Perle zu, aber sein zäher, schwer zum Nachgeben zu bewegender Bauernverstand wollte sich noch nicht der Erkenntnis erschließen, daß für diese Schäden das Heilmittel im Zusammenschluß aller zu einer Genossenschaft zu suchen sei. Hindorf drängte sich dem Alten nicht allzusehr auf mit seiner Weisheit, wissend, daß der Bauer das nicht mag; er gab ihm dies und jenes zu lesen; dadurch hoffte er, die Ackerkrume langsam, aber sicher in die richtige Gärung zu bringen, um das Samenkorn aufgehen zu lassen. Perle, der dreißig Jahre älter sein mochte als Hindorf, und der bereits Söhne im Mannesalter besaß, durfte sich schon herausnehmen, dem gnädigen Herrn, den er als Knaben gekannt hatte, über mancherlei seine Meinung offen zu sagen. Ernst Hindorf ließ sich gerne von dem alten, erfahrenen Bauern beraten, dem der Mutterwitz hundertfach ersetzte, was ihm an Gelehrsamkeit abging. An Sonntagnachmittagen konnte man den Schloßherrn von Lamnitz und den Gutsbesitzer Perle nicht selten Seite an Seite sehen, wie sie durch die Felder schritten, Perle, mit kritischem Auge den Saatenstand und die Bestellung der Rittergutsäcker begutachtend. Kein Lob konnte Herrn von Hindorf stolzer machen als das Perles; denn die Erfahrung eines in Arbeit zugebrachten Lebens stand dahinter.

Hindorf nahm es dem Alten auch nicht übel, wenn er ihm Ratschläge gab, die sein Privatleben betrafen. Wiederholt schon hatte Perle dem Gutsherrn gesagt, er müsse wieder heiraten. „Der gnädige Herr sind jung," so ging gewöhnlich seine Rede; „da soll der Mensch nicht allein leben; daraus wird nie und nimmer etwas Gutes. Wenn ein Mann ein tüchtiges Weib gehabt hat, dann soll er sie betrauern, ein, meinetwegen zwei Jahre lang; das ist alles, was sein kann. Dann aber muß einer sich umsehen, daß er wieder eine neue Hilfe ins Haus bekommt. Allein sein frommt nicht, das ist bei allen Ständen das nämliche. Und gar wenn man gesegnet ist mit einem großen Besitz wie Herr von Hindorf, dann muß man an Nachkommenschaft denken. Der gnädige Herr sind noch jung, aber das Alter kommt wie der Dieb über Nacht. Man will doch wissen, für wen man sich geplagt hat; man will doch die heranwachsen sehen, die einmal an unsre Stelle treten werden, wenn wir die Hände sinken lassen. Nein, nein, der Herr von Hindorf möchten sich ernstlich umsehen nach einer Lebensgefährtin."

Ernst Hindorf widersprach nicht. Der alte Perle meinte es ja gut, hatte von seinem Standpunkte aus sogar recht; aber auch nur von seinem Standpunkte aus!

Inzwischen war ein Brief von Agathe Mildenau bei Anne Marie eingetroffen, in dem sie ihr unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitteilte, daß sie sich mit dem Legationsrat von Rängern verlobt habe.

Anne Marie war nicht allzusehr überrascht; nach Agathens letzten Briefen hatte sie das kommen sehen. Noch weniger war sie empört, wie jene anzunehmen schien; denn Agathe bat förmlich um Verzeihung wegen dieses Schrittes und beschwor die Freundin, ihr doch nicht das Vertrauen und die Liebe zu entziehen. Anne Marie fand es im Gegenteil gut, daß es so gekommen war, und sie mußte lachen über den Passus in Agathens Brief, worin diese gleichsam zur Beruhigung mitteilte, daß sie Egon das Versprechen abgenommen habe, niemals der Freundschaft etwas in den Weg zu legen. Bald darauf trafen die offiziellen Verlobungsanzeigen ein; auch die übliche Photographie des Brautpaares blieb nicht aus. Herr von Rängern erschien auf den Bildern als ein freundlich lächelnder, eleganter, junger Herr, von korrektester Haltung, mit sympathischen, nicht gerade bedeutenden Zügen. „Genau das, was für die gute Agathe paßt," dachte Anne Marie. Auch nicht die leiseste Regung von Eifersucht vermochte sie dem Manne gegenüber zu empfinden, der auf dem Bilde die Hand seiner Braut mit der Miene des glücklich Besitzenden festhielt.

Fürs erste würden sich die Mädchen nicht gleich

wiedersehen. Agathe sollte zu den Eltern ihres Bräutigams gehen, die in einer kleinen mitteldeutschen Residenz lebten, wo der alte Rängern ein Hofamt inne hatte. Weiterhin war ein Badeaufenthalt geplant, Agathe sollte ihre Gesundheit stärken; der Winter in Berlin hatte sie doch recht angegriffen. Die Hochzeit war für den Herbst festgesetzt.

Anne Mariens Aufenthalt in Kranzfelde neigte sich dem Ende zu. Mit der Jahreszeit, in der die Natur ein neues Gewand anlegt, kam auch für Frau von Nettelmüller die Periode, wo sie zur Verjüngung ihres Leibes ein Bad aufsuchte. Dies Jahr wollte die Witwe etwas Ernstes für sich tun; an ihren Kleidern war sie gewahr geworden, daß sie im Laufe des Winters bedenklich an Umfang zugenommen hatte; fett sein paßte jedoch gar nicht in ihr Programm für diesen Sommer, in dem sich, wie sie hoffte, Wichtiges für sie entscheiden sollte. In das Bad, über das sie sich mit dem Arzte geeinigt hatte, wollte sie die Nichte aber auf keinen Fall mitnehmen. Anne Marie, so wurde im Familienrate beschlossen, sollte vielmehr nach Baderwisch gehen, zu ihren Geschwistern.

Sie freute sich, das Nest Kranzfelde verlassen zu können und in das Haus, in dem sie ihre Jugend verlebt hatte, zurückkehren zu dürfen. Freilich unter ganz veränderten Verhältnissen sollte sie es wiedersehen. Horst hatte das Haus renoviert, und

was er etwa noch hatte bestehen lassen von dem Alten, das war der Neuerungssucht seiner jungen Frau zum Opfer gefallen, die irgendwelche Pietät für den traulichen Familiensitz nicht kannte. Was sie hier vorgefunden hatte an Möbeln und Hausrat, fand sie fürchterlich altmodisch oder, wie sie sich ausdrückte, „plunderig“ und verkaufte es an den Trödler.

An dem Dorfe wenigstens hatte die Neuerungssucht der jungen Schloßherrin nichts verändern können; da war alles beim alten Schlendrian geblieben. Anne Marie feierte ein frohes Wiedersehen mit manchem Freunde. In Baderwisch kannte sie ja jedes Haus, jeden Winkel. Mit einem Teil der jüngeren Leute hatte sie ja die Dorfschule besucht. Die Mädchen, ihre ehemaligen Spielgenossinnen, freilich fand sie entweder verheiratet oder in Stellung; Kinder hatten sie jedenfalls fast sämtlich.

Zwischen Horst und seiner Gattin hatte sich in der kurzen Zeit ihrer Ehe eine erstaunliche Wandlung des Machtverhältnisses vollzogen. Aurelie war eine verschüchterte, scheinbar ihrem Bräutigam tiefergebene Braut gewesen, die von dem Gedanken, Frau von Plessow werden zu sollen, ganz benommen erschien. Nachdem sie diese Würde erlangt hatte, waren mit einem Male ganz andre Seiten ihres Charakters zum Vorschein gekommen. Sehr schnell erkannte sie, daß sie des Geldes wegen geheiratet

worden sei; was sie etwa an Illusionen über Liebe und Glück in die Ehe eingebracht haben mochte, war ihr schon in den ersten Wochen des Zusammenlebens mit Horst auf Nimmerwiedersehen abhanden gekommen. Doch war Aurelie nicht die Person, deshalb zu verzweifeln. Sie besaß eine ziemliche Portion angeborener und anerzogener Nüchternheit. Es hieß für sie in erster Linie sich einrichten mit dem Lose, das sie gezogen hatte; es blieb ihr bei näherem Zusehen immer noch ein Überschuß von Angenehmem über das Unangenehme. Dafür aber, daß sie sich im Grunde hinters Licht geführt sah, rächte sie sich, indem sie ihrem Manne den Kaufpreis, für den sie seinen Namen erworben hatte, ihr Geld, fühlen ließ, wie und wo sie nur konnte. Der Verkehr zwischen den beiden glich einem steten Geplänkel von spitzen Bemerkungen, Anzüglichkeiten und Vorwürfen. Meist behielt Aurelie bei solchen Gefechten die Oberhand, denn sie war von Natur rücksichtsloser und hatte ein besseres Gewissen als der Gatte. Außerdem war Horst Plessow auch viel zu bequem, um es auf einen ernsthaften Bruch ankommen zu lassen. So kam es, daß schon nach Verlauf eines halben Jahres die Partie entschieden war. Er ließ ihr ihren Willen und war froh, wenn sie ihn wenigstens vor den Menschen nicht geradezu schlecht behandelte.

Es war für Anne Marie nicht leicht, sich in

die gänzlich veränderten Verhältnisse im Hause ihrer nächsten Verwandten zu finden. War es ihr damals schon schrecklich gewesen, daß ihr Bruder ein Fräulein Tubus heiratete, so kam es ihr noch viel schwerer an, die junge Frau jetzt als Herrin des Hauses schalten und walten zu sehen. Am bittersten aber war ihr die Erkenntnis, daß Horst von seiner Frau regiert werde. Sie hatte diesem Bruder niemals besonders nahegestanden, aber nun mußte sie ihn verachten als einen gänzlich aus der Art geschlagenen Plessow.

Zwischen Anne Marie und Aurelie herrschte ein steifes Verhältnis, man nannte sich zwar „du", küßte sich zum Morgen- und Abendgruß, sprach wohl auch miteinander so viel wie notwendig, aber das war auch alles. Anne Marie hütete sich, in den Zwistigkeiten der Gatten, die oft genug vor ihren Ohren ausgetragen wurden, Horsts Partei zu ergreifen; das hätte gerade gefehlt, daß sie die Schwäche ihres Bruders anerkannte, indem sie ihm beisprang. Korrektes Benehmen der Schwägerin gegenüber war die Haltung, die sie sich selbst vorschrieb, um einem Hineingezogen-werden in das eheliche Zerwürfnis zu entgehen.

Aurelie wußte ganz gut, daß die Schwägerin sie als Eindringling in die Familie betrachtete; dieses Bewußtsein machte sie nicht gerade freundlich gestimmt gegen Anne Marie. Doch war etwas in

dem Wesen und Auftreten dieses Mädchens, das der Berlinerin eine gewisse Scheu einflößte. Horst verspürte es angenehm, daß sich, seit er die Schwester im Hause hatte, Aurelie in den Äußerungen ihrer Launen doch etwas mehr zusammennahm.

Horst liebte es, seine Stellung als Ältester der Familie zu betonen. Den Geschwistern gegenüber spielte er sich gern als Wohltäter auf, stand ihnen mit Ratschlägen und schönen Worten bei, die ihm ja nichts kosteten. Der älteste Plessow war bei aller äußeren Schlaffheit gar kein unbegabter Mensch; er sah ziemlich scharf, hatte ein schnelles Urteil über andrer Menschen Schwächen und Fehler und besaß eine ziemliche Portion einschmeichelnder Beredsamkeit dort, wo es ihm darauf ankam, etwas für seine Zwecke zu erreichen.

Mit Anne Marie pflegte er auf Spaziergängen, oder wenn sie sonst unbelauscht waren, in väterlichem Tone über ihre jetzige Lage und über ihre Zukunft zu reden. Horst vertrat die Ansicht, die Schwester müsse heiraten; Anne Marie lachte ihn aus oder suchte ihn auf andre Dinge zu bringen. Aber Horst kam mit Hartnäckigkeit immer wieder auf die Behauptung zurück, gerade jetzt sei der richtige Moment für sie, unter die Haube zu kommen. Daß sie Eberhard abgelehnt habe, meinte er, sei ihm ganz recht gewesen, denn er liebe nun mal die Hindorfs nicht; außerdem könne sie eine ganz andre Partie

machen als einen Leutnant. Allzulange dürfe sie aber nicht mehr warten; mit neunzehn Jahren sei ein Mädchen ohne Mitgift noch jung; ein paar Jahre später schon zähle sie zur alten Garde.

Es war die ausgesprochene Absicht von Horst Plessow, ein Haus zu machen; aber obgleich er eigentlich alles dazu Nötige besaß: ein in allen Teilen modernisiertes Wohnhaus, Dienerschaft, Komfort, beeilten sich die Gäste nicht allzusehr, zu erscheinen. Aurelie war nicht beliebt in der Nachbarschaft; man fand, daß sie allzusehr Berlinerin geblieben sei, und daß sie die guten, alten Traditionen der Gegend über den Haufen werfe. Ihre Toiletten ärgerten die Damen; ihr Aufwand, hieß es, verderbe die Preise. Nach den Diners, wenn sich die Herren ins Rauchzimmer zurückgezogen hatten, saß die junge Frau von Plessow mit gelangweiltem Gesicht im Kreise der Nachbarsgattinnen. Jene sprachen dann von Verwandten und Familienbeziehungen, die der geborenen Tubus natürlich unbekannt waren. Aurelie suchte sich dadurch an dem blauen Blute zu rächen, daß sie ihre Verachtung der kleinen Verhältnisse, in denen die meisten guten Familien ringsum lebten, offen zur Schau trug.

So wurde Baderwisch ganz von selbst zu einem Hause, in dem vor allem Herren verkehrten. Die Junggesellen kümmerten sich sehr wenig darum, ob die Dame des Hauses auch den Ton der Gegend

treffe, hielten sich vielmehr an Küche und Keller, die exquisit waren. Es kam auch vor, daß Ehemänner erschienen und ihre Frauen wegen Unpäßlichkeit entschuldigten. Der Damenmangel bei den Baderwischer Festen wurde sprichwörtlich.

Viel verkehrten in diesem Hause die Kranzfelder Husaren, an der Spitze ihr Kommandeur. Manchmal kam Oberst von Chineck ganz allein zu Pferde an und erbot sich, die Herrschaften bei ihren Spazierritten zu begleiten. Horst Plessow hielt sich gute Pferde; seine Frau hatte auch Reitstunden genommen; aber es fehlte ihr das eigentliche Verständnis für Sport. Nach einigen Ausritten verlor Aurelie den Geschmack daran und überließ es in Zukunft Anne Marie, ihren Schimmel zu tummeln. Horst, der bei seinem üppigen Leben anfing, Fett anzusetzen, hatte auch die Lust verloren, in den Sattel zu steigen, und so kam es, daß Anne Marie meist allein mit dem Obersten ausritt.

Von vornherein hatte bei ihr jeder einen Stein im Brett, der von ihrem Vater nett sprach, und der Husarenoberst pflegte von dem Verstorbenen immer nur in Ausdrücken der höchsten Bewunderung und Verehrung zu reden. Chinecks ganze Art und Weise gefiel Anne Marie. In manchen Dingen erinnerte er sie direkt an ihren Vater.

Chineck war mit dem Pferde wie verwachsen. Er hielt auf Gäule, die zu seiner schlanken Figur

paßten, und war stets darauf bedacht, beim Reiten ein Bild zu machen.

Von Anne Marie Plessow wußte er, daß sie etwas von der Sache verstehe; gern zeigte er sich ihr hoch zu Roß.

Es war unter den Leutnants eine längst durchschaute und viel glossierte Tatsache, daß, wenn Fräulein von Plessow in der Nähe des Exerzierplatzes auftauchte, der Kommandeur meist auch nicht lange auf sich warten ließ. Dann nahm Chineck scheinbar nebenbei ein paar Hindernisse; ja, es wurde behauptet, daß das Regiment wiederholt habe klettern und schwimmen müssen, nur um dem Kommandeur Gelegenheit zu geben, sich an der Spitze seiner Husaren in schwierigen Situationen zu zeigen und seinen Schneid leuchten zu lassen. Daß Chineck trotz seiner grauen Haare imstande war, um eines Paars schöner Augen willen die tollsten Streiche auszuführen, war für niemanden, der seine Vergangenheit kannte, ein Geheimnis.

Es hatte einen Augenblick gegeben, in dem Anne Marie etwas Ähnliches wie Schwärmerei für den Obersten empfunden hatte, das war am Garnisonsjubiläum im Frühjahr gewesen. Seit fünfzig Jahren hatten die Husaren in Kranzfelde gestanden, und dieses Ereignis war durch eine Regimentsparade und ein Essen im Rathaus gefeiert worden. Zur Parade war Anne Marie mit ihrer Tante Nettel-

müller auf den Exerzierplatz gefahren. Da, als Oberst von Chineck auf seinem weißen Vollblüter das stolze Regiment zweimal an dem Brigadier, der die Parade abnahm, vorbeiführte, war es Anne Marie heiß und kalt über den Rücken gelaufen; da schien es ihr, als ob es auf der ganzen Welt nichts Schöneres gebe als diesen Mann mit der schlanken Figur, dem dunklen, martialischen Gesicht, in der pelzverbrämten Attila, auf seinem edlen Tier.

Wenn Chineck außer dem Sattel war, verlor seine Figur beträchtlich. Er war unproportioniert gebaut, der Oberkörper kurz, die Beine dünn und krumm, echte Säbelbeine. Sein Gesicht, das durch den Kolpak gehoben wurde, zeigte in der Nähe trotz des schönen, wohlgepflegten Schnurrbarts seine Unschönheit. Die Augen waren klein und nichtssagend, die Stirn fliehend, die Mundpartie entstellt durch aufgeworfene Lippen; nichtsdestoweniger galt Herr von Chineck für gefährlich. Es umschwebte ihn der Nimbus des Lebemannes, der einen Mann in den Augen unerfahrener Frauen oft interessanter macht als noch so viel bewährte Tugend.

Horst Plessow ließ in Gegenwart seiner Schwester hier und da scherzhaft warnende Bemerkungen fallen über den Schwerenöter Chineck. Anne Marie wußte auch, daß die Mütter der Gegend ihre Töchter vor dem Oberst hüteten. Es hieß, daß er in der Weinlaune ziemlich unberechenbar sei in seinen Bemerkungen und Witzen.

Anne Marie fand diese Bedenklichkeiten lächerlich. Angst haben vor einem Mann! — Sie wollte doch sehen, welcher Herr es wagen würde, ihr Dinge zu sagen, die sie nicht hören durfte!

Die Mildenaus waren wieder nach Drosselbach zurückgekehrt. Anne Marie wurde eingeladen herüberzukommen, um Agathens Bräutigam kennen zu lernen. Die Freundinnen hatten einige Tage für sich, ehe Herr von Rängern kam. Es war genau wie in früheren Jahren; die Mädchen schliefen zusammen, vertrieben sich die Zeit mit Spazierengehen, Luftkegel, Krokett, Kahnfahren, oder sie gingen ins Dorf und besuchten Agathens Freunde. Wenn nicht hin und wieder Frau von Mildenau eine Ausstattungsfrage aufs Tapet gebracht hätte, würde man kaum gemerkt haben, daß in wenigen Monaten Hochzeit sein sollte. Agathe hatte sich nicht ein bißchen verändert; Anne Marie fand, daß sie eigentlich noch zärtlicher geworden sei als vor der Verlobung.

Natürlich wurde viel von dem Bräutigam gesprochen. Agathe äußerte sich sehr offenherzig über Egon; sie rühmte seine Vorzüge, aber sie gestand auch ganz ehrlich, daß er Schwächen und Fehler habe. Anne Marie begriff die Freundin darin nicht; wie konnte man so nüchtern sein! Wenn man einen Mann so liebte, daß man sich entschlossen hatte,

die Seine zu werden, dann, meinte sie, müsse man vollständig aufgehen in einem Gefühl, das sie sich nicht stark und gewaltig genug vorstellen konnte. Ein Abwägen, Beobachten und Kritisieren dem Geliebten gegenüber erschien ihr wie Blasphemie.

Herr von Rängern kam, und Anne Marie fand, daß er genau das sei, was seine Photographie gesagt hatte: wohlerzogen, korrekt, steif, umständlich und fast etwas langweilig.

Anne Marie ahnte, daß sie Herrn von Rängern nicht besonders gefalle. Wahrscheinlich hatte Agathe ihm sehr viel und mit überschwenglichen Ausdrücken von der Freundin vorgeschwärmt und ihn dadurch von vornherein in Opposition gebracht gegen diese Rivalin. Zwar gab er sich die größte Mühe, Fräulein von Plessow gegenüber liebenswürdig zu sein, aber sicherlich kam ihm das nicht von Herzen. Anne Marie hatte das deutliche Gefühl, daß er sie im Grunde verwünsche; Agathe wiederum verlangte, daß die beiden sich nett finden, wo möglich warme Freundschaft schließen sollten, und war sehr enttäuscht, als sie da sowohl bei ihm wie bei ihr auf hartnäckigen Widerstand stieß. Für einen warmherzigen Menschen wie Agathe Mildenau war es schwer zu verstehen, und schmerzlich einzusehen, daß zwei Personen, die sie liebte, deshalb noch lange nicht sich ebenfalls lieben und verstehen wollten. Die Kühle, die zwischen Anne Marie und Herrn von

Rängern herrschte, bedeutete der Braut ein stetes Kümmernis; es war das erste Gewölk, das den bis dahin völlig heiteren Himmel ihres Brautstandes trübte.

In dieser Zeit kam auch die Nachricht von Berlin, daß Eberhard Hindorf sich verlobt habe. Anne Marie wunderte sich selbst darüber, wie wenig Eindruck ihr die Nachricht machte; jedenfalls, meinte sie, hätten die Mildenaus keinen Grund gehabt, ihr dieses Ereignis mit einer gewissen Schonung mitzuteilen.

Die Braut war eine Komtesse Riedenhaus. Agathe hatte sie in der Berliner Gesellschaft gesehen, wo sie zu den zehn schönsten Mädchen gerechnet wurde. Ganz jung konnte sie nicht mehr sein, denn sie ging in Berlin bereits den dritten Winter aus, und vorher hatte sie schon verschiedene Kampagnen an süddeutschen Höfen durchgemacht. Geld, hieß es, besitze sie nicht. Man wunderte sich, wovon das Paar zu leben gedächte. Wahrscheinlich würde der Lamnitzer Hindorf aushelfen müssen. Aber dann wieder verbreitete sich die Nachricht, Ernst Hindorf sei unzufrieden mit der Partie. Kurz, diese Verlobung gab der Nachbarschaft viel Stoff zum Kopfzerbrechen.

Obgleich Baderwisch und Lamnitz so nahe beieinander lagen, bestand zwischen den beiden Häusern so gut wie kein Verkehr. Nur Sonntags in der

Kirche sah man sich; das war alles. Die Güter besaßen eine lange Grenze; sie wurde durch einen Bach gebildet, der in einem schmalen Wiesentale hinlief. Langhin an dem Wasserlaufe standen alte, herrliche Eichen, wenigstens auf Hindorfscher Seite. Auf Plessowscher waren sie unter Edes Regiment gefällt und zu Geld gemacht worden. Die Fischerei in diesem Bachlauf war gemeinsam; ebenso existierte ein alter Vertrag zwischen den Gütern, daß man sich die Wildfolge für angeschossenes Wild über die gemeinsame Grenze gegenseitig garantiere. Alle diese Einrichtungen hätten Anlaß geben können zu besonders festem Zusammenhalt, bildeten aber, wie die Menschen nun einmal sind, nur ebensoviel Anlässe zu Reibungen.

Neuerdings wurden die Möglichkeiten zu Differenzen, die schon reichlich genug vorhanden waren, noch um eine vermehrt. Horst Plessow hatte nämlich den Inspektor engagiert, der von Ernst Hindorf entlassen worden war. Der Mann räsonierte auf seinen früheren Dienstherrn, und Plessow, statt ihm den Mund zu verbieten, hörte sich an, was nur zu sehr nach seinem Geschmack war. Von seinem Vater hatte Horst das scharfe Mundwerk geerbt; doch war des Alten Schnoddrigkeit liebenswürdiger gewesen, weil der ganze verteufelt ungenierte Ede dahinter stand und seine schlechten Witze auch mit der Pistole vertrat, während der Sohn seine Pfeile nur aus gedeckter Stellung abschoß.

Anne Marie bekam im Hause ihres Bruders viel Ungünstiges über den Lamnitzer zu hören. Sie konnte nicht beurteilen, wieweit alles das wahr sei, was Horst von ihm behauptete: daß seine politische Gesinnung eine höchst zweifelhafte, daß er sich mit allerhand Dingen befasse, von denen er nichts verstehe, daß er unzuverlässig und hochmütig sei. Sie glaubte dem Bruder nicht. Eher war sie geneigt, aus dem, was hinter Herrn von Hindorfs Rücken Häßliches verbreitet wurde, sich eine günstige Meinung von ihm zu bilden.

Wenn er Sonntags in seine Loge trat (die der Plessowschen gerade gegenüberlag), war es um ihre Aufmerksamkeit für den Gottesdienst geschehen. Sie dachte dann: „Ob er jetzt herüberblickt?" Dann wieder: „Sollst du ihn ansehen? Vielleicht wird er dann grüßen." Oder sie sann darüber nach, warum er eigentlich so oft zur Kirche gehe; sie wußte doch aus ihrer eigenen Familie, wie schwer es war, die Herren dazu zu bewegen. Vielleicht ging er aus Langweile. Wie bitter einsam mußte es überhaupt für ihn sein in Lamnitz! Er war kein Reiter und auch nicht passionierter Jäger. Horst behauptete ja von ihm, er studiere die Nächte durch und davon kämen seine verrückten Ideen. Ob er seine Frau geliebt hatte? Manche Leute behaupteten es; andre, wie Horst, sagten, er habe sie nur des Geldes wegen geheiratet, und seine Trauer um sie

sei nichts als Tuerei. Aber er hatte so gar nichts vom Schauspieler an sich. Wenn man ihn in der Lamnitzer Loge sitzen sah, wie sich sein Kopf scharf umrissen gegen die weißgetünchte Wand abhob, erschienen seine Züge ernst und männlich. Er hatte eigentlich nichts zum Verlieben an sich; für ihn schwärmen, so auf zehn Minuten bloß, wie man es wohl für einen netten Herrn konnte, nach dem Soupertwalzer oder wie damals für Oberst von Chineck bei der Parade, das wäre ihr Ernst Hindorf gegenüber undenkbar gewesen. Ganz andre Gefühle erregte er in ihr, etwas wie ein unbegrenztes Vertrauen, etwas wie den Wunsch, gut zu sein, etwas wie das Verlangen, ihm nahe zu sein, in seinem Leben etwas zu bedeuten. Anne Marie legte sich ganz offen die Frage vor: Was war es denn? Was zog denn immer wieder ihre Blicke mit geheimer, unwiderstehlicher Macht nach jenem Logenfenster ihr gegenüber, wo sich die Silhouette seines Kopfes von der hellen Wand dahinter abhob? Warum horchte sie während des Gesanges auf die schöne, sonore Tenorstimme, die von da drüben durch die kleine Kirche deutlich zu ihr herüberklang, mit einer Aufmerksamkeit, die sie oft das Mitsingen vergessen machte?

Das Kirchgehen war im Baderwischer Hause nicht sehr Mode. Horst war zwar Patron und ließ sich darum bei hohen Festen im Gotteshause blicken,

um der Leute willen, und weil es zur guten Gesinnung gehörte, die Kirchlichkeit zu unterstützen; an den gewöhnlichen Sonntagen aber schickte er lieber die Damen, sich die Predigt anzuhören. Aurelie aber machte sich auch nichts aus dem „frommen Salat". Sie war in freisinnigen Anschauungen aufgewachsen und fand außerdem das Baderwischer Kirchlein mit seinen hölzernen Emporen, niedriger Decke und dem Bauerngeruch, der darin herrschte, einen fürchterlichen Aufenthalt.

So kam es nicht selten vor, daß Anne Marie als einziges Glied des Plessowschen Hauses des Sonntags zur Kirche ging, und Horst verfehlte dann nicht, bei Tisch ihren frommen Eifer zu beloben.

Die Hochzeit in Drosselbach fand im Herbst statt, nachdem die Manöver vorüber waren. Kammerherr und Frau von Mildenau wollten eine große Festlichkeit, bei der gezeigt werden sollte, was das Haus vermöge; war Agathe doch das einzige Kind, das sie zu vergeben hatten.

Nicht weniger als sechs Brautjungfern sollten der Braut zum Altare folgen; Anne Marie Plessow war die erste. Ihr Führer sollte der einzige Bruder des Bräutigams, Hauptmann von Rängern vom Generalstab, sein.

Für den Polterabend waren große Dinge geplant. Die Husaren tanzten eine Zigeunerquadrille.

Ein Theaterstück sollte aufgeführt werden; außerdem waren noch allerhand Einzeldarstellungen geplant.

Anne Marie mußte überall mitwirken. An der Spitze von einigen Drosselbacher Bauernmädchen, die dem Gutsfräulein im Dorfe hergestelltes Leinen überreichten, sollte sie als Dolmetscherin auftreten. Sie war von den Mädchen selbst darum angegangen worden, die sich vor dem Sprechen genierten. Anne Marie hatte, so gut sie konnte, ein Paar Verse für den Zweck gemacht, die sie im Dialekt der Gegend sprechen wollte. Aber auch die Husaren verlangten, sie müsse ihre Quadrille mittanzen; ohne sie gehe es nicht. Und schließlich mußte sie auch noch bei dem Theaterstück einspringen. Marka Weudena sollte da eigentlich die Rolle der eifersüchtigen jungen Frau geben; ihr Partner war Job Plessow. Aber es stellte sich bei den Proben heraus, daß Marka vollständig unfähig sei, eine Rolle zu behalten, vom Agieren ganz zu schweigen. Sie sah es selbst ein und legte kurz vor der Generalprobe die Rolle nieder. Die ganze Aufführung drohte daran zu scheitern. Da wurde im letzten Augenblick Anne Marie als Helferin herangeholt, und alle Welt war sich darüber einig, daß durch ihr Mitwirken aus dem Schwank überhaupt erst etwas Lebendiges wurde.

Sie war unbedingt die Königin des Polterabends und empfand das mit Stolz. Sie wußte,

daß sie die sämtlichen Mädchen der Umgegend, die Weudenas, und wie sie heißen mochten, ausstach. Die einzige junge Dame, die mit ihr rivalisieren konnte, war eine Fremde, Komtesse Riedenhaus, Eberhard Hindorfs Braut. — Das Wiedersehen zwischen Eberhard und Anne Marie war so glatt und scheinbar ohne alle Hintergedanken wie nur möglich. Selbstverständlich sah sich Anne Marie die Komtesse mit besonderen Augen an und war sich dabei bewußt, auch von ihr mit kritischen Blicken gemustert zu werden. Eberhard Hindorf hatte, was die äußere Erscheinung seiner Auserwählten betraf, keinen schlechten Geschmack entwickelt. Die Komtesse war eine große, schlanke Erscheinung, mit langem, schmalem Gesicht, das, im Profil gesehen, besonders schön wirkte; en face störten ihre hochgezogenen Augenbrauen den Gesamteindruck etwas. Sie hatte Haltung, Gang und Sprechweise einer Dame der großen Welt. Man mußte sie neben einer Person wie Marka Weudena sehen, die in ihrer Art auch eine Schönheit war, um ihre ganze Überlegenheit zu erkennen. Anne Marie konstatierte sofort, daß die Komtesse unzweifelhaft große Mittel besitze, Figur, Teint, Haar, daß diese Mittel aber auch auf das raffinierteste zur Geltung gebracht waren. Sie war für dieses ländliche Fest entschieden zu großartig angezogen; ihre Toilette stach alle andern an Pracht aus. Weniger wäre in diesem Falle

mehr gewesen. Sie sah nicht wie ein junges Mädchen aus. Ihr Alter schien überhaupt schwer zu definieren, und möglicherweise hatten jene recht, welche behaupteten, Komtesse Riedenhaus sei um ein Jahr älter als Eberhard Hindorf. Unbestreitbar waren die beiden ein stattliches Paar. Die Komtesse verhielt sich sehr reserviert, tanzte den ganzen Abend nur mit ihrem Bräutigam und saß im übrigen bei ihrer Mutter, einer großen, unzufrieden dreinblickenden Dame mit hochmütigem Gesichtsausdruck, die eine um zwanzig Jahre ältere Ausgabe ihrer Tochter darzustellen schien.

Diese beiden Damen brachten ein fremdes, kaltes Element in die Gesellschaft; im übrigen herrschte jener Ton ungezwungener Gemütlichkeit, wie er nur zwischen Menschen von ungefähr gleicher Lebenslage aufkommen kann. Anne Marie mußte an die Hochzeit von Horst und Aurelie denken mit ihrer unglücklichen Gesellschaftsmischung; auch Doktor Tubus fiel ihr ein, der damals ihr Partner gewesen war. Der Herr, der diesmal sie führte, war für sie auch der Vertreter einer ihr bis dahin unbekannten Menschengattung. Hauptmann von Rängern gehörte zur Klasse der gelehrten Offiziere. Er war in Erscheinung und Auftreten ausgesprochener Bureaumensch. Für Anne Marie Plessow aber war bisher der Husar der typische Soldat und der Kavallerist überhaupt der einzig mögliche Tänzer gewesen. Der

Generalstäbler war seinem Bruder, dem Legationsrat, sehr ähnlich; auch im Wesen, das sah Anne Marie auf den ersten Blick. Sehr wohlerzogen und korrekt, aber langweilig. Er tanzte schlecht, und Anne Marie, die er zum Souperwalzer engagiert hatte, war froh, daß sie ihm in einem fort zu Extratouren entführt wurde.

Der Lamnitzer Hindorf, der sonst nicht in Gesellschaften, wo getanzt wurde, zu gehen pflegte, hatte seiner Nichte zu Ehren von dieser Regel eine Ausnahme gemacht. Anne Marie sah ihn, während sie Theater spielte, als sie von der kleinen Bühne herab einen Blick ins Publikum warf, unter einer Anzahl Herren am andern Ende des Saales stehen. Beinah hätte das Bewußtsein, daß er sie sehe, sie aus dem Konzepte gebracht. Die Rolle, die sie zu spielen hatte, kam ihr mit einem Male so läppisch vor. Sie konnte nur immer denken: „Was wird er dazu sagen? Welchen Eindruck machst du ihm?" — Auch die ganze Zeit über, als sie den Czardas tanzte, wurde sie ähnliche Gedanken nicht los. Das Bewußtsein, daß er in der Nähe sei, daß sein Blick auf ihr ruhe, auf ihrem Kostüm, ihren Bewegungen, daß er sie vielleicht mißbillige, hatte etwas tief Beunruhigendes für sie, und sie mußte alle Energie zusammennehmen, um nicht aus den einstudierten Rollen zu fallen.

Während des ganzen übrigen Festes sah sie

dann wenig von ihm. Als sie in einer Tanzpause durch ein Nebenzimmer kam, saß er dort mit dem alten Weudena von Dromsdorf, in eifriges Gespräch vertieft. Als Damenengagement angesagt war, erschien er einen Augenblick unter den Tanzenden; seine zukünftige Schwägerin, Komtesse Riedenhaus, hatte ihn dem Herrenzimmer entrissen.

Das Fest endete mit einem brillanten Kotillon, der sich bis tief in die Morgenstunden hinein ausdehnte.

Anne Marie war in einer ihr ganz neuen, aufgeregten Stimmung. Die Aufführungen waren anstrengend gewesen; viermal hatte sie Toilette wechseln müssen an diesem Abend. Dann das Souper mit Champagner und nun das Tanzen. Sie hatte das Gefühl, als sei sie eigentlich furchtbar müde; aber sie hätte sich geschämt, das einzugestehen. Tanzen, nur immer tanzen! Sowie sie aufhörte, das fühlte sie, würde sie zusammenbrechen. Es war, als wollte sie etwas in sich übertäuben, einen Schmerz, eine Enttäuschung, eine große Ungeduld. Ein paarmal, in den Pausen, wenn ihr Tänzer sie gerade nicht unterhielt, hatte sie das Gefühl, laut aufweinen zu müssen. Sie biß dann die Zähne zusammen und machte irgendeine komische Bemerkung. Ihr Partner lachte, und die Unterhaltung war wieder im Gange.

Wiederholt hatte Oberst von Chineck sie zu Extratouren geholt. Beim Kotillon, den sie mit

dem Regimentsadjutanten tanzte, hatte der Kommandeur sich ihnen beigesellt. Der Adjutant tanzte vor und war darum viel beschäftigt; Chineck vertrat ihn bei der Tänzerin.

Sie saß auf einem Rohrstuhl, der Oberst hinter ihr; über ihnen hingen Zweige von irgendeinem Gewächs, mit denen der Raum dekoriert war. Chineck sprach im Flüstertone zu ihr; er sagte ihr allerhand grobe Schmeicheleien über ihr Spiel und ihr Tanzen. Sie empfand es auf einmal mit Scham, daß sie dekolletiert war; den ganzen Abend hatte sie daran noch nicht gedacht. Sie drehte ihren Stuhl ein wenig, um dieser peinlichen Situation etwas zu entgehen. Dabei blickte sie in Chinecks Gesicht, das ihr ganz nahe war. Es war ihr noch niemals aufgefallen, daß er so häßlich sei. Ein gieriger Ausdruck lag in seinen Zügen. Hatte er zuviel getrunken, daß er sie so anstarrte mit unruhig glänzenden Augen, feuchten Lippen und dunkelgeröteten Wangen? Widerlich! Sie bat ihn, ihren Schal zu holen, der irgendwo in einem Nebenzimmer liegen müsse, da sie sich zu erkälten fürchte. Chineck kam nach einiger Zeit wieder und brachte das gewünschte Tuch. Anne Marie legte es um ihre Schultern. „Schade!“ flüsterte der Oberst und nahm wieder hinter ihr Platz. Sie war von Herzen froh, als der Kotillon endlich sein Ende nahm.

Der Polterabend hatte an einem Sonnabend stattgefunden. Am Montag sollte Hochzeit sein. Der Sonntag dazwischen war zur Erholung bestimmt.

Anne Marie wohnte in Drosselbach für die ganze Dauer der Hochzeit. Außer ihr gehörten zum Hausbesuch Gräfin Riedenhaus mit Tochter, Eberhard Hindorf und die Gebrüder von Rängern. Viele andre Gäste waren auf den Gütern der Nachbarschaft untergebracht.

Am Sonntagmorgen wurde sehr lange geschlafen. Erst gegen Mittag erschienen die Damen zum Frühstück, aber dann fuhren auch schon Gäste vor. Nachmittags konzertierte die Husarenkapelle im Park von Drosselbach. Zwischen den Dorfleuten, denen die Anlagen geöffnet waren, bewegten sich Neugierige aus der Umgegend und einzelne zur eigentlichen Gesellschaft Gehörige, die das Bedürfnis empfanden, sich bei der Bevölkerung populär zu machen. Um sechs Uhr nachmittags war Diner. Mit Hilfe eines Berliner Kochs vermochte das Drosselbacher Haus den außerordentlichsten Anforderungen zu genügen. Gegen Abend entfernten sich dann die auswärtigen Gäste. Man sah ein, daß den Wirten und dem Brautpaar für den bevorstehenden Hochzeitstag Ruhe gegönnt werden müßte.

In den Nachmittagsstunden war Ernst Hindorf wieder herübergekommen. Er wollte der Schwester

mit Wagen, Pferden, Kutscher, Diener und Silber aushelfen. Auch er würde im Hause übernachten.

Punkt zehn Uhr müsse alles im Bett sein, hatte Frau von Mildenau erklärt, schon damit die Dienerschaft in dieser Nacht zur Ruhe komme. Die Stunde, die bis dahin noch war, verbrachte man im großen Gartensalon, der nach dem gestrigen Ball wieder eingeräumt war.

Man saß in kleinen Gruppen an den verschiedenen Etablissements des großen Raumes beieinander. Das Ehepaar Mildenau mit der Gräfin Riedenhaus, das Brautpaar Hindorf-Riedenhaus für sich, während Agathe verlangte, daß Anne Marie bei ihr und ihrem Bräutigam bleiben müsse. Ernst Hindorf und Hauptmann von Rängern hatten im Nebenzimmer eine Zigarre geraucht und kamen jetzt in den Gartensaal, sich nach Plätzen umsehend. Die Komtesse erhob sich halb von ihrem Platze und wies auf einen Stuhl neben sich. Dieser Wink galt natürlich dem Lamnitzer. Herr von Hindorf jedoch schien übersehen zu haben, daß er dort gewünscht wurde, wie es denn überhaupt auffiel, daß er das Entgegenkommen, welches die zukünftige Schwägerin ihm erwies, mit ziemlicher Kühle erwiderte. Hauptmann von Rängern aber bezog die Einladung der schönen Komtesse auf sich und nahm neben ihr Platz.

„Er wird zu den alten Leuten gehen!“ dachte Anne Marie klopfenden Herzens bei sich; ihren

Augen war diese kleine Szene nicht entgangen. Aber der Lamnitzer kam direkt auf sie zu und setzte sich neben sie, mit der unverkennbaren Absicht, sich mit ihr zu unterhalten.

Ernst Hindorf sagte ihr, wie sehr ihm das Gedicht gefallen habe, das sie am Polterabend gesprochen, als sie an der Spitze der Bauernmädchen die Leinwand überreicht hatte. Er bewundere es, wie sie darin den Ton der Gegend getroffen habe. Das sei echt gewesen und zum Herzen gehend.

Anne Marie war für den ersten Augenblick ganz benommen über das Lob für eine Leistung, auf die sie selbst gar keinen Wert legte. Diese Verse hatte sie spielend gemacht, zufällig gleichsam; kaum daß sie sich viel dabei gedacht hatte. Daß sie „echt" seien, war ihr ganz neu. Sie hatte auch gar nicht bemerkt, daß Herr von Hindorf Zeuge davon gewesen war, als sie sie aufsagte.

Sein Lob tat ihr unaussprechlich wohl, und dennoch hatte sie das Bedürfnis, ihn nichts von ihrer Genugtuung merken zu lassen. Sie sagte, es sei am Ende kein Wunder, daß sie den Dialekt der Gegend beherrsche: sie wäre ja als Kind halb und halb mit der Dorfjugend aufgewachsen.

Herr von Hindorf kam dadurch auf die Baderwischer Leute zu sprechen; er kannte das Nachbardorf gut. Es fand sich, daß man unter den Dörflern viele gemeinsame Bekannte besaß.

Es war Anne Marie immer als selbstverständlich erschienen, wenn sie zu Hause war, ihre alten Freunde im Dorf aufzusuchen. Sie hatte sich niemals eine Lebensaufgabe daraus gemacht; es war ihr mehr eine Unterhaltung gewesen. Ebenso wie sie im Pferdestall Bescheid wußte, kannte sie auch die Hütten der kleinen Leute; das gehörte eben zum Landleben; sie wußte es nicht anders.

Es war zum ersten Male in ihrem Leben, daß sie zu jemandem ihresgleichen ernsthaft über solche Fragen sprach. Horst pflegte die Dorfleute nur immer ins Lächerliche zu ziehen. Frau von Nettelmüller verachtete sie als elendes Pack, und Aurelie rümpfte erst recht die Nase über das Landvolk. Daß man mit Liebe von ihnen reden könne, ja, mit Achtung, war für Anne Marie etwas Neues. Inzwischen hatte Agathe sich erhoben und auch ihrem Bräutigam einen Wink gegeben, ihr zu folgen, so daß die beiden jetzt allein waren.

Ernst Hindorf kam dann auf irgendwelchen Umwegen des Gesprächs auch auf Beobachtungen zu sprechen, die er in andern Ländern über das Landvolk gemacht hatte. Er sprach vom russischen Muschik, vom norwegischen Bauer, vom nordamerikanischen Farmer.

Anne Marie war sehr stolz darauf, daß er so zu ihr sprach, daß er sie so ernsthaft nahm. Was er sagte, war sicherlich sehr treffend, ja, bedeutend;

aber daß er es gerade ihr erzählte, ihr allein, nicht etwa zu der ganzen übrigen Gesellschaft sprach, erschien ihr viel wichtiger.

Sein Ton hatte so etwas Überzeugendes, Sicheres und Beruhigendes. Sie würde ihm die unwahrscheinlichsten Dinge geglaubt haben. Wie lauschte sie diesem sonoren, männlichen Organe mit tiefstem Entzücken! Es hatte etwas wie Orgelklang in der Kirche. Sie hütete sich, darauf zu erwidern. Reden war ja gar nicht nötig. Eine Unterhaltung im gewöhnlichen Sinne war das doch nicht, wenigstens für sie nicht. Etwas Symbolisches lag darin, das auf größere Dinge hinauswies. Mit geheimem Bangen sah sie den Zeiger drüben an der Pendule auf zehn Uhr rücken.

Und seine Augen! Es war ihr, als seien sie selbständige Wesen, als hätten sie ein Leben ganz für sich. Ihre Sprache wirkte noch ganz anders, bedeutungsvoller, ergreifender auf sie als das, was sein Mund sagte. Es lag nichts eigentlich Beobachtendes in seinem Blick und doch etwas Verstehendes. Man hatte diesem Manne gegenüber das Gefühl, er sehe einen durch und durch. Und doch wieder war nichts in dem Blicke, wovor man sich hätte ängstigen müssen. Vorige Nacht, als Chineck sie so dreist angestarrt hatte, war ihr gewesen, als entkleide sie dieser Männerblick. Diesen Augen gegenüber fühlte man sich geborgen. Es lag ein so tiefes

Mitgefühl, ein stilles, melancholisches Begreifen aller Dinge und aller Wünsche darin.

Wie konnte ein Mensch solche Macht ausüben, ein Mann noch dazu, ein wildfremder Mann! Sie hatte gelesen, daß es solche Mächte gebe, gefährlicher Natur, unheimliche Einflüsse, denen man machtlos hingegeben war. Aber das hier war nichts Schlechtes, nichts Widernatürliches; eher war es etwas Frommes, Geheiligtes. Wieder, wie schon manchmal in der Kirche von Baderwisch, wenn sie ihn in der Loge gegenüber wußte und das Gefühl seiner Nähe hatte, kam der Wunsch über sie, gut zu sein, weiter nichts: nur gut zu sein! — —

Die Pendule auf dem Kaminsims verkündete mit feinen, gedämpften Schlägen die zehnte Stunde. Frau von Mildenau erhob sich. Das war das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch.

Anne Marie hörte, wie Agathe ihr ins Ohr flüsterte: „Ich komme dann noch zu dir." Sie sah, wie dann die Braut herumging, wie alle ihr bedeutungsvoll die Hand gaben, wie die Frauen sie besonders zärtlich und lange umarmten. In Herrn von Mildenaus Augen blinkten Tränen, als er die Tochter, die sich vor ihm verneigte, aufs Haar küßte. Der Bräutigam stand mit Armersündermiene daneben. Schließlich verließ Agathe, begleitet von ihrer Mutter, das Zimmer. Das alles sah Anne Marie, aber es war ihr, als geschehe es nur im Traume.

Die Gräfin-Mutter mit ihrer Tochter schickte sich ebenfalls an, sich zurückzuziehen. Anne Marie sagte ein flüchtiges „Gute Nacht!“ und eilte auf ihr Zimmer.

Sie entkleidete sich, machte ihr Haar — alles, wie sie es gewohnt war; aber das Gefühl des Traumhaften wich nicht von ihr.

Daß sie nicht schlafen würde, wußte sie im voraus. Auch in der vorigen Nacht war sie erst spät zur Ruhe gekommen. Die Aufregung des Balls hatte ihr wie ein Fieber im Blute gelegen. Sie war Chinecks gerötetes Faunengesicht mit den gierigen Augen nicht aus ihren Visionen losgeworden.

Aber heute stand es ganz anders um sie. Als sie jetzt im Bette lag, klopfte ihr Herz so gewaltig, daß es ihr war, als müsse man es hören durch die stille Nacht. Sie fühlte sich wie verzaubert. Ganz still lag sie, die Hände über der Decke gefaltet, starrte mit weit offnen Augen ins Dunkel. Aber es schien ihr, als sei um sie her Licht, hellstes Licht, und aus der Ferne hörte sie Töne. So etwa mußte das Meeresrauschen klingen, das sie in ihrem Leben niemals gehört hatte, so leidenschaftlich, gewaltig, ergreifend.

Sie lebte das ganze Gespräch, das sie eben mit Ernst von Hindorf gehabt hatte, noch einmal durch. Aber es ward alles in eine höhere, fast überirdische Sphäre gehoben in ihrer Erinnerung. Es waren

seine Worte, seine Stimme, seine Züge, seine Augen, die sie sah und hörte, aber er wie sie waren verwandelt, befanden sich irgendwo in einem Lande größerer Freiheit, reinerer Schönheit, wo jedes Wort, jeder Blick eine tiefere Bedeutung erhielt. Dort galten andre, freiere Gesetze als hier. Dort durfte sie ihm ungescheut in die Augen blicken, dort durfte sie dem tiefen Bedürfnisse der Seele folgen, seine Hände gegen ihr Herz drücken und sie küssen.

O wenn Agathe doch nur nicht kommen wollte! Wenn sie doch nur hätte allein bleiben können! Allein mit ihren Gedanken!

Niemand sollte darum wissen, auch Agathe nicht, wie es um sie stand. Niemand konnte ja die Größe dessen begreifen, was sich in ihr vollzog. Mit gewöhnlichen Worten, wie sie die Menschen brauchten, um etwas zu erklären oder zu beschreiben, konnte man davon gar nicht sprechen. Selbst das Wort „Liebe" erschien ihr zu klein, zu matt für das, was sie empfand. Es war ein Gefühl von Vergehen-wollen, von Hinsinken-müssen, von willigem Sich-beugen und inbrünstigem Niederknieen vor dem Einzigen.

Aber Agathe kam dennoch. Leise tat sich die Tür auf, leise schloß sie sich wieder; unhörbar fast kam eine weiße Gestalt auf Anne Mariens Bett zu und ließ sich auf dem Stuhl neben ihr nieder.

„Ich konnte nicht eher kommen," flüsterte

Agathe. „Verzeihe nur! Aber die Mutter wollte sich heute gar nicht von mir trennen. Sie war so gerührt, die gute Mutter, wie ich sie gar nicht kenne. Allerhand Ratschläge hat sie mir noch gegeben. Sie würde sehr böse sein, wenn sie wüßte, daß ich noch bei dir bin."

Anne Marie erwiderte nichts darauf.

„Wenn doch nur erst der morgige Tag überstanden wäre!" seufzte Agathe. „Egon geht es gerade so wie mir. Er sagte vorhin: ‚Es ist gut, daß man nur einmal getraut wird im Leben.'"

„Das will eine Braut sein!" dachte Anne Marie bei sich.

„Was ist dir?" fragte Agathe und suchte der Freundin Hand zu streicheln.

„Nichts! Ich glaube, ich bin müde," entgegnete Anne Marie.

„Laß mich ein wenig zu dir," sagte Agathe. „Es ist ja das letzte Mal. Morgen — — — ach, Anne Marie, ich freue mich nicht." Das Mädchen seufzte, die Freundin rückte zur Seite, so daß ein Platz frei wurde im Bett. Agathe legte sich neben sie und schlang den Arm um der Freundin Schultern. „Nur noch ein bißchen bleib wach", bat Agathe, „und höre mir zu. Ich kann nicht einschlafen. Es kommen einem so merkwürdige Gedanken. Ach, wäre es doch nur vorüber! Meine Mutter hat mir solch

merkwürdige Dinge gesagt. Ich weiß nicht, ich fürchte mich fast."

Die Braut verbarg ihr Gesicht an Anne Mariens Hals und zog das Tuch an sich. Es war, als suche sie Schutz vor irgendeinem Angriff.

Anne Marie konnte kein Mitgefühl empfinden. Agathe hatte es doch so gewollt; niemand hatte sie gezwungen. Was wollte sie denn nun? Jetzt den Mut sinken lassen, war Schwäche, deren sie sich an Agathens Stelle geschämt hätte.

Sie machte sich frei von dem Arme, der um ihre Schulter lag, und sagte: „Agathe, ich kann dir nicht helfen; laß uns schlafen."

„Ja, du hast recht! Ich will auch gleich gehen. Aber eins sage mir doch noch, Anne Marie, in dieser Nacht . . ." Sie zögerte.

„Was denn?"

„Ich meine, du könntest es mir doch sagen! Wozu sind wir Freundinnen? Wenn man das nicht einmal haben soll von der Freundschaft! Ich habe es dir doch auch sofort geschrieben, als Egon sich mir näherte. Alles habe ich dir immer gesagt und dich sogar um Rat gefragt, und du verschweigst mir deine Gedanken und Gefühle; das ist nicht nett von dir! Dabei sehe ich doch, was mit dir ist. Denke nur nicht, daß man das nicht sieht." Agathe sprach in weinerlichem Tone, dem man das Beleidigtsein deutlich anhörte.

„Wovon sprichst du eigentlich?“ rief Anne Marie barsch und setzte sich mit einemmal im Bette auf.

„Ach, du weißt es doch ganz gut,“ meinte Agathe kleinlaut. Anne Mariens schroffes Wesen machte sie ganz verlegen. „Wir kennen uns doch schon so lange, und ich weiß doch, wie du bist. Ich würde auch gewiß niemandem ein Wort davon sagen. Es ist ja kein Unrecht, einen Mann zu lieben. Ich habe es dir längst angemerkt, schon damals, als du sagtest, er hätte so schöne Augen, schon da ahnte ich etwas. Denke nur nicht, daß ich mich wundere. Im Gegenteil. Ich kann dich so gut verstehen. Vorhin, als ich euch zusammensitzen sah, fand ich, daß ihr so gut zusammenpassen würdet. O Anne Marie, gestehe es doch ruhig ein, daß du ihn liebst!“

Sie versuchte, die Freundin zu umarmen. Aber Anne Marie stieß sie heftig zurück. „Schweig!“ rief sie; „es ist nicht wahr.“

„O wie du stolz bist, Anne Marie!“ seufzte Agathe.

~~~~~~~~

Nachdem die Drosselbacher Hochzeit vorüber war, kam Oberst von Chineck noch häufiger nach Baderwisch geritten als früher. Jetzt, wo Pirschgang und Anstand vorüber waren, schien es ziemlich klar, daß sein Kommen nicht gut den Rehböcken gelte.

In andern Jahren pflegte Herr von Chineck, wenn das Manöver vorüber war, auf Urlaub zu
~~~~~~~~

gehen. Er begab sich dann zu Freunden, die berühmte Fasanenreviere hatten, oder in die Hasengegenden zur Treibjagd. Die Husaren rechneten mit diesem Urlaub schon als mit einer feststehenden Einrichtung. Aber dies Jahr blieb der Kommandeur gegen alle Gewohnheit in Kranzfelde kleben.

Er erschien meist im zeitigen Nachmittag in Baderwisch, begleitet von seinem Burschen, und fragte an, ob er mit den Herrschaften ausreiten dürfe. Horst hatte immer irgendeinen Grund, um für sich und seine Frau abzulehnen; Anne Marie blieb dann allein übrig.

Es war ein langer, trockener Herbst. Hin und wieder kündeten Nachtfröste wohl das Nahen der kalten Jahreszeit an, aber die Tage waren sonnig und klar. Das beste Reitwetter.

Sie ritten meist querfeldein. Das Feld lag jetzt größtenteils schon als Sturzacker, und von den Wiesen war das Grummet eingebracht. Außerdem war Chineck auch nicht besonders ängstlich, was Klagen wegen Flurschäden anbetraf. Die Großgrundbesitzer waren seine guten Bekannten, und dem Bauer, wenn er sich beschwerte, warf man ein Zehnmarkstück hin; dann hielt er das Maul.

Die beiden streiften die ganze Gegend ab. Die Dörfer umkreisten sie in weitem Bogen. Es gab bald keinen Graben mehr, über den sie nicht gesprungen wären, keinen Wasserlauf, den sie nicht

durchritten hätten. Anne Marie hatte noch nie zuvor gefühlt, wie schön ihre Heimat sei. Diese weiten Flächen welligen Geländes, brauner Äcker abwechselnd mit grünen Saatstücken. Dazwischen der blanke Spiegel eines Teiches, mit einem Schilfkranz darum. Hie und da eine sandige Feldkuppe, mit krüppeligen Kiefern bewachsen, düsterem Ginster und schlanken Birkenstämmen. An den Bachläufen hin alte Eichen, Eschen und Erlen. Die Stoppelfelder ganz eingesponnen vom Altweibersommer. Über ihnen in unendlicher Höhe verspätete Kranichflüge im Dreieckzuge oder die Wildgans. In den feuchten Wiesen der melancholische Ruf des Regenpfeifers.

Man hätte sich keinen besseren Begleiter bei solchen Ritten wünschen können als Herrn von Chineck. Er hatte den Blick des Sportsmanns und Offiziers vereinigt. Nichts entging seinem Auge; an alles ritt er heran; nichts durfte ununtersucht bleiben. Anne Marie setzte ihren Ehrgeiz darein, niemals hinter ihm zurückzubleiben oder irgendein Hindernis zu umgehen.

Nichts hätte die gute Kameradschaft der beiden gestört, des grauhaarigen Husaren und des jungen Mädchens, wenn Chineck nicht manchmal, anstatt zu reiten, Unterhaltung hätte machen wollen. In Anne Mariens Augen eine höchst unnütze Unterbrechung. Ihr lag gar nichts daran, daß er ihr sein Herz ausschüttete über alle möglichen Dinge, ihr seine An-

sichten auskramte über Politik und Gesellschaft, ja, über Kunst und Wissenschaft — Sachen, die er wahrscheinlich tags zuvor in der Zeitung gelesen hatte. Wenigstens ertappte ihn Anne Marie einmal dabei, daß sie einen Artikel, den sie am Morgen in der „Kreuzzeitung" gelesen, abends mit geringen Variationen von dem Husarenkommandeur rekapituliert bekam. Wozu das? Wollte er ihr mit Wissen imponieren? Sie fand, daß ihm die Rolle des Schulmeisters sehr schlecht zu Gesicht stehe.

Noch schlimmer war es, wenn Herr von Chineck sentimental wurde. Denn auch das kam vor. So machte er einmal, als sie nach einem herrlichen Kanter über Äcker und Saaten gegen Abend nach Baderwisch zurückkehrten, seine Glossen über das Abendrot, indem er die starke Passion eines älteren Mannes damit verglich. Ein andermal begann er ganz unvermittelt davon zu erzählen, wie traurig es doch sei, wenn ein Herr eine Dame liebe und von ihr nicht verstanden werde. Anne Marie konnte sich nicht helfen, aber ihr Kavalier kam ihr in solchen Augenblicken geradezu fade vor. Warum mußte er so aus der Rolle fallen? Sie schlug dann meistens eine schnellere Gangart ein, gleichsam um weitere Deutlichkeiten zu coupieren. Obgleich Chineck ein vorzüglicher Reiter war, hatte er die Kunst doch noch nicht erfunden, im starken Galopp Süßholz zu raspeln.

Einmal ritten sie auch über Lamnitzer Flur. Auf einem Feldstück dicht am Waldrande pflügten vier Knechte mit Ochsen. Ein Mann stand dabei mit hohen Stiefeln, mit Jägerhut und Lodenjoppe angetan. Es war der Lamnitzer Hindorf.

Anne Marie, die ihn noch vor Chineck erkannt hatte, wollte vorbeireiten, möglichst unbemerkt. Der Gedanke war ihr auf einmal peinlich, bei Abenddämmerung allein mit Herrn von Chineck von Ernst Hindorf gesehen zu werden. Aber der Husar sprengte, sowie er den Gutsherrn erblickt hatte, über den Acker weg auf ihn zu. Es blieb Anne Marie nichts andres übrig, als zu folgen.

Man schüttelte sich mit Herrn von Hindorf die Hand. Chineck bat pro forma um Erlaubnis, über seine Felder zu reiten. Dann besprachen die Herren in aller Eile ein Aufsehen erregendes Tagesereignis, das die Gemüter gerade bewegte; Anne Marie hielt neben ihnen und sagte nichts.

Endlich erinnerte sich Herr von Chineck seiner Kavalierspflichten. Er bat seine Dame um Entschuldigung und empfahl sich dem Lamnitzer. Dann setzte man den Ritt fort.

„Dieser Hindorf ist doch ein großer Sonderling," sagte Chineck, sobald sie außer Hörweite waren. „Haben Sie gesehen, gnädiges Fräulein, in welchem Aufzuge er dastand? Wie ein Bauer! Ich würde den Teufel tun, wenn ich Lamnitz besäße, und mich

zu den Ochsenknechten auf den Acker stellen. Es gibt merkwürdige Geschmäcker."

Anne Marie dachte darüber nach, warum alle Männer es für nötig zu finden schienen, auf den Lamnitzer Hindorf zu schmähen. Was er tat oder sagte, wurde bekrittelt; sie wußte auch nicht einen, der anerkennend von ihm gesprochen hätte. Und dabei wußte sie doch, daß kein andrer Mann weit und breit ihm das Wasser reichen durfte.

Sie fand seinen Aufzug, über den sich der patente Husarenkommandeur aufgehalten hatte, so natürlich. Der alte, verregnete Hut, die Joppe von grobem Stoff, die Wasserstiefeln konnten ihr keinen Augenblick den Edelmann verbergen, der in dieser rauhen Hülle steckte. Ja, er war ihr jünger und stattlicher vorgekommen, wie er breitspurig dort auf seinem Acker gestanden hatte, ein wettergebräunter Landwirt.

Anne Marie war nachdenklich geworden. Sie achtete kaum noch auf das Gerede ihres Begleiters. Chineck hatte wieder einmal eine seiner sentimentalen Anwandlungen. Er sprach von den langen Winterabenden, die nun kämen, und wie einsam es da oft für ihn sei. Jeden Abend könne man doch auch nicht gut zu der Witwe Nettelmüller gehen, schon der Leute wegen nicht, die allerhand falsche Vermutungen daran knüpften. Und mit den Leutnants lange bei Tisch sitzen im Kasino sei auch nicht das Richtige. Man störe die jungen Kerle in ihren Ver-

gnügungen, und anderseits könnte ihre Unterhaltung einem nichts sein. Das Los des unverheirateten Kommandeurs sei ein tieftragisches, das war Chinecks Schlußbehauptung; ein Seufzer und ein heißer Blick auf seine Dame sagten das übrige.

Anne Marie setzte ihr Pferd in schnellere Gangart. Es war inzwischen ziemlich dunkel geworden. Herr von Chineck hielt sich dicht neben ihr. So ritten sie eine Weile in starkem Trabe. Anne Marie wußte, daß er ihr etwas sagen wollte, etwas Wichtiges; er atmete schwerer, schien nach Worten zu suchen. Die Pferde griffen stärker aus. Ihr Reiten glich fast einem Wettrennen.

Er sollte nicht sprechen — sie wollte es nicht. Es würde nur die gute Kameradschaft verderben, die sie bis dahin gehalten hatten.

Schon tauchten in der Entfernung die erleuchteten Fenster des Baderwischer Herrenhauses vor ihnen auf. Anne Marie atmete auf, sie wurde ruhiger und fand ihre Situation lächerlich; sah es nicht so aus, als fliehe sie vor ihrem Herrn?

Sie zügelte ihr Pferd, bis es schließlich im Schritt ging. Der Oberst tat ein gleiches. Da, als sie in den Park von Baderwisch einbogen, tat er die entscheidende Frage.

Anne Marie erwiderte ihm, es solle niemand auf der Welt erfahren, was er eben zu ihr gesagt habe, aber es sei unmöglich, daß sie seine Frau werde.

Dann sei er der unglücklichste Mensch, und sein Leben habe keinen Wert mehr für ihn, rief Herr von Chineck aus.

Das Wort würde vielleicht tieferen Eindruck auf Anne Marie gemacht haben, wenn sie sich nicht entsonnen hätte, daß Eberhard Hindorf, als sie seinen Antrag abwies, sich fast genau derselben Wendung bedient hatte.

Anne Marie hatte ihr Versprechen gehalten: sie schwieg über Herrn von Chinecks Antrag. Aber dennoch war davon etwas bekannt geworden. Chineck selbst verriet durch sein Benehmen, was ihm widerfahren sei. Er kam nicht mehr nach Baderwisch, wo er bis dahin ein fast täglicher Gast gewesen. Und als Horst Plessow sich nach dem Grund dieser auffälligen Vernachlässigung bei ihm erkundigte, sagte er offen heraus, was sich zwischen ihm und Anne Marie abgespielt habe.

Horst Plessow war wütend. Er nahm sich seine Schwester vor. Was dachte sich eigentlich das Mädel? Einen Mann wie Oberst von Chineck ausschlagen! Wollte sie vielleicht warten, daß ein Prinz komme und sie erlöse?

Auch zu Frau von Nettelmüller, die wieder in Kranzfelde residierte, war das Gerücht von dem Korb gedrungen, den Chineck sich bei ihrer Nichte geholt.

Sie war wo möglich noch entrüsteter als Horst. Aber ihr Zorn richtete sich vor allem gegen Chineck. War der Mensch denn von allen guten Geistern verlassen gewesen, die Sache so dumm anzufangen! An und für sich hätte sie gar nichts gegen die Partie einzuwenden gehabt; im Gegenteil, in ihre Pläne würde es ganz gut gepaßt haben, wenn ihr alter Courmacher endlich beweibt gewesen, und gleichzeitig Anne Marie Plessow ihre Versorgung gefunden hätte. Aber natürlich mußte ein solches Projekt von langer Hand vorbereitet und mit Geschick durchgeführt werden. Das wäre so gerade etwas für sie gewesen. Und nun ging dieser Chineck hin und machte einen solchen Streich wie der erste beste verliebte Junge. Und das tollste war, daß er sich die Sache jetzt auch noch anmerken ließ, statt den Mund zu halten, zu tun, als sei nichts passiert, und zu warten, ob sich nicht doch noch eine Chance für ihn bieten möchte. Anstatt dessen nahm er die Sache tragisch, sprach von Abschiednehmen und ließ so alle Welt merken, was ihm widerfahren war.

Am unangenehmsten war die Angelegenheit für Anne Mariens Brüder Job und Henning. Ihr Halt bei den Husaren bestand in dem Kommandeur. Nun war Chineck zwar Gentleman genug, um die beiden Leutnants nicht entgelten zu lassen, daß ihre Schwester ihn abgewiesen hatte. Im Gegenteil, seine Fürsorge für sie vermehrte sich nur; aber für die beiden

jungen Offiziere war es schwer gemacht, seine Unterstützung anzunehmen.

Nun kam auch noch gerade in dieser Zeit eine Schuldenaffäre hinzu, die für Job, den älteren von den beiden, verhängnisvoll werden mußte. Die Sache war schon einige Jahre alt. Job Plessow hatte auf Kriegsschule für einen Kameraden gutgesagt, der bald darauf um die Ecke gegangen war. Der Gläubiger hatte sich damals mit Rückzahlung geduldet. Der Leutnant konnte hoffen, daß er aus seiner Bürgschaft nicht weiter behelligt werden würde. Da starb der betreffende Gläubiger, und die Erben machten den Anspruch auf Begleichung des Schuldscheins rücksichtslos geltend.

Das kleine Kapital, das Job Plessow von der väterlichen Erbschaft her besaß, ging zunächst darauf. Aber es blieb darüber hinaus noch ein ungedeckter Posten, für den der Leutnant nach wie vor haftbar war. Erfolgte keine Deckung, so bedeutete dies für ihn den Abschied.

Man nahm allgemein an, daß Horst Plessow für seinen Bruder einspringen werde. Aber der verschanzte sich dahinter, daß er selbst kein Barvermögen besitze, und daß man seiner Frau nicht zumuten könne, für ihren Schwager Opfer zu bringen. Außerdem, so erklärte Horst, habe er kein Recht, seine etwaigen Kinder in ihrem Vermögen zu verkürzen. Es war nämlich neuerdings be-

gründete Hoffnung auf Nachwuchs im Hause Baderwisch vorhanden.

Allgemein war das Bedauern für Job Plessow, beim Regiment wie in der ganzen Gegend. Man fand, daß er nahezu schuldlos sei an dem Unglück, das ihn getroffen hatte. Aber die Sympathien der Menschen halfen dem armen Kerl nichts: er mußte den Abschied nehmen.

Am tiefsten von allen empfand Anne Marie das Mißgeschick des Bruders. Sie fühlte sich tief gekränkt in ihrem Familienstolz. Das war nun schon der zweite Plessow, der, wie der unfreundliche Ausdruck lautete, „um die Ecke" ging. Ihren australischen Bruder hatte sie, da er bedeutend älter war als sie, kaum gekannt, während ihr Job besonders nahe stand. Sie wußte, was für ein offenherziger, argloser, uranständiger Junge er war. In diese unselige Affäre war er doch nur durch seine Gutmütigkeit und seine kameradschaftliche Gesinnung verwickelt worden. Und nun ließ ihn alle Welt so schmählich im Stich.

Es ging sehr schnell mit Jobs Abschied von der Truppe. Eben noch im bunten Rock, einer der anerkannt besten Offiziere des Regiments, mit begründeten Aussichten auf den Adjutantenposten, saß er wenige Wochen darauf, mit einer ruinierten Karriere, ohne Beruf und Ziel, im Hause seines Bruders in Baderwisch.

Anne Marie weinte manche heimliche Träne über Jobs Schicksal, das ihr vielleicht näherging als dem Jungen selbst. Aber stärker noch war ihr Zorn über Horsts Verhalten. Alles wollte sie verzeihen, nur nicht Filzigkeit.

Horst, der keinen Finger für den Bruder gerührt hatte, ließ es nun, nachdem das Unglück geschehen war, nicht an guter Lehre und an weisem Rat fehlen. Es wurde viel hin und her gesprochen über den Lebenserwerb, den Job nunmehr ergreifen solle. Er besaß Kadettenhausbildung, und die Möglichkeit, daß er etwa noch hätte studieren können, verbot sich von selbst. Es blieb für ihn kaum eine andre Wahl, als einen untergeordneten Beruf zu ergreifen. Horst führte ihm eine Menge Beispiele an, wo Leute aus guter Familie sich als Agenten, Kommissionäre, oder im Post- und Eisenbahndienst, ja, als Bereiter oder Zahlkellner ihr Brot verdienten.

Davon wollte Job nichts wissen. Er hatte einen andern Plan, und Anne Marie war dabei seine Vertraute. Sein Ziel war Amerika. Auf keinen Fall sollten seine Familie und seine Freunde es erleben, daß er hier eine seinem Namen unwürdige Beschäftigung ergreife. Was jenseits des großen Wassers geschah, sah niemand.

Bruder und Schwester berieten über das Ziel der Reise. Job hatte am meisten Lust, nach den Prärien von Nordamerika auszuwandern; er hatte

eine unklare Vorstellung davon, daß er dort mit seinen Reitkünsten und seinem Pferdeverständnis noch am ersten etwas erreichen würde. Schnell waren einige Bücher angeschafft, Reisebeschreibungen, Schilderungen des amerikanischen Farmlebens, die den Eifer der beiden für diese Idee durch ihre Schönfärberei nur bestärkten. Aber eines wurde ihnen allmählich doch klar: daß auch drüben nur der Aussicht habe, etwas zu erreichen, der nicht mit völlig leeren Händen kam.

Anne Marie bedachte sich keinen Augenblick, dem Bruder die zehntausend Mark anzubieten, die ihr Erbteil waren. Noch konnte sie, wie sie wohl wußte, nicht frei darüber verfügen, und Horst, der ihr Vormund war, würde eine Auszahlung an Job niemals zulassen; aber anderthalb Jahre noch und sie war mündig und konnte mit ihrem Gelde dann anfangen, was ihr beliebte. Inzwischen aber konnte Job immer hinüberfahren und die Verhältnisse des Landes erkunden. Sobald er das Geld der Schwester haben würde, konnte er sich dann eine „Ranch“ ankaufen und Pferde züchten. Vielleicht, wenn es ihr weiter so schlecht gefiel wie augenblicklich, kam Anne Marie dann zu ihm hinüber, um ihm die Wirtschaft zu führen.

Dieser Plan wurde ganz ernsthaft von den beiden erwogen; sie hielten ihn für durchaus ausführbar. Und je mehr sie Horst verlachte wegen

ihrer abenteuerlichen Hirngespinste, desto fester versteiften sie sich auf ihre Idee.

Eines Abends kam Job aus Kranzfelde zurück und rief Anne Marie beiseite, er habe ihr Wichtiges mitzuteilen. Der Lamnitzer Hindorf, der zum Kreistag in der Stadt gewesen, hätte ihn angeredet auf seine Zukunft hin. Er habe Herrn von Hindorf gesagt, was er vorhabe. Da hätte ihm der Lamnitzer ganz aus freien Stücken angeboten, ihm Empfehlungen mitzugeben an Bekannte in Amerika; noch mehr: er habe versprochen, ihm mit Rat und Tat beizustehen, wo möglich ihm eine Stellung drüben zu sichern. Morgen solle er nach Lamnitz kommen, da wolle Hindorf alles genauer mit ihm durchsprechen.

Der junge Mensch war ganz aufgeregt und pries den Lamnitzer, den er den „großartigsten Menschen" nannte, der ihm bisher vorgekommen sei.

Anne Marie sagte nicht viel dazu, so daß sich Job schließlich über ihre Schweigsamkeit wunderte. Freute sie sich denn gar nicht mit ihm über seine Aussichten? Oder traute sie vielleicht dem Lamnitzer auch nicht, wie Horst, der immer auf ihn räsonierte? Die Schwester versicherte schließlich, daß sie sich freue; diese Wendung sei ihr nur etwas überraschend gekommen.

Von da ab ging Job Plessow häufig nach Lamnitz. Horst sah mit süßsaurer Miene zu; er

ärgerte sich über das, was er eine „taktlose Einmischung“ in ihre Familienangelegenheiten nannte. Aber er konnte nicht gut etwas dagegen tun, daß sich ein Fremder der Aufgabe unterfing, die ihm als Familienältestem nähergelegen hätte.

Ernst Hindorf hatte sich auf seiner Weltreise mit einem Deutschamerikaner angefreundet, der in Texas eingezäuntes Land von der Größe eines deutschen Fürstentums besaß. An diesen Mann schrieb er mit der Bitte, sich seines jungen Freundes anzunehmen, wo möglich ihn auf seiner Farm anstellen zu wollen. Über Erwarten schnell kam die Antwort zurück, Herr von Plessow möge kommen: wenn er Arbeit nicht scheue, werde sich Beschäftigung genug für ihn finden.

Job war überglücklich. Durch die Gespräche mit Herrn von Hindorf wurde ihm klar, daß sein ursprünglicher Plan eines Farmkaufes Torheit gewesen wäre. Das Anerbieten der Schwester, ihm ihr Kapital zu geben, war durch diese neueste Wendung der Dinge erledigt.

Anne Marie sah mit Staunen, welche Änderung mit dem Bruder vor sich gegangen war von dem Augenblick ab, wo er festes Land vor sich sah. Es kam ihr vor, als sei Job um Jahre gereift, so viel selbstbewußter und männlicher war er geworden. Er wußte, daß seine Zukunft jetzt in seine Fäuste gelegt sei; drüben konnte ihm sein Name, alles, was

ihm hier Stellung gegeben hatte, nichts helfen. Das ließ er alles mit der Husarenattila, die er abgelegt hatte, hier zurück. Dieses Bewußtsein, ganz auf sich selbst gestellt zu sein, noch einmal von vorn anfangen zu müssen, in einer Welt, die er nicht kannte, drückte den jungen Menschen nicht nieder, sondern hob ihn, steigerte ihn über sich selbst hinaus. Anne Marie, die eben noch über das Mißgeschick des Bruders Tränen vergossen hatte, fing an zu ahnen, daß diese Wendung vielleicht für ihn zum Guten ausschlagen werde.

Der Lamnitzer Hindorf ließ sich nicht in Baderwisch blicken. Anne Marie hatte im stillen gehofft, er werde, als Job schließlich seine Reise antrat, herüberkommen; denn sie fühlte die Pflicht, ihm zu danken. Er sollte nicht denken, daß die Plessows eine undankbare Rasse seien. Einen Augenblick dachte sie daran, ihm zu schreiben. Aber als sie die Feder in die Hand nahm, fühlte sie sofort die Unmöglichkeit. Wie ihn anreden? „Sehr geehrter Herr von Hindorf." Wie steif, matt nnd unwahr klang das, einem Menschen gegenüber, den sie in ihren geheimsten Stunden mit ganz andern Namen rief!

Horst Plessow hoffte, im zeitigen Frühjahr Vater zu werden. Er hielt es daher „aus Gründen des Anstandes" für richtiger, daß die Schwester den Winter nicht in seinem Hause zubringe. Anne Marie

wurde bedeutet, daß sie zu Tante Nettelmüller nach Kranzfelde gehen sollte. Man brauche ihr Zimmer notwendig, wurde ihr als Grund für ihren Luftwechsel angegeben. Warum sprach man nicht offen mit ihr? Sie war doch kein Kind!

Die Aussicht, einen zweiten Winter in Kranzfelde zu verbringen, war ihr furchtbar. Die Versicherung von Tante Nettelmüller, nach Neujahr tanzen lassen zu wollen, konnte daran nichts ändern. Tanzen, das hieß: Husaren. Und die waren ihr seit Jobs Weggang gründlich verleidet.

Sie schrieb an Agathe, die nach beendeter Hochzeitsreise nunmehr mit ihrem Gatten in Berlin lebte. Agathe hatte sie ja mündlich und brieflich wiederholt aufgefordert, zu ihr zu kommen, sie hätten ein Zimmer, das jederzeit für sie freistünde. Der Gedanke, ein paar Wochen, vielleicht auch Monate bei Agathe in Berlin zu leben, erschien verlockend und bedeutete vor allem eine Rettung vor Kranzfelde und allem, was ihrer dort wartete.

Agathe beantwortete den Brief nicht so schnell, wie es sonst ihre Gewohnheit gewesen. Und als der Brief schließlich eintraf, war er deprimierend für Anne Marie. Die Freundin schrieb, die Idee so schön sie sei, wäre nicht ausführbar. Es folgten nun eine Anzahl Gründe, die in der Breite, mit der Agathe sie vorbrachte, Anne Marie nur be-

wiesen, daß Rängerns sie nicht haben wollten. Agathe behauptete, untröstlich zu sein.

Für Anne Marie war es klar, daß Herr von Rängern ein Veto eingelegt hatte gegen ihren Besuch. Auch aus andern Anzeichen hatte sie es schon zu merken geglaubt, daß er den Ton angebe in der jungen Ehe. Als Anne Marie in dem Briefe der Freundin auf die Wendung stieß: „Egon tut es so leid; er spricht oft von dir, immer mit größter Bewunderung," mußte sie auflachen. Arme Agathe! Hatte der Gatte sie schon so gut gedrillt, daß sie ohne Bedenken die beste Freundin belog?

Die Erfahrung war bitter. Wem sollte man trauen in der Welt, wenn ein Vierteljahr genügte, einen Menschen wie Agathe untreu zu machen?

Anne Marie zog also wieder in die Villa der Tante vor den Toren der Kreisstadt ein. Sie fand das Nest wo möglich noch kleiner als im vorigen Jahre, die braven Ackerbürger verschlafen wie Maulwürfe, ihre Frauen klatschsüchtig wie Elstern. Als sie das erste Mal wieder zu Babette Finsterly ging, über die schiefen und abgetretenen Platten des Bürgersteiges, mit seinen offenen Rinnsteinen, unterwegs in den Auslagen noch all die vorjährigen Ladenhüter wiedererkannte, auf dem Marktplatz vor dem „Löwen" die Wagen der Landbewohner aufgefahren und die neugierigen Blicke von alt und

jung auf sich gerichtet sah, wußte Anne Marie, daß sie wieder in Kranzfelde sei.

Sie fand es schwieriger als sonst, sich mit ihrer Tante einzuleben. Die Witwe schien Enttäuschungen erlebt zu haben. War ihr die Entfettungskur, die sie im Sommer angewendet hatte, schlecht bekommen? Sie hatte jetzt nicht selten Anwandlungen von Hypochondrie. Sie sah viel weniger Gäste in ihrem Hause als früher. Anne Marie war oft tagelang ihr einziger Umgang. Das war nicht leicht. Über die meisten Dinge waren Nichte und Tante verschiedener Ansicht. Die Art und Weise dieser Frau, die doch eigentlich wie eine Pflegemutter für sie war, reizte Anne Marie beständig zur Opposition. Das Mädchen wußte, daß es weder klug noch vornehm gehandelt sei, aber sie ärgerte die Tante oft absichtlich durch Äußerungen und Handlungen, die jene mißbilligte. Dann kam es zu Wortgefechten, in denen Anne Marie, als die Schlagfertigere, regelmäßig Siegerin blieb.

Solche Zwistigkeiten hinterließen keine angenehmen Gefühle, trotz des momentanen Triumphes, den sie feierte. Wenn sie abends mit wachen Augen im Bett lag und überdachte, wie leer dieser Tag und bar alles Interessanten und Wichtigen wieder gewesen sei, wie lächerlich und läppisch im Grunde ihr Verhältnis zu der Tante, dieses stundenlange Breittreten und Hin- und Herzerren von Nichtig-

keiten, dann legte sie sich wohl die Frage vor: „Bist du auf dem Wege, eine alte Jungfer zu werden? Bist du es wohl gar schon?" ... „Wenn nur irgend etwas passierte! Etwas Aufregendes, meinetwegen ein Unglück!" dachte sie manchmal bei sich, wenn sie am Fenster stand, im Salon der Witwe, und auf die Chaussee hinausstarrte, die in schnurgerader Linie von Kranzfelde hinausführte, hinaus ins Land.

Aber es passierte nichts. Die Husaren arrangierten in diesem Winter keine Quadrille, keine Schlittenpartie. Das lag mit daran, daß ihr Kommandeur neuerdings ganz zurückgezogen lebte. Zu Fräulein von Plessow sprach man nicht über dieses Thema; aber es war ein offenes Geheimnis, daß Chineck menschenscheu geworden war. Er mied den Salon der Witwe Nettelmüller, er mied aber auch den Biertisch im Ratskeller, wo er früher der beliebteste Kompagnon der Kranzfelder Honoratioren gewesen war, er hatte seine Partie L'hombre aufgegeben. Er fuhr nicht mehr zur Jagd auf die Güter der Nachbarschaft. Nicht einmal seine Pferde schienen ihn zu interessieren. Im Dienst war er schlecht gelaunt und schwieriger als sonst. Der Mann schien wie ausgewechselt.

Anne Marie war dem Kommandeur einige Male begegnet, was bei der Kleinheit von Kranzfelde nicht zu vermeiden war. Chineck grüßte sie bei solchen Gelegenheiten mit ausgesuchter Höflich-

keit, redete sie aber nicht an. So war es ihr auch am liebsten.

Im Anfang hatte Anne Marie wenigstens noch Unterhaltung gehabt durch ihren Bruder Henning. Als aber der Junge nach Berlin zur Turnschule kommandiert wurde, war das auch zu Ende.

Die einzig erfreuliche Unterbrechung waren die Briefe, die sie von Job aus Amerika bekam. Der Bruder schickte gute Nachrichten. Er fühlte sich wohl in der Neuen Welt und dem neuen Beruf, war voll Hoffnung für die Zukunft und teilte allerhand interessante Beobachtungen über seine Umgebung mit. Anne Marie war das einzige Mitglied der Familie, an das er schrieb, an sie aber auch regelmäßig. In keinem seiner Briefe versäumte er, sich Herrn von Hindorf empfehlen zu lassen, meist fügte er auch die Bitte hinzu, diesem Herrn zu versichern, wie er ihm fürs Leben dankbar sei, daß er ihm den Platz verschafft habe, ohne seine Empfehlung wäre er wahrscheinlich in das größte Elend geraten.

Anne Marie überlegte hin und her, wie sie dem Lamnitzer Hindorf Jobs Dank übermitteln solle. Es wäre so einfach gewesen, einige von den Briefen in ein Kuvert zu stecken und an ihn zu schicken. Aber sie konnte sich dazu nicht entschließen. Persönlich mußte sie ihm das ausrichten; denn was viel wichtiger war als die Bestellungen von Job, war ihr das Bedürfnis, Herrn von Hindorf ihren Dank

auszudrücken. Sie wartete vergeblich auf die Gelegenheit dazu. Wohl fuhr der Lamnitzer hin und wieder an der Villa vorbei, aber er kam nicht herein. Einige Male, wenn sie wußte, er sei in der Stadt, ging Anne Marie zu Babette Finsterly. Vielleicht, so dachte sie, würde er wie im vorigen Jahre die alte Erzieherin wieder aufsuchen. Aber als sie dort bei solcher Gelegenheit Helene Kracht traf, war ihr der bloße Verdacht so unangenehm, daß sie hier beide vielleicht zu demselben Zwecke sich aufhielten, daß sie schnell wieder wegging und das Bäbchen fortan nur noch aufsuchte, wenn sie sie ganz sicher allein wußte.

Der Tanzerei, die ihre Tante geben wollte, hatte Anne Marie mit geringer Spannung, ja, mit Unlust entgegengesehen. Das wurde mit einem Schlage anders, als ihr eines Morgens Frau von Nettelmüller, nachdem sie so und so viel Briefe mit Zusagen und Absagen zu dem Fest verlesen hatte, auch die Antwort von Ernst Hindorf mitteilte, der zu kommen versprach. Sie half der Tante eifrig bei ihren Vorbereitungen für das Fest, das keinen kleinen Umsturz in der Hausordnung hervorrief.

Es war nicht das erste Mal, daß die Witwe Nettelmüller tanzen ließ. Die Villa war darauf eingerichtet. Eine bewegliche Wand, die für gewöhnlich zwei Räume trennte, wurde entfernt, und dadurch war ein leidlich großer Saal hergestellt. Alles,

was sonst zu einem solchen Feste gehörte, ließ Frau von Nettelmüller aus Berlin kommen. Die Witwe ächzte und stöhnte zwar unter der Unruhe dieser Vorbereitungen und schwor, es solle ganz gewiß das letzte Mal sein, daß sie tanzen lasse; aber im Grunde fühlte sie sich doch ganz in ihrem Element.

Der Kommandeur der Husaren war einer der wenigen, die abgesagt hatten. Sonst wurde alles, was gesellschaftsfähig in der Gegend war, erwartet.

Anne Marie stand neben der Wirtin im Empfangszimmer und wartete auf die Gäste. Sie hatte das angenehme Gefühl, gut angezogen zu sein. Die Berliner Schneiderin der Tante hatte auch für sie eine Ballrobe gemacht. Alle Räume waren hell erleuchtet. Unten fuhren die Wagen vor. Es war ein immerwährendes Schlagen von Türen, Kommen von Menschen, Rufen, Beantworten von Fragen, Begrüßen und Verneigen. Anne Marie wußte, daß es unhöflich gewesen wäre, zerstreut zu sein. Sie nahm sich aufs äußerste zusammen. Bald mußte sie eine Frage beantworten, bald einem Herrn einen Tanz zusagen oder abschlagen. Dann wieder hieß es, eine der älteren Damen mit besonderer Aufmerksamkeit begrüßen. Sie erfüllte ihre Aufgabe nicht schlecht, aber sie hatte wieder einmal das Gefühl, als seien in ihr zwei Menschen, die ganz verschiedene, einander widersprechende Rollen spielten. In Wahrheit war ihr das, was sie hier mit solchem Eifer

betrieb, das Empfangen der Gäste, die Unterhaltung, das Repräsentieren, völlig gleichgültig. Ganz etwas andres schien ihr das allein Wichtige: würde sie mit Ernst Hindorf sprechen können, so, wie sie sich seit langem vorgenommen hatte, mit ihm zu sprechen? Würde sie schließlich, wenn sie ihm gegenüberstand, die richtigen Worte finden?

Von der Stelle aus, wo sie stand, übersah man das Vestibül und einen Teil der Treppe. Niemand konnte ihr entgehen, sie mußten alle diesen Weg kommen. Schon war der größte Teil der Gäste da, nur noch einzelne Nachzügler erschienen; der Lamnitzer Hindorf hatte sich noch nicht blicken lassen.

Die Musik setzte zur Eröffnungspolonäse ein. Anne Marie schritt am Arme eines Husarenrittmeisters und überlegte, während ihr Begleiter sie höflichst unterhielt, ob das Fest überhaupt irgendwelchen Sinn für sie habe, wenn Ernst Hindorf etwa nicht käme.

Die Polonäse ging sofort in den ersten Walzer über. Auf einmal war sie mitten drin im Wirbel von Extratouren, zu denen sie unausgesetzt geholt wurde. Ihre Karte war schon ganz voll. Und den einzigen Kontertanz, den sie sich aufgespart hatte, in der vagen Hoffnung, daß er vielleicht sie darum bitten würde, gab sie nun auch weg, an den ersten besten der ihn haben wollte.

Während der Pausen sollte die Jugend im

Vestibül sich aufhalten, das dazu geheizt und eingerichtet war. Anne Marie saß dort in einem Halbkreise von Mädchen, vor denen ein ebensolcher Halbkreis von Tänzern stand, als sie plötzlich den Lamnitzer Hindorf auf sich zukommen sah. Er begrüßte die übrigen Damen nur ganz im allgemeinen; ihr reichte er die Hand und begann sofort das Gespräch über ihren Bruder Job.

Sie hatte gedacht, sie würde unter vier Augen mit ihm sprechen können, nicht vor so vielen Zuhörern. Es war gar kein Gedanke daran, hier in andrer als der oberflächlichsten Weise sich zu unterhalten. Ganz zerstreut hörte sie kaum auf das, was er sagte: hingegen war ihr der Sitz seiner Kravatte interessant, und sie wunderte sich, daß er nur den Stern vom Johanniterorden angelegt hatte, während die andern Ritter auch das Kreuz um den Hals zur Schau trugen.

Das Zusammentreffen mit ihm, das so ganz anders abgelaufen war, als sie sich vorgestellt, ließ ein Gefühl großer Enttäuschung in ihr zurück. Auch diese Gelegenheit wieder versäumt! Sie biß die Zähne aufeinander und lachte. Ihre Tänzer wunderten sich, mit welchem Elan Fräulein von Plessow heute dahinwirbelte.

Ernst Hindorf beteiligte sich nicht an den Rundtänzen. Es entging Anne Marie jedoch nicht, daß er die Française mit der Dame des Hauses

tanzte, während er zur Quadrille seine Schwester, Frau von Mildenau, engagiert hatte. Im übrigen sah man ihn nicht im Tanzsaal.

Nach dem Souperwalzer war eine Polka mit Damenwahl reserviert. Anne Marie war entschlossen, ihn zu holen.

Sie mußte mehrere Zimmer durchschreiten, in denen die nicht am Tanz Beteiligten saßen. Im hintersten Raume fand sie ihn im Gespräch mit einigen älteren Herren. Anne Marie verneigte sich vor ihm. Hindorf sprang von seinem Platze auf, aber an seinem erstaunten Gesicht erkannte sie, daß er nicht verstehe, was sie von ihm wolle. Sie errötete und forderte ihn zum Tanzen auf. Irgend jemand von den Herren machte eine boshafte Bemerkung über das unerwartete Glück des Lamnitzers. Während sie durch die Zimmerflucht nach dem Saale schritten, fühlte Anne Marie vieler Blicke auf sich gerichtet; sie wußte, daß das, was sie tat, die Kritik herausfordere, und daß es an Kommentaren dazu nicht fehlen werde. Sie nahm gleichsam als Antwort drauf den Kopf noch etwas höher, als sie ihn so schon zu tragen pflegte.

Dabei fühlte sie eine tiefe Unruhe sich ihrer bemächtigen. Was war denn mit ihr? Wie ein Fieber kam es über sie. Ihr Arm zitterte in dem seinen; sicherlich, er mußte es merken. Und schon nach zweimaligem Durchmessen des Saales mußte

sie ihn bitten, aufzuhören. Sie fühlte sich schwankend, und es war ihr, als drehe sich alles um sie im Kreise, und die Wände wichen weit von ihr weg.

„Sind Sie nicht wohl, gnädiges Fräulein?" hörte sie Hindorfs Stimme neben sich.

Sie hatte in diesem Augenblick nur den einen Gedanken, ihm ihre Schwäche nicht zu zeigen. „Führen Sie mich hinaus!" sagte sie mit leidlich fester Stimme und nahm seinen Arm aufs neue.

Im Vestibül, dicht neben dem Treppenaufgang, war eine Nische; dort ließ sie sich nieder. Hindorf setzte sich neben sie. Sie bemerkte, daß er sie fragend, ja, fast etwas befremdet ansah, als suche er die Erklärung ihres ungewöhnlichen Benehmens in ihren Zügen. Vom Saale her hörte man verlorene Klänge der Tanzmusik. Es war das erste Mal, daß sie ihm Auge in Auge gegenübersaß, ohne irgendeinen Zeugen.

In diesem Augenblicke gelang es ihr, mit warmen, schlichten Worten ihm zu sagen, was zu sagen sie sich vorgenommen hatte. Sie dankte ihm für das, was er an ihrem Bruder Job getan hatte; nie würde sie ihm seine Güte gegen den Jungen vergessen, dem niemand die rettende Hand geboten habe außer ihm.

Ernst Hindorf sagte, es sei ihm eine aufrichtige Freude gewesen, etwas für den jungen Menschen tun zu können. „Wir sind doch schließlich Nachbars-

kinder," sagte er, „und in jetziger Zeit müssen sich die guten Familien gegenseitig helfen, meine ich."

Anne Marie senkte die Augen. Es fuhr ihr verschiedenes durch den Sinn: ihres Vaters Gegnerschaft zu den Hindorfs und Horsts häßliche Aussprüche über den Lamnitzer.

„Und dann wissen Sie, Fräulein von Plessow," fuhr Ernst Hindorf fort und lächelte, „ein Mann in meinem Alter weiß zu genau, wie leicht ein junger Mensch ins Unglück gerät. Was schützte uns denn in den Jahren, als wir noch kein Lehrgeld gezahlt hatten, vor Ähnlichem? Doch nur der Zufall. Es ist ein unverdientes Glück, ich sage es ganz offen, daß ich auf dieser Seite des großen Wassers bin und zu den soliden Leuten gezählt werde. Ich wurde durch Ihren Bruder recht an eigene Jugendeseleien erinnert. Einem, der so anständig gefallen ist wie Job, soll man die Hand reichen, schon aus Korpsgeist . . ."

Die Polka war vorüber. Andre Paare suchten das Vestibül auf. Anne Marie blieb in Unterhaltung mit Ernst Hindorf sitzen. Ihr Partner für den nächsten Tanz, ein kleiner Leutnant, näherte sich ihr; sie bat ihn, aussetzen zu dürfen, da sie etwas müde sei.

Sie blieben, und der Lamnitzer erzählte von seinem amerikanischen Freunde, bei dem Job jetzt war.

Ihre Tante Nettelmüller erschien mit deutlichen Zeichen von Aufregung, wo Anne Marie denn sei; die Nachricht habe sich verbreitet, sie wäre ohnmächtig geworden. Die Nichte lachte und erklärte, sich außerordentlich wohl zu fühlen. Was machte sie sich daraus, daß die Witwe ihr einen Blick höchster Mißbilligung zuwarf, als sie sie hier im Tete-a-tete mit dem Lamnitzer Hindorf antraf! Was machte sie sich aus der Verdächtigung, die sie rings um sich rege wußte!

Es war nichts Schlechtes, das sie getan hatte. Die große Ruhe, die über sie gekommen war, seit sie den Mut gefunden hatte, zu ihm zu sprechen, sagte ihr, daß nichts Unrechtes dabei sein könne.

Und diese Stimmung hielt bei Anne Marie auch an, als sie am Morgen nach dem Ball spät erwachte. Sie vermochte nicht einmal ihrer Tante böse zu sein, die ihr beim Frühstück Vorwürfe machte über ihr Verhalten. Anne Marie bekam Vorwürfe über ihr „herausforderndes, durchaus unmädchenhaftes Benehmen“ zu hören. Sie konnte es auch nicht allzu tragisch nehmen, daß die Tante ihr versicherte, ihr Renommee als wohlerzogene junge Dame habe gestern einen schweren Schlag erlitten. Es handelte sich ja um den Lamnitzer Hindorf, und sowie er in Frage kam, war die Tante nicht ganz zurechnungsfähig. Außerdem, wenn man glücklich war, focht einen nichts an. Anne

Marie konnte die Zerknirschung, welche Frau von Nettelmüller von ihr verlangte, nicht empfinden; im Gegenteil: die Witwe mußte es erleben, daß die Nichte sie auslachte. Später am Tage hörte sie dann Anne Marie in ihrem Zimmer pfeifen und Tanzmelodien vor sich hinsummen. Darüber ärgerte sich Frau von Nettelmüller um so mehr, als sie sich schlecht gelaunt fühlte. Ihr eigener Ball war ihr schlecht bekommen. Wozu der ganze Aufwand von Mühe und Ausgaben, fragte sie sich. Damit Anne Marie Triumphe feire! Sie war sehr unzufrieden mit der Nichte. Das Mädel durchkreuzte alle ihre Pläne. Früher hatte die Witwe geglaubt, Anne Marie sei unklug und unberechenbar; daß sie Eberhard Hindorf und Chineck abgewiesen hatte, schrieb sie auf das Konto ihrer Jugendlichkeit; aber ihr neuestes Verhalten dem Lamnitzer gegenüber machte sie stutzen. Sollte das, was man für Übermut gehalten, etwa gar Berechnung sein und einem wohlüberlegten Plane entspringen?

Der Witwe ging das Zustandebringen von Partien über alles. Aber der Lamnitzer Hindorf, Ernst Hindorf und das „dumme Mädel" — so nannte sie die Rivalin in diesem Augenblick —, der Gedanke war unerhört!

Es galt, zu handeln. Frau von Nettelmüller bestellte sich einen Wagen. Sie sagte der Nichte, daß sie ausfahren wolle, um in der frischen Luft

ihren Kopfschmerz loszuwerden. Anne Marie hatte keinen Kopfschmerz und fühlte auch kein Bedürfnis, mitzufahren.

Am nächsten Vormittag kam Horst Plessow in die Villa. Er hatte den Ball nicht mitgemacht, angeblich weil er seine Frau auf eine ganze Nacht jetzt nicht verlassen könne. Heute, sagte er, wollte er einmal sehen, was seine Schwester mache. Anne Marie staunte; solches Familieninteresse war sonst gar nicht Horsts Art. Monatelang hatte er sich nicht um sie gekümmert.

Horst fragte nach Job, von dem, wie er höre, Anne Marie Briefe habe. Er ließ sich dann von dem Ergehen des Bruders ausführlich berichten.

Anne Marie hatte jedoch von vornherein das Gefühl, daß Horst mit seinem Besuch irgendeinen besonderen Zweck verbinde, den er nicht zu erkennen gab.

Er sprach dann auf einmal davon, daß der Termin von Anne Mariens Mündigwerden immer näher heranrücke. Man müsse sich schlüssig darüber werden, wie sie ihr kleines Kapital anlegen wolle. Er schlage vor, daß sie sich in einem jener norddeutschen Stifte für junge Damen aus guter Familie einkaufe; denn es sei ja doch klar, daß sie von den Zinsen ihrer zehntausend Mark nicht leben könne. Als Stiftsdame habe sie doch wenigstens ein Heim und wisse, wohin sie gehöre.

Horst hatte schon früher einmal von dieser Idee der Schwester gegenüber gesprochen, und sie hatte ihn nicht darüber im Zweifel gelassen, daß sie ihr im höchsten Grade widerwärtig sei. Warum kam er jetzt von neuem damit?

Augenblicklich aber interessierte es sie, zu wissen, warum Horst dieses abgetane Thema gerade heute wieder hervorgesucht habe. Sie kannte ihn doch zur Genüge; es gehörte etwas dazu, daß er sich aus seiner Bequemlichkeit aufraffte; ohne Grund war er nicht gekommen und hielt ihr diese schönen, wohldurchdachten Reden.

„Ja, liebes Kind," sagte Horst, „du mußt dir einmal klar darüber werden, was mit dir in Zukunft werden soll. Du hast die Erziehung einer Dame genossen, und du bist hübsch. Das ist ziemlich viel. Aber du bist auch verwöhnt und sehr anspruchsvoll. Mit einem gewissen Recht vielleicht. Aber überlege dir, daß die Jahre vergehen. Heute liegt dir noch alles zu Füßen; wir wollen uns in zehn Jahren wieder sprechen. Für ein altes Mädchen ist es eher eine Last als ein Vorzug, wenn sie von Adel ist. Du kannst nicht, wie Fräulein Müller oder Fräulein Schulze, Erzieherin, Gesellschafterin, Stütze der Hausfrau oder dergleichen werden. Zur Hofdame passest du auch nicht mit deinen Einbildungen. Was bleibt dir, wenn du nicht heiratest? — Ich sehe ziemlich düster für deine Zukunft."

„Beruhige dich, Horst," erwiderte ihm Anne Marie und lachte dabei gezwungen; „was auch aus mir werden mag, das verspreche ich dir: der Familie will ich nicht zur Last fallen."

„So war das nicht gemeint, wahrhaftig nicht! Du bist das einzige Mädchen unter uns, dazu das jüngste Kind. Man hat einfach die Pflicht, dich zu bewachen. Außerdem gibt das Gesetz mir speziell das Recht dazu, solange du unmündig bist. Ich stehe an Vaters Stelle dir gegenüber. Das heißt: ich habe die Oberaufsicht nicht bloß über deine Vermögensangelegenheiten, sondern auch über dein Verhalten. Natürlich kann ich dir nicht vorschreiben, wie du dich in jedem einzelnen Falle benehmen sollst. Das muß deinem eigenen Takt überlassen bleiben. Um das zu wissen, bist du alt genug; aber schließlich werde ich verantwortlich gemacht als Bruder und Familienoberhaupt für das, was du sagst und tust."

Anne Marie blickte mit maßlosem Staunen auf den Bruder. Er kam ihr als Tugendwächter so lächerlich vor, daß das Gefühl dieser Komik doch noch den Ärger überwog, den sie über seine Anmaßungen empfand.

„Tante Nettelmüller ist also in Baderwisch gewesen!" sagte sie.

„Allerdings! — Warum?"

„Ich habe mir gedacht, daß sie mich verklatschen würde."

„Vom Verklatschen ist keine Rede. Tante Nettelmüller hat ein Recht, entrüstet zu sein, als Wirtin einmal und noch mehr in ihrer Eigenschaft als Pflegemutter. Wenn du einen gesellschaftlichen Fauxpas begehst, so wird sie in erster Linie dafür verantwortlich gemacht. Uns wird es in die Schuhe geschoben, daß du dich unweiblich, jedenfalls nicht mädchenhaft aufführst, wie es neulich leider der Fall gewesen ist. Man fragt in solchem Falle immer zuerst: Wo ist die Familie? Wie kann sie das zulassen?"

Anne Marie brach in Lachen aus.

„Denke nur nicht, daß dein Benehmen nicht kommentiert wird, liebe Schwester!" fuhr Horst fort. „Der Korb, den du Chineck gegeben hast, ist dir ebensowenig vergessen wie der an Eberhard Hindorf. Die Welt knüpft an solche Dinge ihre Vermutungen."

„Was für Vermutungen?" fragte Anne Marie.

„O die Leute denken, wenn sie dich jetzt mit einem andern flirten sehen: Darum also wies sie den jüngeren Bruder ab; Frau von Hindorf will sie werden, aber nicht Frau von Hindorf ohne Lamnitz. Du spielst ein ziemlich hohes Spiel, mein Kind; und ich sage dir im voraus, du wirst es verlieren. Ich kenne Ernst Hindorf von Jugend auf. Er ist der größte Heuchler, der mir je vorgekommen. Er hat seine erste Frau um Geldes

willen geheiratet, trotz alles nachherigen Witwerkummers, der sehr gut agiert war. Ernst Hindorf wird nie anders als wieder um Geldes willen heiraten. Daß ihm die Damen die Cour machen, als wohlhabendem Witwer, läßt er sich natürlich ganz gern gefallen. Aber er lacht über euch, über dich genau so wie über die Weudenas, und wer ihm sonst alles noch nachlaufen mag. Ich aber, als dein Bruder, will und darf nicht ruhig zusehen, daß du dich vor aller Welt einem Manne an den Hals wirfst, der von jeher ein Gegner unsrer Familie gewesen ist. Der Vater würde sich im Grabe umdrehen, hätte er das erlebt!"

Das Lachen war Anne Marie vergangen. Sie rang die Hände und stöhnte laut auf. Daß es jemand wagen durfte, ihr das zu sagen! Wie sie es in diesem Augenblicke verwünschte, daß sie ein Mädchen war! Ein Mann hätte jenen niedergeschlagen oder vor seine Pistole gefordert. Was konnte sie tun? Gegen was sollte sie sich verteidigen? Was er behauptete, war ja so gemein, daß es einem die Zunge lähmte.

Und niemand auf der weiten Welt, den sie hätte anrufen können gegen diese schwerste Beleidigung. Der, der von Natur berufen war, für sie einzutreten, ihr Bruder, war es ja, der ihre Ehre so tief gekränkt hatte.

Herr von Weudena auf Dromsdorf war schon seit einiger Zeit durch eine schwere Wassersucht ans Bett gefesselt. Es schien nur noch eine Frage von Wochen, wann er seinen Leiden erliegen werde. Ernst Hindorf, der aufrichtige Verehrung für den alten Herrn, einen Zeitgenossen und Freund seines Vaters, hegte, fuhr, so oft es ihm seine Zeit erlaubte, trotz der nicht geringen Entfernung zwischen Lamnitz und Dromsdorf zu ihm hinüber.

Der Kranke war sich der Hoffnungslosigkeit seines Zustandes bewußt. Sein Leiden, qualvoll, wie es war, hatte ihm doch volle Klarheit des Geistes belassen. Er war imstände, vor dem Abschied sein Haus zu bestellen.

Hindorfs Besuche waren ihm eine große Beruhigung. Herr von Weudena hinterließ eine große Familie und, außer einem hochbelasteten Gute, kaum irgendwelches Vermögen. Vor fünfzig Jahren, als er, ein blutjunger Mensch, das Familiengut übernahm, war er mit diesem Besitz ein leidlich wohlhabender Mann geworden. Aber seitdem war ein wirtschaftlicher Umschwung vor sich gegangen, der alle Werte verändert hatte. Der Dromsdorfer Weudena hatte gute Jahre erlebt im Anfang seiner Tätigkeit, aber auch schlechte. Und diese letzteren hatten aufgezehrt, was er in besseren Zeiten zurückgelegt. Einfacher, als er für seine Person lebte, konnte man nicht leben, aber das Gut verlangte

Meliorationen, wenn man als Landwirt mit der Zeit fortschreiten sollte. Dazu die vielen Kinder. An ihrer Erziehung zu sparen, wäre diesem Vater niemals in den Sinn gekommen. Von den sieben Mädchen hatten nur die beiden ältesten geheiratet. Dann war noch als jüngstes Kind ein Junge da, der kurz vor der Mündigkeit stand.

Es hätte für Herrn von Weudena nahegelegen, seine Familie und sein Haus dem Schwiegersohne zu übergeben; Superintendent Miele war ein Mann in den Fünfzigern, bereits zum dritten Male verheiratet, mit reichem Kindersegen von den drei Frauen. Aber der alte Herr liebte den Schwiegersohn nicht besonders. Obgleich ein kirchlich gesinnter Mann und evangelischer Christ aus Überzeugung, waren ihm die Diener der Kirche doch immer mehr oder weniger als notwendiges Übel erschienen. Schwer genug war es ihm geworden, seine Tochter an einen Schwarzrock zu vergeben.

Ernst Hindorf war der Mann nach dem Herzen des alten Weudena. In seinen Augen war der Lamnitzer, trotzdem er schon in den Dreißigen nicht mehr viel zu suchen hatte, noch ein ganz junger Mensch. Der Greis empfand Hindorf gegenüber, den er vom Kind zum Manne hatte heranreifen sehen, die väterlichen Gefühle eines älteren Freundes. Sein eigener Sohn Gerd war im Alter zu weit von ihm entfernt, als daß er ihn hätte als Kame-

raden und Vertrauten betrachten können. Und die Töchter — ja, das waren eben Mädchen. So lieb er sie hatte, bedeuteten sie ihm doch nur eine wehmütige Freude, an die er stets mit einer gewissen Beklemmung dachte.

Herr von Weudena sprach voll Freimut über die Mißlichkeit seiner Verhältnisse mit dem Lamnitzer. Er legte dem Nachbar seine Familie und sein Gut ans Herz. Hindorf versprach dem Greis in die Hand, tun zu wollen, was in seinen Kräften stünde. Der Kranke nahm das Versprechen mit Genugtuung auf. Es war vielleicht die letzte Freude, die der alte Mann bei klarem Bewußtsein erlebte. Wenige Tage darauf schloß er die Augen für immer.

Der Lamnitzer war in der nächsten Zeit viel in Dromsdorf. Die Hinterlassenschaft des Verstorbenen zu ordnen, war kein kleines Stück Arbeit. Abgaben und Zinsen sollten bezahlt, Rechnungen beglichen werden, und dazu kein Bargeld vorhanden. Der junge Weudena war ein bescheidener, braver Mensch, aber es fehlte ihm mit seinen zwanzig Jahren noch völlig an Erfahrung und Selbständigkeit. Es rächte sich jetzt, daß der alte Weudena den Jungen bis zuletzt als Kind behandelt hatte; jetzt, wo er auf eigene Füße gestellt wurde, schien es etwas spät, das Gehen zu erlernen.

Der Grundgedanke von Herrn von Weudenas Testament war gewesen, daß Dromsdorf, welches

nicht Majorat war, der Familie erhalten bleiben möchte. Darum hatte er den einzigen Sohn zum Haupterben eingesetzt. Die Töchter wurden gebeten, sich mit dem Pflichtteil zu begnügen. Da ihrer sieben waren, machten selbst bei niedriger Taxe des Gutes die Pflichtteile eine ganz stattliche Summe aus. Wenn die Töchter auf Auszahlung bestanden hätten, wäre der Bruder ruiniert und Dromsdorf der Familie verloren gewesen. Ernst Hindorf als Testamentsvollstrecker hatte das den Damen auseinanderzusetzen. Die Mädchen waren sofort einig, zugunsten des Gutes ihre Ansprüche aufzuschieben, bis der Bruder einmal in die Lage kommen würde, ihnen das ihrige auszuzahlen. Nur die Frau des Superintendenten vermochte sich zu solcher Höhe der Auffassung nicht aufzuschwingen; sie machte den Rechtsstandpunkt geltend, verlangte Auszahlung des ihr zukommenden Kapitals.

Helene Kracht, die in Berlin in einer Diakonissenanstalt arbeitete, war während der letzten schweren Krankheitsperiode nach Dromsdorf gekommen, um den Vater zu pflegen. Sie war öfters mit Ernst Hindorf an dem Lager des Vaters zusammengetroffen. Der alte Mann hatte ganz vergessen, was vor Jahren zwischen seiner Ältesten und dem Lamnitzer gewesen. Die jüngeren Geschwister hatten nie etwas von jenen Ereignissen erfahren. Immer und immer wieder schwärmten sie ihr von dem

Lamnitzer vor. Helene selbst verhielt sich mehr als zurückhaltend gegen Ernst Hindorf, so daß er den Eindruck einer gewissen feindlichen Stimmung hatte, die er sich nicht erklären konnte. Kaum jedoch war sie des Abends allein auf ihrem Zimmer, so konnte sie ihre Erregung nicht mehr meistern. Ihre grauen Haare schützten sie nicht vor dem Ausbruch leidenschaftlichen Empfindens. Sie dachte an jene Szenen im Jägerhäuschen, wenn Ernst Hindorf herübergeritten kam und sein Pferd draußen anband, und an die Trennung, die die vernünftigen Leute herbeigeführt. Seinen Abschiedsbrief besaß sie noch und las ihn von Zeit zu Zeit. Darin beschwor er sie, ihm treu zu bleiben. Und ein Jahr darauf hatte sie mit einem andern vor dem Altar gestanden. Furchtbar hatte es sich an ihr gerächt, daß sie sich verkauft. Sie kam sich befleckt und verbraucht vor. Ihre Gefühle für Ernst waren unverändert, doch sollte er es niemals merken. Sie fühlte sich seiner nicht mehr würdig. Diese Art Liebe, wie sie sie genossen, verwüstet eine Frau, und ihm wollte sie die elenden Reste nicht antragen.

Die Entfernung zwischen Lamnitz und Dromsdorf brachte es mit sich, daß Hindorf wiederholt bei den Weudenas übernachten mußte. Er hatte dort sein Zimmer, das stets für ihn bereitstand.

Er war gern in Dromsdorf. Der Geist von Schlichtheit und Ehrenhaftigkeit, der dem alten

Weudena eigen gewesen, hatte sich auf die Kinder vererbt. Nur Menschen von ausgesprochener Rasse waren imstande, die Armut mit solch großartiger Gelassenheit zu ertragen. Man hielt sich nur die allernotwendigsten Dienstboten für den Haushalt. Die Mädchen schneiderten, kochten, wuschen sogar, wenn es notwendig war; und dennoch würde niemand einer von ihnen die Bezeichnung „Dame“ verweigert haben.

Sie ließen sich durch die Beschränktheit ihrer Lage nicht zur Kopfhängerei bringen. Selten konnte man vergnügtere Menschen beisammen sehen. Ihre Heiterkeit hatte etwas Veredeltes, weil sie sich behaupten mußte gegen vielerlei Widerwärtigkeiten des Alltagsdaseins.

Wenn sich Ernst Hindorf in dem Kreise umschaute, der sich mittags an dem einfach gedeckten Eßtisch, oft nur zu einem einzigen Gericht, versammelte, und die blonden Köpfe der fünf Fräulein von Weudena sah, von denen eine immer hübscher war als die andre, dann empfand er jenes unbeschreibliche Gefühl von Behagen, das für den Mann von weiblicher Anmut und Jugend ausströmt. Dann fühlte er sich selbst verjüngt. Es war ihm, als sei er zurückversetzt in seine Jugendzeit, wo sie in Lamnitz auch solch ein Kreis von jungen, glücklichen Menschen gewesen waren, die vom Ernst des Lebens noch nichts geahnt hatten. Es

tat wohl, das einmal wieder mit anzusehen, jetzt, da man ein ganz andres Auge hatte für die feineren Nuancen des Lebens.

Die Weudenas hatten sich schnell daran gewöhnt, den Lamnitzer Hindorf wie einen älteren Bruder zu betrachten. Nicht bloß der junge Besitzer von Dromsdorf vertraute ihm rückhaltlos in allen Dingen, auch die Mädchen kamen mit kleinen und großen Anliegen zu ihm als ihrem natürlichen Freund und Berater. Die Verehrung, die er in diesem Kreise genoß, hätte etwas Bedrückendes haben können, wäre sie nicht so selbstverständlich gewesen. Im Augenblick war er, Ernst Hindorf, ein und alles für diese Kinder. Sie schwärmten für ihn, aber die Offenheit, mit der das gezeigt wurde, machte die Sache harmlos; er brauchte sich kein Gewissen daraus zu machen, ihre Vergötterung anzunehmen.

Marka war von den unverheirateten Töchtern der Familie die älteste. Seit der Vater tot war, konnte sie als das Oberhaupt des Familienkreises gelten. Marka trat, trotz ihrer Schönheit, in Gesellschaft hinter lebhafteren und selbstbewußteren Mädchen zurück; erst in engerer Häuslichkeit kamen ihre Vorzüge zur Geltung. Für die jüngeren Schwestern war sie mit ihrer schlichten, sich stets gleichbleibenden Art eine ausgezeichnete Erzieherin. Gerade weil sie sich nirgends aufdrängte mit ihrem

Rat, wirkte ihre bloße Gegenwart mit einer stillen Kraft, der man sich nicht entziehen konnte.

Für Ernst Hindorf verknüpfte sich mit diesem Mädchen noch eine besondere Erinnerung, die sie ihm wert machte: Doris hatte Marka Weudena gern gemocht und sie oft wochenlang bei sich in Lamnitz gehabt. Später hatte dann Eberhard ein gewisses Interesse für Marka an den Tag gelegt, und sein älterer Bruder bedauerte es noch heute, daß aus der Courmacherei nichts Ernsteres hervorgegangen war. Er bedauerte es um Eberhards willen, der eine bessere Frau sicherlich nicht hätte finden können, und es tat ihm leid um des Mädchens willen, das schwerlich Aussicht haben würde, einen Mann zu finden, und das doch eigentlich zu schade war, sich langsam im Dienste der Familie aufzureiben.

Ernst Hindorf brachte den Weudenas oft einmal etwas mit: so dem Sohne kürzlich ein Jagdgewehr, das er nicht mehr brauchte; den jüngeren Mädchen machte er Geschenke von Büchern oder Gesellschaftsspielen. Nur Marka konnte er nicht in dieser Weise beschenken; sie schien ihm über das Alter hinaus, wo man ein Mädchen einfach als Wahlnichte behandeln kann. Und gerade Marka hätte er gern ein äußerlich erkennbares Zeichen gegeben, wie er ihre selbstlose Aufopferung bewunderte.

Da kamen ihm die Blumen zustatten, die in

seinem Warmhaus wuchsen. Doris war eine große Blumenfreundin gewesen. Der Gärtner in Lamnitz zog noch immer die Arten weiter, welche die Verstorbene bevorzugt hatte. Ernst Hindorf ließ wohl hier und da ein besonders schönes Exemplar in sein Zimmer bringen, um sich daran zu erfreuen; aber die meisten dieser Kinder der Flora vergingen ungesehen. Seitdem er sich so viel in Dromsdorf aufhielt, bekam auch sein Warmhaus wieder einen Zweck. Dort hatten sie nichts dergleichen. Ernst Hindorf aber machte es Freude, Marka Weudena mit den kostbarsten Exemplaren, welche die Kunst seines Gärtners hervorbrachte, zu beschenken. Blumen, fand er, paßten so gut zu diesem Mädchen, das selbst in seinem passiven, pflanzenhaften Wesen etwas von einer stillen, schönen Blüte hatte. Blumen zu schenken und Blumen anzunehmen, brauchte sich ja auch niemand zu scheuen; es machte den Geber nicht arm und beschwerte den Empfänger nicht.

Ernst Hindorf feierte seinen Geburtstag. Es waren nicht allzuviel Leute, die um das Datum wußten. Eberhard hatte ihm aus Berlin einen steifen Brief geschrieben, und von seiner Schwägerin Hedika lag ein kleines Höflichkeitsbillett bei. Frau Siebert, die Wirtschafterin, hatte es sich nicht nehmen lassen, die übliche Geburtstagstorte zu backen, aus Biskuit mit Zuckerguß, nach einem

alten Rezept des Lamnitzer Hauses. Der Leuchter mit dem Lebenslicht und die Girlande um den Frühstückstisch fehlten nicht. Später traten einige von den Gutsleuten an, um mit verlegen schmunzelnder Miene zu gratulieren.

Hindorf hoffte, die Sache wäre damit erledigt, denn er liebte die Ovationen nicht; aber die zweite Post brachte noch einige Briefe und sogar ein umfangreiches Paket. Die Briefe stammten aus Kranzfelde. Der eine trug die ihm so gut bekannte Handschrift von Babette Finsterly. Die Alte vergaß keinen Geburtstag ihres ehemaligen Eleven. Das andre Kuvert zeigte gleichfalls eine Damenhand. Ernst Hindorf überlegte einen Augenblick. Die Witwe Nettelmüller! Wer anders führte ein so weichliches Parfüm, wie es dieser Brief ausströmte.

Am interessantesten war ihm das Paket. Absender war eine indifferente Firma in Kranzfelde. Dahinter verbarg sich irgendeine Freundin, die nicht erkannt sein wollte. Einen Augenblick dachte er an Anne Marie Plessow. Als er jedoch das Paket öffnete, wurde ihm klar, daß sie es nicht sein könne. Die gestickte Tischdecke, die sich daraus entwickelte, sah der kleinen Plessow nicht ähnlich. Eine äußerst fleißige Arbeit, aber ohne jede Spur von Originalität; wahrscheinlich nach irgendeinem Modejournal entstanden. Das war Dromsdorfer Fabrikat. Er sah es, und zum Überfluß sagte es ihm ein Brief

von Marka, in dem sie ihm in ihrem und der Geschwister Namen zum Geburtstag gratulierte. Marka nahm die Gelegenheit wahr, ihm ihren Dank auszusprechen für alles, was er an ihnen tue.

Der Brief war merkwürdig unfrei im Tone und sagte, trotz ziemlicher Weitschweifigkeit, nicht viel. Die Decke belustigte Hindorf. Sie war sehr groß ausgefallen. Eine Menge bunter Wolle steckte in den vielen Blumen und Ornamenten. Wie viel Mühe mochten sich die guten Mädel damit gegeben haben! — Er wußte nichts Besseres als die Geburtstagstorte, die er ja doch nicht allein verzehren konnte, einpacken zu lassen und sie mit vielen Blumen nach Dromsdorf zu schicken.

Babette Finsterly hatte sich in ihrem Glückwunschschreiben an Ernst Hindorf beklagt, daß er sie vernachlässige. Als er das nächste Mal zur Kreisstadt fuhr, suchte er die Alte daher in ihrer Wohnung am Marktplatz auf. Babette war entzückt, ihn zu sehen. Der Frühling war ihre langweilige Zeit. Da kamen wenig Menschen zur Kreisstadt. Wenn das Gras zwischen den Pflastersteinen zu sprießen begann, gab es nicht viel zu sehen von ihrem Fenster aus; die Wagenburg vor dem „Goldenen Löwen" war nur klein. Die Wege waren grundlos und die Landwirte mit der Bestellung ihrer Felder beschäftigt.

Immerhin war die neugierige alte Jungfer

auch jetzt gut beschlagen im Klatsch der Gegend. Zweierlei interessierte sie am meisten: das waren Verlobungen, welche in der Luft schwebten, und Kinder, die erwartet wurden. Es war ihr Ehrgeiz, über solche Eventualitäten früher unterrichtet zu sein als irgend jemand anders. Und sie scheute vor indiskreten Fragen nicht zurück. Man nahm ihr das auch nicht übel. Daß in Baderwisch voraussichtlich noch im Sommer getauft werden würde war ihr natürlich längst bekannt. Dagegen schweige noch alles bei Agathe von Rängern. Dann rückte sie vorsichtig mit der Frage heraus, wie es denn in dieser Beziehung bei Eberhard und seiner jungen Gattin stehe, die im Dezember geheiratet hatten. Ernst Hindorf konnte mit gutem Gewissen versichern, daß er nicht wisse, ob er Aussicht habe, Onkel zu werden.

Ernstlich entrüstet war Babette, daß in der Gegend das Verloben neuerdings ganz aus der Mode zu kommen scheine. Die Herren seien zurückhaltender als früher geworden. Warum, zum Beispiel, saßen die Weudenaschen Töchter in Tromsdorf noch immer unvergeben? Früher waren so hübsche Mädchen abgegangen wie die warmen Semmeln.

Dann begann Babette ein Loblied zu singen zu Ehren von Marka Weudena. Sie werde eine ausgezeichnete Hausfrau und Mutter abgeben mit

ihrer Solidität, Sparsamkeit und Anspruchslosigkeit. Die Männer wären blind, daß sie einen solchen Demanten unbeachtet liegen ließen. Ernst Hindorf konnte nicht in Zweifel darüber sein, was die Alte damit sagen wollte.

~~~~~~~~~~

Ernst Hindorf fühlt sich unangenehm berührt. Das Dromsdorfer Idyll ist ihm zerstört. Nachdem die Sache dort in Ordnung gebracht ist, zieht er sich nun zurück. Es liegt so nahe für ihn, zu heiraten, aber er denkt an Eberhards schlechte Erfahrungen in seiner Ehe. Er denkt an sein Glück mit Doris. Kann ihm ein junges Mädchen nach ihr etwas sein? Und kann er einem jungen Mädchen etwas sein in seinem Alter? Die Frauen haben natürliches Zutrauen zu ihm. Er sucht sie nicht, aber sie suchen ihn auf. Anne Marie Plessow — das Mädchen ist ihm ein Rätsel, er kann sie mit andern Mädchen nicht in einen Topf werfen; sie ist etwas Besonderes, ihn sehr Anziehendes. Aber begünstigen kann und will er ihr aufkeimendes Interesse nicht; es kann doch höchstens romantische Mädchenschwärmerei sein. Er stellt sie sich an seiner
~~~~~~~~~~

Seite vor. Die Jahre sind es nicht so sehr, die ihn von Anne Marie trennen, als seine Erlebnisse, die ein junges Mädchen niemals würde verstehen können. Einen Menschen an sich fesseln, ist höchste Lust, aber auch höchste Verantwortung und Gefahr. Er hat zu ernste Dinge erlebt; seinem Gesicht ist der Stempel davon aufgedrückt. Und doch — das Alleinsein ist so schwer! Frauenliebe ist doch das Größte auf der Welt. Aber er hat das Geschick, Einsiedler zu sein, angenommen und will es nicht leichtsinnig vertauschen. Das Heiligtum seiner Erlebnisse will er sich nicht profanieren lassen.

Er setzt sich auf den Rand des Bettes und denkt an seine Lieben. Das ist seine Art, zu beten.

In Baderwisch ist ein Sohn geboren worden. Es herrscht allgemeine Beglückung über den Stammhalter. Aurelie schreibt an Anne Marie einen Versöhnungsbrief und lädt sie zur Taufe ein. Anne Marie fährt hin und steht Pate. Ihr Mitgevatter ist Assessor Tubus, der ihr von der Hochzeit her bekannt ist. Assessor Tubus ist ein unglücklicher Charakter, mißtrauisch, ehrgeizig, empfindlich, Outsider der guten Gesellschaft, die er bewundert. Beim Taufdiner spielt er eine unglückliche Rolle. Er tut Anne Marie leid; sie spielt mit ihm Tennis und macht mit ihm Besuche im Dorf, wo er den Leuten Geld schenken will. Eine Alte hält ihn für Anne Mariens Bräutigam.

Der Lamnitzer Hindorf kommt in einer Grenzangelegenheit zu Horst und bleibt zum Frühstück. Anne Marie kann ihre Freude, ihn zu sehen, nicht verbergen. Doktor Tubus wird dadurch eifersüchtig und stellt Anne Marie zur Rede. Sie weist ihn in seine Schranken zurück. Doktor Tubus schreibt einen Brief an Anne Marie; sie liebt nicht Korrespondenzen zwischen Menschen, die im selben Hause leben, und sagt ihm das. Darauf stellt er die entscheidende Frage, wird aber sofort abgewiesen. Er spricht davon, daß er das Leben von sich werfen wolle. Sie hält es für die bekannte Redensart.

Nach der Auseinandersetzung mit Doktor Tubus geht Anne Marie auf ihr Zimmer. Sie kann die Sache nicht recht ernst nehmen, hofft, daß er noch zur Raison kommen wird. Während sie hinausblickt, sieht sie ihren Bruder Horst mit dem Lamnitzer Hindorf unten auf und ab gehen. Sie scheinen ihren Gestikulationen nach in lebhafter Unterhaltung. Der Inspektor, der früher in Lamnitz gewesen, kommt dazu. Es scheint ein Streit daraus zu werden. Anne Marie stellt Vergleiche an, freut sich an der vornehmen Haltung Hindorfs, der sich jetzt verabschiedet.

Beim Essen ist Horst noch sehr erregt, räsoniert auf den Lamnitzer, der ihn um Beteiligung an seiner Genossenschaftssache gebeten hat. Horst hat das abgelehnt. Der Lamnitzer hat eine Anzahl Bauern in Baderwisch für seine Ideen gewonnen. Horst

nennt es Popularitätshascherei und rühmt sich, es Hindorf diesmal ordentlich gesteckt zu haben. Anne Marie schweigt wohlweislich über ihre Gedanken.

Doktor Tubus fehlt; der Diener wird nach ihm geschickt, findet ihn aber nicht auf seinem Zimmer. Aurelie ist um ihn besorgt.

Im Laufe des Nachmittags machen Kammerherr und Frau von Mildenau Besuch. Anne Marie weiß nicht, wie sie zu Frau von Mildenau steht; es ist ihr nicht gleichgültig, wie Ernst Hindorfs Schwester von ihr denkt. Das alte Wohlwollen ist geschwunden. Sie hat das Gefühl, von ihr beobachtet zu werden. Der Besuch verläuft kurz und steif. Horst ist unzufrieden mit Aureliens Haltung. Aurelie ist durch die Sorge um den Bruder ganz benommen.

Der Gärtner meldet, daß sich der junge Herr aus Berlin das Leben genommen habe. Aurelie verliert die Haltung völlig, beschuldigt sofort Anne Marie. Horst zeigt sich als feige und ratlos.

Anne Marie flüchtet sich auf ihr Zimmer. Zunächst wiegt das Entsetzen vor. Hat sie Schuld? Ist sie kokett gewesen? Nein, aber unklug. Was soll nun werden? In diesem Hause kann sie nicht bleiben. Wohin flüchten?

Sie erträgt es nicht länger und läuft in die Dämmerung hinaus, schlägt, ohne es zu wissen, die Richtung nach Lamnitz ein. Wilde Gedanken und

Pläne jagen durch ihren Kopf. Zu ihm! Er muß ihr sagen, wer sie ist, was sie tun soll. Er allein auf der Welt kann es wissen, wird ihr helfen. Ihm zu Füßen fallen, von ihm sich aufrichten lassen. Sie sieht das Herrenhaus von Lamnitz, die Begräbnisstätte im Park; scheut sich, weiterzugehen. In seinem Zimmer ist Licht. Er hat seine Welt für sich. Was ist sie ihm?

Anne Marie kehrt um; es ist Nacht; das Baderwischer Haus ist verschlossen. Sie klingelt, muß warten, bis ein Mädchen ihr öffnet.

Anne Marie geht wieder auf ihr Zimmer. Sie muß sich ruhig überlegen, was sie zu tun hat. Hier kann sie nicht bleiben um Aureliens willen. Sie denkt an Agathe, will aber nicht um Einlaß betteln. Zur Tante in Kranzfelde! Das hieße versauern. Es bleibt nur Amerika für sie. Job wird sie und ihr bißchen Geld schon gebrauchen können. Sie wird ruhiger. Ein schneller Abschied ist die Hauptsache. Wie wenig Menschen man hat, an denen man hängt! Ihre Gedanken kehren zu Ernst Hindorf zurück. Ihn will sie noch einmal sehen, am hellen Tage ganz ruhig mit ihm sprechen, seinen Rat erbitten und sehen, ob es ihm leid tun wird, daß sie geht. Sie besiegt ihre Bedenken. Was bedeutet es ihr jetzt noch, was die Welt sagt! Wäre es nicht Feigheit, zu gehen, ohne dem Menschen, der die wichtigste Rolle in ihrem Leben gespielt, Lebewohl

gesagt zu haben? Selbst auf die Gefahr hin, daß er merkt, was sie fühlt.

Der nächste Tag ist Sonntag. Sie weiß, welchen Weg er durch den Park von Lamnitz aus zur Kirche geht. Dort wird sie ihm morgen in der Frühe entgegen gehen.

Ernst Hindorf hat sich etwas früher aufgemacht. als sonst; es ist ein wunderschöner Sommermorgen. Ein Mädchen aus dem Dorfe tritt ihm auf dem Kirchweg entgegen, erzählt ihm eine lange, tragische Geschichte. Zum Schluß bittet sie für ihren Geliebten, der eine Straftat begangen und sich verborgen hält. Ernst Hindorf erwidert: Strafe muß sein, aber er wird sich des Falles annehmen. Das Mädchen geht beglückt ab. Sie kommen alle zu ihm, haben Vertrauen zu ihm. Er hat sich gestern abend so einsam gefühlt. Wie ihn der junge Morgen erfrischt! Die Kirchenglocken läuten. Anne Marie kommt ihm entgegen. Er erkennt, daß etwas Besonderes mit dem Mädchen ist. Sie sagt ihm offen, daß sie ihn habe treffen wollen. Er sieht, daß er die Kirche heute aufgeben muß. Anne Marie berichtet, daß sie das Land verlassen will. Er erkennt, daß das, was sie vorhat, Torheit ist — sie würde für Job nur eine Fessel werden —, und redet ihr ab. Sie: „Es bleibt mir kein andrer Ausweg.“ Er: „Was ist geschehen?“ Sie erzählt zaghaft das gestrige Ereignis. Er versteht schnell und erspart ihr das

übrige. Er erwägt die weiteren Möglichkeiten, die ihr bleiben: ihre Tante, Frau von Nettelmüller. Sie setzt lebhaft auseinander, warum sie zur Tante nicht wieder will. Er schlägt seine Schwester, Frau von Mildenau, vor. Sie deutet an, daß die Freundschaft mit Drosselbach einen Riß bekommen habe.

Anne Maries ehrliche Art, dem Geschick mutig ins Gesicht zu sehen, imponiert ihm, und zugleich rührt sie ihn in ihrer Jugendlichkeit. Das Mädchen kommt ihm heute ganz anders vor, viel seelenvoller, bedeutender; alles Puppenhafte der Salondame ist von ihr gewichen. Sie hat mehr als bloß Rasse; sie scheint Charakter zu besitzen. Er will sie auf die Probe stellen, will herausbekommen, weshalb sie gerade ihm alles dies erzählt. Er will sie nicht merken lassen, wie sehr sie ihm gefällt, und unterwirft sie noch einem härteren Examen.

Was will sie drüben beginnen? Sie: „Arbeiten, was sich bietet, lieber, als hier Demütigungen ertragen.“ Blitzartig durchzuckt ihn das Gefühl, daß es eine Schmach wäre, anzusehen, daß dieses Wesen sich ruiniert. Man muß hier helfen. Sie hat solch großes Vertrauen zu ihm. Wie ist sie auf den Gedanken gekommen, sich gerade an ihn zu wenden? Er stellt diese Frage, kränkt sie dadurch. Anne Marie antwortet nicht, wendet sich und geht. Sie hat Furcht, ihm die Antwort hierauf zu geben, denn sie ist am Ende ihrer Kraft, fürchtet, weich zu

werden. Er glaubt sie beleidigt, eilt ihr nach, und holt sie ein. Sie hat die Augen voll Tränen, sprachlos. „Warum" . . . Er erkennt mit einem Male, was er geahnt hat, ist tief ergriffen. — Sie finden sich. „Du darfst nicht gehen!" Die Gebetglocke schlägt an zum Vaterunser. Ihr ist's wie im Traum. Sie hat wieder das Gefühl des Überweltlichen. Er spricht von seiner Schwester; nun muß sie zu ihr. Man sieht Kirchgänger in der Ferne. Was kümmert es sie! Sie will nicht von ihm. Ihr ist, als sei sie endlich zu Haus. Er muß mahnen, bringt sie bis zum Park von Baderwisch und kehrt dann nach Lamnitz zurück. Sie bleibt lange stehen und schaut ihm nach.

Ernst Hindorf geht nach Hause zurück, durch seinen Park, am Erbbegräbnis vorbei. Sein Vogt begegnet ihm, fragt ihn wegen einer wichtigen wirtschaftlichen Maßnahme. Er reißt sich zusammen, um ihm zu antworten. Bestellt den Wagen, um nach Drosselbach zu fahren. Er geht dann ins Haus. Eine große Unruhe hat sich seiner bemächtigt. Sein Zimmer mutet ihn fremd an. Was hat er getan? Ist es Leichtsinn? Er schreitet durch alle Zimmer; vor dem Bild von Doris bleibt er stehen. Ihr Anblick beruhigt ihn. Es war doch nicht bloße Verliebtheit. Er hat in Anne Marie einen Abglanz jener Liebe gesehen, die er bei Doris gefunden, der großen Weibesliebe. Er darf ohne Scheu Doris ins Auge blicken.

Anne Marie verlebt ihre Brautzeit in Drosselbach. Wie alles für sie verwandelt ist! Sie liebt alle Menschen; es wächst etwas ganz Neues aus ihr heraus, Hingebung. Sie wundert sich, daß sie essen und trinken muß; schlafen und sich an- und ausziehen wie früher. Nur was auf ihn Beziehung hat, sollte sie interessieren. Der Alltag macht seine Rechte geltend.

Agathe kommt auf kurzen Besuch nach Drosselbach; sie ist noch nüchterner geworden, gratuliert der Freundin, daß sie nun erreicht hat, was sie gewollt. Anne Marie kann nicht klug daraus werden, was Frau von Mildenau über ihre Verlobung denkt.

Eines Tages hört sie von der Terrasse Brocken eines Gesprächs zwischen Frau von Mildenau und der Witwe Nettelmüller. Ernsts Schwester spricht über Anne Marie und beklagt ihren Bruder. Das Mädchen sei oberflächlich; er müßte eine ganz andre Frau haben.

Anne Marie fühlt sich schwer getroffen. Ist das wahr? Ernst allein kann ihr darüber Aufklärung geben. Er kommt meist abends zu Wagen von Lamnitz. Sie macht sich zu Fuß auf, ihm entgegenzugehen. Er kommt nicht. Ihre Stimmung wird immer verzweifelter. Sie macht ihm in ihrem Herzen Vorwürfe, daß er nicht kommt, und kehrt schließlich um. Als sie bei Dunkelheit nach Drosselbach zurückkehrt, findet sie ein Telegramm von ihm,

daß er wegen einer dringenden Sitzung abgehalten sei, zu kommen. Sie ist deprimiert, verbirgt das nicht.

Am nächsten Tage kommt er früh. Sie sieht ihn auf einmal mit andern Augen, will ihn nun nicht mehr fragen, ob sie oberflächlich ist. Fragen ihrer Ausstattung werden erwogen. Das kommt ihr so entsetzlich prosaisch vor. Sie weiß, daß Frau von Mildenau das exzentrisch findet; Ernst leidet darunter. Er ist doch in manchem ganz anders, als Anne Marie ihn sich gedacht.

Anne Marie erhält von ihm das Brautkleid geschenkt. Dabei erwähnt er ihr gegenüber zum erstenmal den Namen Doris.

Die Hochzeitsreise macht Ernst Hindorf mit seiner jungen Frau über Frankreich nach der Kanalküste von Südengland. Anne Marie ist wenig gereist; alles erstaunt sie. Das Beobachtetwerden in Paris fällt ihr auf. Ernst bestimmt alles. Es wird ihr schwer, die Unabhängigkeit des Mädchens fahren zu lassen, aber sie sagt sich, daß sie es ja selbst gewollt hat. Ernst ist sehr schweigsam; dabei hat sie das Gefühl, als beobachte er sie. Der Gedanke, daß er Vergleiche anstellen könne, ist ihr furchtbar. Im Seebad entzückt sie der Strand und die Brandung. Sie sieht eine andre junge Frau

baden und fühlt alle diese leichten Bewegungen mit. Sie will sich ein Badekostüm anschaffen, aber Ernst erlaubt es nicht. Der Gedanke befremdet sie, daß er ihr etwas untersagen kann. Seine Gründe, daß er seine Frau nicht den Blicken andrer preisgeben will, erscheinen ihr lächerlich. Sie reisen nach Nordengland an die Seen, wo sie regnerische Tage verleben. Ernst sehnt sich nach Lamnitz und seiner Arbeit zurück.

Nach Lamnitz zurückgekehrt, nimmt ihn sein Beruf wieder ganz in Anspruch. Anne Marie ist eifersüchtig auf dieses Gut, das ihm mehr ist als seine Frau. Alle möglichen Menschen kommen zu ihm, vom Dorf, aus dem Haus, aus der Ferne; für alle hat er ein Ohr. Diese Anliegen scheinen ihr zum Teil sehr unwichtig, aber ihm gehen sie im Kopf herum und ziehen ihn ab. Er ist eine ganz andre Art Gutsherr, als ihr Vater es war. Zum Reiten kommt sie gar nicht, zum Ausfahren wenig. Auch die Politik nimmt ihn in Besitz und seine Genossenschaftsbestrebungen. Dazu kommt Ärger mit Horst und Baderwisch. Ganz anders hatte Anne Marie sich das Leben einer Gutsherrin vorgestellt. Die Wirtschafterin will die junge Frau tyrannisieren; Anne Marie läßt sich das nicht gefallen. Ernst kündigt der Frau; die Neue schlägt schlecht ein. Der alte Diener Gustav scheint die junge Herrin nicht zu billigen; ihr ist der Alte unheimlich.

In der Kirche denkt sie an die Zeiten zurück, wo sie drüben in der Baderwischer Loge gesessen. Jetzt hat sie nun das, was sie damals nicht mal zu wünschen gewagt hat. Und doch möchte sie ihr Ideal sich nicht herabwürdigen lassen. Ernst ist doch ein großer Mensch, nur ganz anders, als sie ihn sich gedacht. Er ist ihr damals näher gewesen und verständlicher als jetzt. Sie fühlt, daß er sich von ihr zurückzieht. Der Verdacht, daß er Vergleiche anstellt, befällt sie aufs neue. Der Saal mit Doris' Bild ist ihr der unbehaglichste Raum im Hause. Sie geht in die Lamnitzer Gruft und steht vor den Särgen der ersten Frau und des Kindes. Sie kann es nicht ertragen daß Ernst noch andre Götter hat außer ihr.

Das Haus von Babette Finsterly in Kranzfelde wird abgebrochen; an seine Stelle kommt ein moderner Modebazar. Dadurch ist das Bäbchen ohne Behausung. Ernst Hindorf ladet sie nach Lamnitz ein; er meint, Anne Marie könne weibliche Gesellschaft brauchen; er ahnt, daß er selber nicht der rechte Gesellschafter ist für eine junge Frau. Das Bäbchen bringt wirklich Leben in das Haus.

Ernst Hindorf ist Kurator des Kreiskrankenhauses. Die alte Vorsteherin legt ihr Amt nieder wegen Gebrechlichkeit. Helene Kracht wird zur Vorsteherin gewählt. Anne Marie erfährt das ganz zufällig und macht ihre Rückschlüsse daraus, daß

Ernst ihr gegenüber nicht davon gesprochen hat. Er hat die neue Vorsteherin selbst eingeführt und kommt durch seine Stellung oft mit ihr zusammen. Anne Marie hat lange nicht mehr an Helene Kracht gedacht und an ihre früheren Beobachtungen. Jetzt will sie von dem Bäbchen wissen, was eigentlich zwischen den beiden gewesen ist. Babette kann nicht widerstehen, erzählt, was sie weiß: von den Zusammenkünften der beiden als junge Menschen, von der Trennung durch die Familien und von dem Brief, den Ernst geschrieben, und der durch Babettens Hände gegangen ist. Alles das macht Eindruck auf die junge Frau. Sie weiß nun gewiß, daß Helene Kracht Ernst noch liebt. Abends sucht sie ein Gespräch mit Ernst, aber er ist ganz an seinem Schreibtisch vertieft. Sie geht zu Bett, hält es nicht aus, sucht ihn noch einmal auf und findet ihn in seinem Zimmer am Fenster, tief in Gedanken hinausstarrend. Er scheint ihr Kommen unangenehm zu empfinden, sie ist gekränkt.

Sie fragt sich: Ist sie glücklich? Hat sie in der Ehe gefunden, was sie erwartet? Sie ist eine andre, aber auch Ernst ist ein andrer, als sie ihn gesehen. Schreckliches Gefühl, an einem geliebten Menschen Schwächen zu entdecken. Er ist ihr zu sehr Träumer. Sie möchte ihn einmal ganz in Flammen sehen. Seine große Güte kann langweilig wirken. Sie denkt an eine Szene mit einem Knecht,

wo er ihrer Ansicht nach hätte zornig werden müssen, aber er blieb gelassen. Wie anders war ihr Vater! Es fehlt Ernst an einer gewissen Brutalität. Sie reizt ihn manchmal absichtlich, nur um zu sehen, wie er sich verhalten wird. Es ist ihr eine Qual, aber auch ein süßer Kitzel. Vor allem aber reizt es sie, Ernst aus seiner Gleichgültigkeit zu bringen. Sie erreicht dadurch nur, daß er traurig wird und sich noch mehr in sich selbst verkapselt. Ist sie schlecht?

Eberhard ist zurück von Berlin in seine alte Garnison Kranzfelde. Hedika, seine Frau, hat ihm inzwischen zwei Jungen geschenkt. Hedika ist die eleganteste Frau der Gegend; sie spielt die erste Rolle im Regiment, das jetzt einen bürgerlichen Oberst hat. Die Leutnants sind viel bei ihr; es wird geraucht und gespielt in ihren Salons und sehr ungeniert parliert. Hedika kann sehr liebenswürdig sein, wenn sie will; sie ist sehr geschickt und praktisch in allen Haushaltungsdingen. Sie beherrscht ihren Mann vollkommen, jedoch scheitert sie an Ernst Hindorf, der sie nach wie vor kühl behandelt. Von ihm fühlt sie sich durchschaut.

Auf Anne Marie gewinnt Hedika Einfluß. Anne Marie imponieren die Sicherheit und kühle Offenherzigkeit und die gesellschaftlichen Talente Hedikas. Im Innersten verabscheut Anne Marie diese Frau, aber sobald sie zusammen sind, hat Hedika Einfluß auf sie.

Chineck hat sich nach längerem Umherstreifen in Kranzfelde niedergelassen; er ist viel in Eberhards Hause, in Baderwisch und macht auch Besuch in Lamnitz.

Anne Marie hat ein sicheres Auftreten nach außen hin als Frau von Hindorf. Ihr macht die Geselligkeit Spaß; sie wird beneidet und bewundert. Es ist ihr Befriedigung, aus gesicherter Stellung ihre früheren Quälgeister fühlen zu lassen, daß sie die Frau des Lamnitzers ist.

Ernst Hindorf erschrickt manchmal vor der Schrankenlosigkeit ihrer Leidenschaft. Hat er nicht doch eine Torheit begangen? — Er weiß es, daß man imstande sein muß, sich vieles zu verzeihen in der Ehe. Aber gerade das will Anne Marie nicht einsehen. Der Mensch kann dem Menschen niemals ganz nahekommen; wir sind alle Einsiedler; vielleicht ist Anne Marie zu jung, das zu verstehen. Sie begehrt ihn ganz für sich selbst, mit der ganzen Einseitigkeit der Frau. Er will sich nach außen hin auswirken, in Gemeinde, Verwaltung, Politik. Gegensatz männlicher und weiblicher Auffassung in diesen Dingen.

Ernst Hindorf fühlt, daß er Einfluß gewinnt, am Widerstand der Gegner. Er kandidiert für den Landtag. Horst agitiert gegen ihn. Die Leute trauen ihm Ehrgeiz zu, schieben ihm sonst welche Motive unter. Daß einer um der Sache willen

wirkt, glaubt niemand. Die politische Situation im Kreise ist so verfahren wie möglich. Man will wirtschaftliche Vorteile machen und nennt das gute Gesinnung. Keiner will etwas nachlassen von seinen speziellen Interessen. Er hat einmal in einer Versammlung der Grundbesitzer von politischer Unerzogenheit und Kurzsichtigkeit etwas geäußert und damit in ein Wespennest gestoßen. Horst vor allem räsoniert. Hindorf erhält Beweise des Vertrauens von andrer Seite. Seine Zusammenschlußideen auf praktischem Gebiete fangen an, sich zu realisieren.

Der junge Weudena wird mündig; Ernst hat wieder in Dromsdorf zu tun. Anne Marie liebt diese Familie nicht. Sie machen gemeinsam einen Besuch in Dromsdorf, wobei man auch Helene Kracht sieht. Ernst erwägt, ob er seiner Frau von dieser Jugendliebe erzählen soll. Der Gedanke, daß er damit das Geheimnis einer Dame preisgeben würde, hält ihn davon ab. Er ist unzufrieden mit Anne Mariens neuesten Freundschaften. Er unterdrückt die dunklen Gedanken, die manchmal in ihm aufsteigen wollen. Sind nicht die Frauen doch das inferiore Geschlecht? Sie versprechen viel und halten wenig; sie täuschen durch Liebreiz, und ein Tor fällt darauf herein. — Es war nur e i n e, die davon eine Ausnahme machte.

Hedika geht im Sommer mit ihrer Mutter auf Reisen; Eberhard bleibt in Kranzfelde. Hedika

weiß es bei Anne Marie durchzusetzen, daß sie die beiden Jungen mit dem Kinderfräulein nach Lamnitz nimmt. Anne Marie bereut es sehr bald, denn die Jungen verursachen viel Not im Haus, und sie sieht, wie Ernst darunter leidet. Wünscht er sich Kinder?

Agathe Rängern ist in Drosselbach mit ihrem Baby. Die Freundinnen sehen sich und unterhalten sich über Kinder. Bei Agathe ist die Liebe zum Kinde an Stelle der Gattenliebe getreten; für ihren Mann empfindet sie Dankbarkeit und Freundschaft. Anne Marie ist außer sich bei dem Gedanken, jemals dahin kommen zu können.

Man trifft Chineck öfter; er kommt immer dahin, wo Anne Marie ist, kommt neuerdings auch ungebeten nach Lamnitz. Ganz anders faßt Anne Marie seine Courmachereien jetzt auf wie als junges Mädchen. Chineck ist ihr widerlich, direkt physisch unangenehm, und doch liegt ein Reiz darin, der Reiz des Gefährlichen, zu wissen, daß sie mit ihm anstellen kann, was sie will. Sie behandelt ihn absichtlich schlecht. Hedika kommt von ihrer Reise zurück; sie protegiert die Sache; Ernst scheint nichts zu sehen oder sehen zu wollen. Gerade das reizt Anne Marie noch mehr. Sie begeht eine Unvorsichtigkeit.

Ernst Hindorf greift nicht ein; er ist zu stolz dazu. Er zieht sich ganz auf sich zurück. Er sieht, daß er sich getäuscht hat in Anne Marie. Er weiß

nun, daß er zum Einsiedler geboren ist. Manchmal hat er an einen Leibeserben gedacht; es ist besser so, daß er keinen hat. Er wird niemanden haben, wenn er stirbt, in dessen Auge er blicken kann. Es war vielleicht zuviel vom Leben verlangt, zweimal einen Menschen zu besitzen.

Hedika bringt Anne Marie in perfider Weise ins Gerede. Ernst erkennt, daß er eingreifen muß. Er stellt das Renommee seiner Frau wieder her.

Anne Marie bangt um Ernst. Sie erkennt mit Schrecken die Gefahr, in die sie ihn gebracht hat, und seine Großherzigkeit. Er tritt für ihre Ehre ein, läßt sie aber merken, daß damit das Tischtuch zerschnitten sein soll für künftig.

Ein paar Tage lebt man nebeneinander her, gleichgültig.

Anne Marie fühlt, daß sie sich ganz einsetzen muß, ihn wiederzugewinnen, oder ihn aufgeben. In der Nacht schleicht sie zu ihm, findet seine Türe erst verschlossen, fleht um Einlaß. Er läßt sie ein.

Hedika macht wieder Anknüpfungsversuche. Eberhard hat Schulden. Ernst muß wieder einmal einspringen.

Anne Marie erwartet; sie hat nicht gewußt, welch stolzes Gefühl das ist. Wie ihr Ernst wertvoll wird; in einem ganz andern Sinne bewundert und liebt sie ihn. Alles erscheint in einem neuen Licht. Sie ist unvorsichtig, er ängstlich. Bei einer

Wagenfahrt nach Drosselbach schadet sie sich. Ihre Hoffnung wird vernichtet. Anne Marie liegt in Drosselbach; Agathe ist bei ihr; ihre Nerven sind stark angegriffen.

Ernst Hindorf ist tief deprimiert. Im Grund seiner Seele liegt tiefe Melancholie, er freut sich auf das Sterben.

Auf Anraten der Ärzte wird Anne Marie ins Bad geschickt. Der Badearzt ist ein hervorragender Psycho=loge. Anfangs fühlt sie sich sehr matt und weint viel. Sie hat Ernsts Bild in ihrem Zimmer aufgestellt, denkt auch viel an ihn und über sich selbst nach. Sie schreibt oft an ihn in warmherzigem Ton; Ernst antwortet nur kurz, da er sehr beschäftigt ist mit Wahlvorbereitungen. Sie versteht ihn viel besser aus der Entfernung. Die Fragen des Arztes befremden Anne Marie. Die Kur schlägt gut an. Sie darf ausgehen, fühlt kein Bedürfnis nach Ge=selligkeit. Sie liest Bücher, die ihr der Arzt besorgt. Sie denkt jetzt manchmal über Dinge nach, die früher nie in ihren Gedankenkreis getreten. Sie empfindet, daß sie sehr schlecht erzogen worden ist. Der Gedanke, daß man sich selbst erziehen müsse, ist ihr früher nie gekommen. Anne Marie findet in den Büchern manches über den Einfluß der Mutter auf das Kind vom ersten Augenblicke des Daseins an. Sie fragt den Arzt über einiges. Sie findet, daß er ein zartfühlender Mensch in rauher

Schale ist. Jetzt weiß sie, warum sie ihr Kind damals verloren hat: sie war noch nicht gut genug dafür.

Ernst Hindorf ist neuerdings öfter mit Helene Kracht zusammengekommen. Sie kündigt ihre Stelle als Vorsteherin des Krankenhauses. Er will ihr abreden; er meint, es gehe nicht ohne sie. Sie will ihm den Grund nicht sagen, warum sie gehen will. Bei dieser Zusammenkunft sprechen die beiden von ihrem Vater und den alten Zeiten, ohne die früheren Erlebnisse direkt zu berühren. Sie bleibt immer zurückhaltend. Dann gibt sie ihm, wie beiläufig, den Brief zurück, den er ihr damals geschrieben hat. Als er gegangen, bricht die grauhaarige Frau in verzweifeltes Weinen aus.

Äußere Ereignisse stellen starke Anforderungen an Ernst Hindorf. Man will ihn als Reichstagskandidaten aufstellen. Die politische Lage. Er prüft sich, kommt zu dem Resultat, daß er annehmen muß. Die Gehässigkeit der Gegner setzt sofort ein. Er hat gegen zwei Fronten zu kämpfen: die Liberalen, die ihn als Junker nicht wollen, und seine Standesgenossen, denen er zu frei denkt. In gewissem Sinn tut ihm dieser Kampf wohl; so kommt er am besten über seinen Kummer weg. Intrigen aller Art werden gesponnen; er unterliegt dem liberalen Kandidaten.

Anne Marie kommt nach Lamnitz zurück. Sie

hat in den Blättern von seiner Niederlage gelesen; sie ist empört, viel mehr als er. Sie findet ihn gesetzt und stoisch gefaßt. Ihr Herz ist übervoll. Sie hat die feste Absicht, ihn zum Auftauen zu bringen. Er ist erstaunt über ihre Frische. Ihm ist ihr verändertes Wesen erst ganz fremd. Er meint, er müsse sie erst ganz prüfen. Bloße Zärtlichkeit allein kann ihm nicht genügen; er muß einen Freund haben. Hätte wirklich das Kind ihrer Seele zum Durchbruch geholfen? Er kommt sich vor wie ein Gärtner, der lange ein Bäumchen beobachtet hat, und nun, wo er längst die Hoffnung aufgegeben, steht es auf einmal in Blüten. Er überdenkt seine und ihre Geschichte. Hat er nicht vielleicht Unrecht begangen, da er zuviel bei ihr voraussetzte? Er hatte Erfahrung, sie nicht. Hat er ihr überhaupt jemals sein Herz geöffnet, wie andern Frauen? Er hat großes Unrecht getan, indem er sie mit Doris verglich. Jede Frau hat eine andre Art Liebe.

Sie sprechen sich aus zur Nachtzeit. Diesmal ist er es, der zu ihr kommt. Er erzählt von Doris und gibt ihr am nächsten Morgen Doris' und seinen Briefwechsel zu lesen, der wie ein „untrennbares Geflecht" ist. Anne Marie ist von der Größe dieser Liebe tief ergriffen. Aber warum hat er ihr das andre nicht auch gesagt? Er meint, sie ziele auf jenes Jugendabenteuer mit der Sängerin ab. Das interessiert sie nicht; sie meint Helene Kracht. Er

gibt ihr den Brief zu lesen, den er damals geschrieben, und erzählt ihr, wie unerklärlich sich die Frau neulich benommen habe. Anne Marie wird alles klar; sie ist erschüttert bei dem Gedanken an die Treue dieser Liebe und sagt ihm das. Er sinnt nach; es macht ihm Eindruck. Er kann es doch nicht recht glauben. Anne Marie erscheint es so selbstverständlich jetzt. Er ist so schön, und sie weiß jetzt, warum er es ist: aus seinen Zügen strahlt alle Schönheit der Frauen, die ihn geliebt haben.

Sie haben lange gebraucht, um den tieferen Sinn der Ehe zu verstehen. Es gibt kein vollkommenes Aufgehen zweier Menschen ineinander. Es wird immer ein Anziehen und Abstoßen und Wiederfinden bleiben müssen. Man muß sich vieles verzeihen. Aber das große Vertrauen muß da sein. Dann kommt auch der Glaube an das Glück.

Werke

von

Wilhelm von Polenz

Der Pfarrer von Breitendorf

Roman in 2 Bänden

geh. Mk. 8.—; geb. Mk. 10.—

Berliner Tageblatt. Etwas wie der frische Hauch der Menschheitszukunft umweht uns, wenn wir das Buch aus der Hand legen. . . . Von allen Seiten weiß der Autor an die große Frage heranzukommen. Vertreter beider Weltanschauungen sind in reicher Zahl vorhanden. Vor allem aber ist die evangelische Geistlichkeit in einer Reihe von Gestalten angeführt, die geradezu typisch genannt werden können. Hoch bemerkenswert erscheint die Kenntnis des Autors von den kirchlichen Dingen. . . . Dem Buche muß ein ernstes Studium der einschlägigen Verhältnisse vorausgegangen sein. — . . . Die Darstellung der entlegenen und uns weniger zugänglichen Verhältnisse des Landlebens darf dem Autor als besonderes Verdienst angerechnet werden. Der Roman ist im besten Sinne des Wortes realistisch. Man atmet die Luft der frisch aufgebrochenen Ackerscholle. Durch Tiefe, Ernst und Fleiß der Behandlung hebt er sich weit über

die alltäglichen Produkte dieses Genres. Das Buch hat kulturelle Bedeutung und wird im Zusammenhange mit der neuesten religiösen Bewegung stets genannt werden müssen.

Thekla Lüdekind

Roman in 2 Bänden

geh. Mk. 10.—; geb. Mk. 12.—

Leipziger Tageblatt. Unter den diesjährigen Bücherneuheiten nimmt der Polenzsche Roman wieder eine dominierende Stellung ein. Als Kunstwerk an sich ist die Arbeit von einer selbst bei Polenz noch nicht dagewesenen Vollendung; was sie noch vor den anderen Kunstschöpfungen desselben Autors und vor den meisten unserer Literatur voraus hat, ist die geradezu erhaben wirkende keusche Einfachheit der Darstellung.

Der Grabenhäger

Roman in 2 Bänden

geh. Mk. 10.—; geb. Mk. 12.—

Kunstwart. Wilhelm von Polenz' neuer zweibändiger Roman „Der Grabenhäger" behandelt ebenso wie des Verfassers vortrefflicher Roman „Der Büttnerbauer" unsere agrarischen Zustände. Nur, daß diesmal nicht der Bauer, sondern der Großgrundbesitzer im Mittelpunkte steht, und daß der Schauplatz deshalb vom mittleren nach dem nordöstlichen Deutschland verlegt ist. Die psychologisch ungewöhnlich feine und ethisch ungewöhnlich tiefe Liebesgeschichte des jungen gutsherrlichen Ehepaares von Grabenhagen zieht sich durch das Ganze; aber der größte Wert des Buchs liegt doch wohl darin, daß hier ein ausgezeichneter und hochgebildeter Sachkenner (Polenz ist selbst Rittergutsbesitzer) das Kämpfen, Wollen und Hoffen seiner Standesgenossen in einem vortrefflichen großen Kulturbilde dargestellt hat. Das ganze Buch ist in der Schilderung und Beleuchtung all der zahlreichen Gestalten eine künstlerisch ehrliche und menschlich ernste Arbeit.

Der Büttnerbauer

Roman

geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—

Velhagen und Klasings Monatshefte. Ohne Zorn und ohne Eifer hat er die Menschen geschildert, die sich im Kampf ums Dasein gegenüberstehen: die einen, für diesen Kampf nur ausgerüstet mit ein paar derben, arbeitskräftigen und arbeitslustigen Fäusten, zufrieden, wenn die von ihnen bearbeitete Scholle bescheiden lohnt; die anderen, unfähig zu produktivem Schaffen, aber listig und verschlagen, gierig und unersättlich, im Hinterhalt lauernd, bis die Frucht ihnen reif erscheint, gewaffnet mit allen Hilfsmitteln, die unsere moderne Gesetzgebung dem „Klugen" bietet, um den Dummen zu fangen. Wilhelm von Polenz hat die einen nicht idealisiert, die anderen nicht karikiert. Warm macht ihn nicht die Not der Menschen, oder er verbirgt sein Mitgefühl unter der Objektivität des schöpferischen Künstlers, der über seinen Geschöpfen steht und fürchten mag, die in ihren kräftigen Konturen vielleicht ganz einzig dastehende Charakteristik zu verweichlichen. Aber sein Buch ist wie ein gellender Notschrei des bedrohten Landes, das willig durch Jahrzehnte Früchte getragen hat und sich jetzt von dem Schicksal bedroht sieht, von Ausbeutern ausgeraubt zu werden . . . . Es ist ein Werk von so wuchtiger Kraft und so außerordentlichem Können, daß die Nation alle Ursache hat, auf den Verfasser stolz zu sein.

Liebe ist ewig

Roman

geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.50

Prager Tageblatt. In dem engen Rahmen der Heimatkunst, der Polenz seinen, allerdings weit über diesen Rahmen zu einem Weltbild herausgewachsenen Roman „Der Büttnerbauer" verdankt, hat dieser, höchsten ethischen Zielen nachstrebende Dichter längst nicht mehr die Grenzen seines Talentes gesehen.

Wenn die bayrische Hauptstadt auch vorwiegend den Schauplatz der Handlung seines neuen Romans bildet, so sieht man doch als Hintergrund das ganze deutsche Volk und das ganze moderne Zeitalter überhaupt. Die Hauptsache bleibt Polenz auch diesmal ein Frauenschicksal, das er von den Backfischjahren durch manche Wechselfälle der Liebe begleitet. Mit kühner Hand reißt der Dichter den Schleier von den konventionellen Formen der Liebe und zeigt ihre Hohlheit und Vergänglichkeit, um, über alle Schranken einer mißverstandenen Moral und kleinbürgerlichen Engherzigkeit hinweg, sogar in der „sündigen" Liebe den göttlichen Funken zu weisen. Freiheit und Sittlichkeit predigt dieses Buch, Wahrhaftigkeit und ehrliche Hingabe, eine Moral, die nichts gemein hat mit der Moral der Philister und kleinen Geister.

Karline

Novellen und Gedichte

geh. Mk. 2.—; geb. Mk. 3.—

Die Gesellschaft. Die Geschichte dieser Viehmagd „Karline", die dem Sammelbande den Namen gibt, ist in jedem Betracht eine bedeutende Leistung. Glänzend sind namentlich auch jene Stücke, die religiöse Lebensfragen auf dem Lande behandeln. Die satirischen und lyrischen Beigaben werden nicht wenig dazu beitragen, dem reichen, mannigfaltigen Talent dieses kernhaften deutschen Ritters vom Geist neue Freunde und Bewunderer zu gewinnen. Die junge deutsche Literatur und der „überwundene" Naturalismus können auf ihren Wilhelm von Polenz stolz sein.

Reinheit

Novellen

geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 4.—

Magdeburgische Zeitung. Im Strome der Bücherneuheiten auf dem Gebiete der erzählenden Literatur, der jedes Jahr bei Beginn der Reise- und Badezeit merklich anzuschwellen pflegt, ragt dieses Buch als ebenso anregend und unterhaltend im besten Sinne des Wortes wie künstlerisch wertvoll hervor. Des Verfassers Schilderungen und Charakteristiken besitzen bei aller Skizzenhaftigkeit und Knappheit eine wahrhaft plastische Anschaulichkeit, seine eigenartige Erzählungsweise packt und fesselt. Es ist geradezu bewundernswürdig, welch einen Reiz Polenz den einfachsten Vorgängen und alltäglichsten Dingen durch seine lebens- und naturwahre, aber freilich trotzdem künstlerisch vornehme Darstellung zu geben versteht, und wie er bisweilen die heikelsten Dinge bespricht, ohne „pikant" zu erscheinen, oder selbst nur prüde Leserinnen zu verletzen. Und nicht bloß ein außergewöhnliches Talent tritt in seinen Schriften zutage: was ihnen noch einen besonderen Wert verleiht, ist die kraftvolle Unerschrockenheit, mit der er gegen alle Heuchelei, Unwahrheit

und Ungerechtigkeit zu Felde zieht, während er für alles Menschenleid ein warm empfindendes Herz bekundet. Nach dem Gesagten braucht wohl das genannte Buch kaum noch empfohlen zu werden.

Wald

Novelle

geh. Mk. 2.—; geb. Mk. 3.—

Literarisches Centralblatt. Die Novelle verdient hohes Lob wegen ihrer schlichten Sachlichkeit, die die Poesie nicht ausschließt; Effekte, Raffinement, die fast alle modernen erzählenden Werke entstellen, fehlen hier vollständig, und doch ist eine so starke Wirkung erreicht. Man darf vielleicht sagen: Seit Ludwigs „Erbförster" ist ein solches „Wald-Werk" nicht dagewesen.

Luginsland

Neue Dorfgeschichten

geh. Mk. 1.—; geb. Mk. 2.—

Freiburger Zeitung. Wer so erzählen kann, ist nicht bloß Beobachter, sondern ein Dichter, ausgestattet mit dem besten Rüstzeug: mit eigenem Ausdruck für eigenes Fühlen. Wer für billiges Geld eine zum Denken anregende und zum Herzen sprechende Lektüre sucht, der greife nach dem Büchlein Luginsland, dessen Inhalt, sei er poetisch oder kulturgeschichtlich, wert ist, weitergetragen zu werden.

Das Land der Zukunft

oder

Was können Deutschland und Amerika voneinander lernen?

geh. Mk. 6.—; geb. Mk. 7.50

Die Woche. Das Reisen wird immer leichter. Der faulste Epikureer, der kaum seine eigene Muttersprache beherrscht, kann

heute ohne Beschwerde um seinen Planeten fahren. Die Reisebeschreibungen aber werden im gleichen Schritt durchweg schlechter. Man fährt ins fremde Land und läßt sich von der Masse der Eindrücke totschlagen — und das nennt sich dann objektives Hinnehmen der Dinge, wie sie sind. In Wahrheit liegt hier, wie immer, alles daran, was einer mitbringt. Als Humboldt einst nach Amerika ging, war das große kosmische Naturbild, das er im Kopf hintrug, die Hauptsache. In diesen Rahmen hat er Einzelzüge vor dem Original eingefügt: das gab die Frische, aber die Kraft war schon mit über den Ozean gefahren. Ein Kontinent mag so riesig sein, wie er will: er ersetzt nicht eine Persönlichkeit. Das ist das Urgeheimnis dieser Welt: so groß die Sonnen des Firmaments auch sind, unser „sonnenhaftes Auge" ist zuletzt doch das erste und größte. Von diesen Wünschen aus ist es mir eine wahre seelische Wohltat gewesen, einmal wieder auf ein echtes Reisewerk zu stoßen: „Das Land der Zukunft" von Wilhelm von Polenz (Berlin, F. Fontane & Co.). Der Mann, der hier von Nordamerika erzählt, ist erstens eine Persönlichkeit, nämlich Polenz. Und zweitens ist er ein Mann, der, ehe er nach Amerika ging und ehe er über Amerika urteilte, eine kleine Vorstudie gemacht hatte, die man wirklich nicht gut noch während der Überfahrt in der Kajüte eben nachholen kann: er kannte nämlich Europa. Polenz ist mit seinem eminent scharfen Beobachterauge einer der besten Kenner unserer deutschen Verhältnisse, die wir haben. Seine Studien über Deutschland, über soziale wie ethische Zustände, stecken in seinen Romanen. Wer sich so weit in seiner Bildung heraufgekämpft hat, um diese höhere Achtung vor der echten starken Dichtung und dem Dichterauge zu besitzen, dem gelten Romane wie Polenz' „Pfarrer von Breitendorf" und „Büttnerbauer" als kulturgeschichtliche Dokumente ersten Ranges. Und bei dieser Schärfe des Blicks hat der Dichter gerade, der in ihm steckt, ihn zugleich davor bewahrt, Parteimann zu sein. Ein Mann mit dieser Vorschule durfte es wagen, über Amerika zu schreiben — auch ein Buch zu schreiben, das selber einmal keine Dichtung war; das Auge und die Toleranz des großen Poeten gingen ja doch mit als Führer. Wir besitzen in unserer Literatur meines Erachtens keine einzige Studie über Amerika, die sich mit dieser in Form und Inhalt messen kann. Vielleicht

ist der Titel nicht völlig gerecht. Vielleicht wäre besser etwas wie: Amerika, geschildert als ein Stück Menschheit. Nicht rechtend und richtend, sondern eben mit der großen Toleranz des Poeten, der seinen Helden Mensch in jeglicher Gestalt liebt, tritt Polenz vor den Amerikaner. Wunderbar ist die historische Einleitung, wie er ihn vor uns noch einmal werden läßt; das ergreifende Schauspiel, wie der alte Kulturmensch plötzlich hinausverjagt ist auf eine fremde Planetenseite, wie auch er zuerst wieder nur zaghaft, gleich den uralten Kolonisten am Mittelmeer, den Küstensaum besetzt — bis ihn dann die ungeheure Mission ergreift, daß hier ein ganzer Kontinent auf einmal in seine Hand gegeben sei. Das Drama Amerikas ist hinreißend in diesem Buch geschrieben — in seinen tiefsten Zügen ist es das Drama der Kultur selbst. Durch alle ihre Extreme tobt diese Kultur auf der neuen Erde; alles, was noch brutal und unter tausend Verhüllungen kernfaul war in ihr, kommt hier nackt zutage. Wie ein wildes Wiedertäuferreich, das alle Schranken gebrochen hat, nur noch im Tag leben will, als sei alle Vergangenheit jäh ausgelöscht, so mutet diese härteste Feuerprobe des Menschengeistes oft an. Aber das stille, feste Beobachterauge des Dichters, den selbst sein unerschüttertes Wurzeln im Heimatboden so abgeklärt, so ruhig, so harmonisch macht, sieht in allem grellen Tanz, diesem Indianertanz der alten Kultur, doch unentwegt die geheime Schicksalslinie der Menschheit, die durch alle Arabesken doch immer und immer wieder den Anschluß der Entwicklung nach oben findet. Und er ahnt eine Klärung der Kultur eben durch diese einschneidende Erfahrung. Erst in diesem Sinne wird der Titel mit seiner „Zukunft" der Idee gerecht.

Eine große Ideenstudie über Amerika ist uns in diesem reichen Werk gegeben. Und in diesem Sinn begrüße ich es: endlich einmal wieder ein Beitrag zu der Reiseliteratur höchsten Stils, die uns aus dem Wirrwarr des Eindringenden, des Fremden erretten will zu einer höheren Schau, einem besseren Besitz des Eigenen. Wilhelm Bölsche.







